



Dies ist –virtuell & überhaupt- das erste Buch über den Schweizer Dichter & Filmmacher MATTHIAS ZSCHOKKE.

Das Libell will eine Hinführung, Einführung & Verführung zu Zschokke sein. Nicht mehr - nicht weniger.

Die umfangreiche Bibliographie weist Materialien für weitere Studien über Zschokke nach, mag eine Basis für den akademischen Diskurs bilden. Eine biographische Zeittafel rundet das Libell ab.

"Nein, zur Herde der Augenblicks - Schriftsteller gehört dieser Matthias Zschokke nicht... Bereits im ersten Buch hat er unverwechselbar seinen Stil gefunden, und sein ureigener literarischer Ton macht Zschokke unter den Autoren seiner Generation zu einem Exponenten der neuen deutschsprachigen Belletristik in den achtziger und neunziger Jahren. Und auch im 21. Jahrhundert bleibt er hochaktuell."

Niels Höpfner

Über den Verfasser

Niels Höpfner, *1943, lebt als freier Autor in Köln und anderswo. Buchveröffentlichung: *Die Hintertreppe der Südsee*, Köln: Braun 1979 (Theaterstücke, Hörspiele, Aufsätze)

Niels Höpfner

ZSCHOKKE

Ein sanfter Rebell

Bibliographie 1991-2002

Mⁿ i h A I T_e
Z^l T S^s C H Ö
a^s H^p O f^H C^K E
I e r n

Für Otto E. Mezzo-
"auf den Knien meines Herzens"

Inhalt

Max	7
Prinz Hans	10
Elefanten können nicht in die Luft springen, weil sie zu dick sind -oder wollen sie nicht-	11
ErSieEs	12
Edvige Scimitt	14
Brut	15
Der wilde Mann	17
Die Alphabeten	18
Piraten	20
Der reiche Freund	24
Der dicke Dichter	25
Erhöhte Waldbrandgefahr	27
Die Exzentrischen	29
Das lose Glück	31
Die Einladung	47
Die singende Kommissarin	48
Ein neuer Nachbar	51

Bibliographie	73
Zeittafel	99

Drei Interviews	103
Matthias Zschokke: Der Anzug	114



MATTHIAS ZSCHOKKE

...wir zerschellen an uns, zerbersten, zersplittern am Traum,

halten uns nieder im Wunsch, sehnen, sehnen, sehnen, und kein Leben.

MATTHIAS ZSCHOKKE, *BRUT*

Mit einem Paukenschlag betrat er die literarische Szene- der (am 29. Oktober) 1954 in Bern geborene Autor Matthias Zschokke: Nach einer Lesung im Frühjahr bei den "Solothurner Literaturtagen" wurde ihm am 22. November 1981 für seinen erst im folgenden Jahr (!) erschienenen Roman *Max* der mit 20 000 Schweizer Franken dotierte Robert-Walser-Preis der Stadt Biel und des Kantons Bern verliehen. Matthias Zschokke ist ein Nachfahre des eidgenössischen Schriftstellers Heinrich Zschokke (1771-1848), der ein zibändiges Œuvre verfaßte (ein noch heute bekannter Titel: *Hans Dampf in allen Gassen*) und Kleists *Zerbrochener Krug* initiierte, der außerdem ein großer liberaler Demokrat war.

Max

Lesern mit konventionellen Lektüre-Gewohnheiten dürfte *Max* wie ein epischer Trümmerhaufen vorkommen. In Wirklichkeit jedoch handelt es sich bei dem Buch um eine höchst kunstvolle Zertrümmerung des literarischen Phänotyps "Roman". Adorno hat, Hegel vom Kopf auf die Füße stellend, in Zusammenhang mit Literatur einmal geschrieben: "Das Ganze ist das Unwahre."

Ein changierendes Vexierbild: um sich an ihre vielfältige Eigentlichkeit vorsichtig heranzutasten, hat der Autor seine Figur Max episch atomisiert, dem Leser wird es überlassen, sie sich selbst wieder zu synthetisieren. Vor aller Augen knetet Zschokke aus dem Werkstoff Sprache sich einen Max zurecht, lesend nimmt man teil am Aufbau dieser Person, an dem Prozeß ihrer Kreation, und nie ist oder wird Max eine fix und fertige Romanfigur, der Autor hat sich als Ziel gesetzt, allenfalls eine größtmögliche Annäherung an sie zu erreichen, weil er davon überzeugt ist, daß Menschen nicht bis zum letzten Grund auslotbar sind (und bestimmt nicht zwischen zwei Buchdeckeln). Das Problem der "Identität". Max oder: ein Enkel von Gantenbein.

Max. Wer ist dieser Max? Ohne Zirkelschluß umkreist ihn der Autor in immer wieder neuen Anläufen: Max "schläft den ruhigen Bürgerschlaf, den bei gleichmäßigem Regen". ..."Max ist nicht männlich-schön, Max ist bürgerlich-schön, unauffällig, mehr rein, mehr sauber als schön. Er denkt viel über sich nach, wie gesagt, und er möchte gern anders sein. Wie alle." ..."Max kann tun und lassen, was er will, er wirkt immer so wie Öl auf Wasser. Er breitet eine geordnete, überschaubare Atmosphäre um sich aus/ wenn er die Bar betritt, sind die Rocker schon weg/ wenn er zur Hure geht, hat sie keine Syphilis/ wenn er beim Griechen ißt, ist das Fleisch frisch/

wenn er vergewaltigt wird, ist der Vergewaltiger liebenswert..." ..."Waschlappen nannte man so einen früher, und Max war auch wirklich wie ein nasses Tuch, nur tropfte er nicht und war auch angenehmer anzufassen."

Max ist eine "Zeit-Erscheinung" und dreiundzwanzig Jahre alt. Er hat bereits eine Zukunft als Schauspieler hinter sich. Vom Theater ist er abgegangen, weil er nicht glaubte, "Menschen seien durchschaubar, auffächerbar, zerlegbar, auffädelfar". Die Bühne mit ihrem verstaubten schönen Schein, mit ihren aufs Stichwort dressierten Akteuren kam ihm vor wie ein Exerzierplatz der Lüge: "Das Theater ist eine böse Institution, weil das Theater das Chaos nie zugeben wird, weil das Theater immer gegen Anarchie sein wird."

Ja, so eine Prise Anarchie und Chaos vermißt Max schmerzlich, in dieser verordneten Ordnungswelt mit all ihren Ordentlichkeiten. Er rafft sich auf zu kleineren Protesthandlungen: klebt Fahrkartenautomaten mit Leim zu, zeigt einem Kontrolleur nicht sein Billett vor, läuft bei Rot über die Straße, klaut im Warenhaus Streichhölzer, verbrennt seinen Paß, trägt "den Kopf nicht mehr auf Verbotshöhe". Aber: "Er ist kein Held geworden."

Bisweilen träumt dieser Max mit dem so komplizierten Innenleben sogar davon, in die Niederungen des Gewöhnlichen hinabsteigen zu können: "Ich müßte nicht individuell sein, ich müßte nicht originell sein, ich müßte nicht mehr darüber nachdenken, wie ich mich wohl von der Masse absetzen könnte, ich dürfte Masse sein, ich dürfte einfach so vor mich hinleben... Ich hätte nie mehr das Gefühl, daß ich mit Leuten zusammensitze, die alle viel klüger und viel sensibler und viel menschlicher sind als ich..." Gegen Ende ist Max "nur noch ein Zustand. ...Man spürt ihn kaum noch. Riecht ihn nicht. Er hüllt seinen Geruch in einen langen Mantel". Trotzdem gibt Max sich nicht auf: "Max kennt einen, dem es schlechter geht. Mit vollem Namen. Max ist zuversichtlich."

Die Schlußpassagen des Romans sind achtmal überschrieben: "Letztes Kapitel"- den Geist Max, den er rief, wie wird er ihn bloß wieder los, sein Autor? Eulenspiegel Zschokke läßt Max einen "großen, beliebten" Volksschauspieler in Neu Delhi werden, läßt ihn von einem Auto überfahren werden, läßt ihn von der Lava des Vesuvs zugeschüttet werden, damit er als freudloses Exemplar des heutigen Homo sapiens der Nachwelt erhalten bleibe, läßt ihn sich ein Bein amputieren ("Durch Verkürzung der Extremitäten hoffte er, einen reibungslosen und dynamischeren Blutkreislauf zu erreichen..."), läßt ihn schlicht verhungern, erschießt ihn schließlich, steckt ihn in Abfallsäcke und wirft ihn in einen Container zum Müll.

Wie eine Marionette zappelt die Romanfigur Max an den Fäden ihres Herrn und Meisters. Spielerisch-graziös behandelt der Autor auch seine Leserschaft, die, wie bei Jean Paul oder Laurence Sterne etwa, von ihm oftmals direkt angesprochen wird: "Ich bitte Sie höflich, nicht immer zu lachen. Ich tue meine Arbeit und Sie tun Ihre, und es gibt nichts zu lachen." Oder eine andere Fopperei: "An dieser Stelle hat sich mancher Leser erhoben und will wissen: ‚Was ist jetzt?‘ ‚Was ist mit Max, was tut er, was soll er?‘ Solchen Wissensdurst werde ich nicht löschen. Ein gelöschter Durst ist kein Durst." Prompt folgt ein eleganter Exkurs zum Thema "Wissensdurst", der von den "staatliche(n) Wissensdurstentzugsanstalten wie Schulen und Universitäten" handelt- aus nicht weiter Ferne lacht Karl Valentin herüber.

Zschokke hat erhebliche Vorbehalte gegenüber der epischen Erzählbarkeit: "Ich darf nicht einfach Geschichten erzählen. Lest den Grünen Heinrich... durch Eingriffe von außen, vom Staat, nein, von der Wirtschaft, wird jede Geschichte so geschüttelt und zerfetzt, daß es gelogen ist, diese in einem Buch " Wie so oft bricht der Autor mitten im Satz ab, bekennt sich auf diese Weise ausdrücklich zu einer Kunst des Fragmentarischen (Thomas Bernhard in *Alte Meister*: "Die höchste Lust haben wir ja an den Fragmenten, wie wir am Leben ja auch dann die höchste Lust

empfinden, wenn wir es als Fragment betrachten, und wie grauenhaft ist uns das Ganze und ist uns im Grunde das fertige Vollkommene."), die ja überhaupt bezeichnend ist für seine chaotisch-anarchische Schreibmethode, die denselben Ursprung hat wie Maxens Theater-Ekel, aber - paradox genug- trotz aller epischen Zersplitterung (oder gerade i h r e twegen) gewinnt der sogenannte Roman eine große Komplexität. Zschokke: ein Dekonstruktivist, ein "Zerneuerer". Sein Schreibprinzip: "Verweigerung als Stil" (Heinz F. Schafroth).

Max ist also auch ein Traktat über die Kunstform "Roman", ist ein Roman-Roman. Zschokkes Wahrheitsanspruch erzwingt die Zerstörung künstlerischer Geschlossenheit, da der Autor kein pseudoharmonisiertes Weltganzes vorlügen will. Was anfangs vielleicht aussah wie eine gezielte Vernichtung von Literatur, entpuppt sich schließlich als ihre radikalste Rettung: in einer kaputten Welt kann ein moderner Schriftsteller (heute und futurisch) eigentlich nur noch Scherbensammler sein. Darum ist für Zschokke "Welt" auch nicht griffig-greifbar (und erst recht nicht mit Wörtern und Worten), ihn plagt ein fundamentaler Weltzweifel, aber als Humorist, der er ist, rettet ihn sein Witz vor Weltverzweiflung.

"Zschokke ist ein durchtriebener Kannitverstan, der jeden bei Blindheit und Gedankenlosigkeit ertappt", schrieb Hartmut Schulze im "Spiegel". Zahllose hintersinnig-vertrackte Sätze in dem "Anti"-Roman *Max* bestätigen diese Feststellung: "Wir haben lesen gelernt, um lesen zu können, nicht um zu lesen. ...Meistens versucht Max, Judith zu zeigen, daß er sie liebe, anstatt sie zu lieben. ...Ich will jemand sein. Jeder muß jemand oder zum mindesten wie jemand sein, sonst liebt ihn keiner. ...Jeder macht sein Gesicht, Gesichter sind nicht. ...Man darf gewisse Dinge nicht denken, sonst fällt die ganze Welt zusammen, und wir, die wir die Dinge gedacht haben, wir stehen zuunterst, und auf uns fällt die ganze Welt. Die zuoberst zu liegen kommen, die kommen mit dem Schrecken davon, lauter verdatterte Akademiker und Hauptmänner, aber wir, wir werden zerdrückt werden, und das muß so sein." Solche gespielt-naiven Sätze, die im Erstaunen über den Zustand dieser Welt gründen, im philosophischen *T h a u m á z e i n*, könnten auch bei Robert Walser stehen. Von diesem unterscheidet sich Matthias Zschokke jedoch wesentlich durch die rigide Auflösung der epischen Struktur in seiner Prosa.

Zschokkes *Max* erlebte einen Hymnenhagel der Kritiker. In der "Frankfurter Allgemeinen Zeitung" allerdings unternahm der Rezensent einen literarischen Totschlagversuch, auf den der Kritiker Wolfram Schütte in der "Frankfurter Rundschau" süffisant replizierte: "Ein Buch, an dem sich schon mancher, wie ich lese, die Zähne ausgebissen hat; oft schüttelt Unverständnis den Kopf. Wer schulmeisterlich den erhobenen Zeigefinger aus der Vertikalen in die Horizontale herunterzirkelt und dieses Romandebüt abweisend von sich weghält, dem dreht es Nasen, dem schneidet es Fratzen, dem antwortet es mit Faxen."

In seiner dreispaltigen Eloge zieht Wolfram Schütte eine interessante formgeschichtliche Parallele mit seinem Hinweis auf "romantische ‚Verwilderung (Brentanos *Godwi*)". Und tatsächlich: so mancher Theorieaspekt in Friedrich Schlegels poetologischen Schriften könnte ebenso für Zschokkes Prosa gelten, was nicht weiter verwundern muß, denn auch schon die Dichter der Romantik waren "Junge Wilde", Opponenten gegen eine versteinerte Klassik.

In Zusammenhang mit *Max* bleiben noch zwei Merkwürdigkeiten zu erwähnen: Die konservative Berner Tageszeitung "Der Bund" druckte Zschokkes Erstling in Fortsetzungen- ein bei experimenteller Literatur sehr ungewöhnlicher Vorgang. Zudem ging von *Max* mutmaßlich eine unmittelbare literarische Wirkung aus. Der Schriftsteller Rainald Goetz besprach das Buch enthusiastisch, seinen avantgardistischen Charakter betonend: Es "ist ein Schritt heraus aus den... etwas abgetrampelten Wegen, in Richtung auf eine diesen Jahren adäquate Literatur" ("Deutschlandfunk", 22. August 1982). Die Rezension endete mit dem Satz: "Ich jedenfalls habe den Roman von Matthias Zschokke mit dem größten Gewinn gelesen."

Dieses Eingeständnis findet seine Bestätigung in dem Goetz-Roman *Irre* (erschienen 1983), dessen dritter Teil ohne vorherige Lektüre von *Max* kaum geschrieben worden sein könnte.

Prinz Hans

1984 veröffentlichte Matthias Zschokke, gefördert vom Deutschen Literaturfonds, sein zweites Buch *Prinz Hans*. Im ersten Teil liest es sich wie eine Fortsetzung von *Max*. Die Titelfigur ist zweifellos ein Bruder von Max, wenn nicht gar sein Zwilling- auch er ein Flaneur, der mit Kinderaugen durch die Welt spaziert: verwundert... erschreckt... verwundet.

Von seinem sozialen Status aus gesehen, kein imposanter Mensch, dieser Hans: "Er ist Angestellter eines Tabak-, Zeitungs- und Spirituosenhandels, wo er viermal die Woche um halb sechs die Tore, das heißt die Tür öffnen muß, um danach zehn Stunden ohne Unterbrechung im Verkauf tätig zu sein. Das trägt seinen bescheidenen Unterhalt. Auf Grund seines Dienstplans hat er oft zu den Zeiten der Arbeitslosen frei und sieht viele davon."

Trotzdem (und eben darum) adelt der Autor seinen Hans ironisch zum Prinzen hoch, denn "nur Prinzen und Könige können die Welt so hochnäsiger neglizieren, weil sie ihnen gehört. Was einem gehört, das bemerkt man nicht. Ihm steht eben auch die Welt zu und deren Liebe, drum vergißt er sie". Nun, so ganz schnell vergißt Hans die Welt denn doch nicht, aber zwischen ihr und ihm scheint sich eine dicke Panzerglasscheibe zu befinden. Für Hans, den "Rotzbub mit einem Kassandrawissen" (Zschokke), könnte auch gelten, was Claudio in Hofmannsthal's *Der Tor und der Tod* übers Leben sagt: "Bin freilich scheinbar drin gestanden,/ Aber ich hab es höchstens verstanden,/ Konnte mich nie darein verweben./ Hab mich niemals dran verloren."

Auch in Zschokkes zweitem Buch *Prinz Hans* finden sich wiederum unzählige köstliche Beobachtungen und Reflexionen von melancholischem Witz. Etwa: "Wenn einer aus dem fahrenden Zug springt, gibt das eine ein- bis zweistündige Unterbrechung; deswegen läßt man ungern jemand springen. Man hält einander an der Jacke fest. Wenn einer v o r den einfahrenden Zug springt, geht man wieder hoch und kann einen Bus nehmen, der schnell von übergeordneter Stelle zur Entlastung hindirigiert wird. Darum macht das nicht soviel aus. Sehen möchte man es nicht. Man erschrickt." Oder: "Jeder hat die Möglichkeit, auf die Höhe der Zeit zu gelangen, er soll sich bloß nicht anstellen. Der Zeitgeist wartet nicht. Der schreitet voran. Springen Sie auf, oder versteinern Sie in den Regalen für Zurückgebliebene!"

Ein (glückliches) *Max*-Déjà-vu-Erlebnis stellen ebenfalls die Selbstkommentare des Autors dar, die sein Schreiben begleiten: "Weigert sich noch jemand, bunte Geschichten zum besten zu geben? Dieses Erzählungsgefährt wird dann schon wieder in Fahrt gebracht, das wird versprochen." Oder: "Die hintere Neonröhre links muß flackern, weil sie erwähnt werden will." Aber Prinz Charmé treibt den Flirt mit seinen Lesern noch weiter, liebenswert-dreist, indem er eine *Max*-Repetition unverhohlen eingesteht: "Jetzt staunen Sie, wie ich mich frech wiederhole, über die unverschämte Tatsache, daß türkische Musik in den Hans wie in den Max hineinliebt, das Gewaltige der Wiederholung..."

In *Max* hatte Zschokke ein diskontinuierliches Erzählen auf die Spitze getrieben, indem er epische Trümmerstücke ziemlich aleatorisch montierte (so erschien es zumindest), in *Prinz Hans* reiht er längere Episoden aneinander, um einen größeren epischen Bogen zu erreichen.

Elefanten können nicht in die Luft springen, weil sie zu dick sind- oder wollen sie nicht-

Ab Seite 134 von *Prinz Hans* setzt sich die Prosa fort mit einem Theaterstück, das sich als eine feine Kostbarkeit herausstellt. Unter dem Mammut-Titel *Elefanten können nicht in die Luft springen, weil sie zu dick sind- oder wollen sie nicht-* hat am 10. Mai 1986 im "Theater zum westlichen Stadthirschen", einem Berliner Off-Theater, die Uraufführung stattgefunden. Der Kritiker Heinz Ritter urteilte: "Ein vielschichtiges, bizarr versponnenes Stück von hohem intellektuellen Reiz und subversiver Komik." Das

Das Stück spielt in einem sogenannten Loft, in einer ausgedienten und nicht gerade sehr komfortablen Fabrikhalle. Hier versammelt sich außer Hans, der nun graubündnerisch-poetisch Gionandris heißt, ein Rest der Jeunesse, die schemenhaft bereits in der vorangegangenen Prosa auftauchte: zum pirandellesken Rollenspiel finden sich ein die beiden jungen Frauen Leta und Zaira, gemeinsam mit einem Mann ihres Alters, der fortan die Hauptperson darstellt, namens Seume. Letzterer ist biographisch nicht identisch mit dem Dichter Johann Gottfried Seume (1763-1810), der den *Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802* schrieb, aber sicher ist die Namengebung eine Hommage für einen außenseiterischen Lieblingsdichter Zschokkes.

Das Fabrikhallen-Quartett inszeniert sich in seiner öden Behausung eine neue und buntere Welt, denn die, die existiert, läßt sich nicht ertragen, muß überspielt werden. Bei "bitterlicher Kälte" träumt man sich fort ins Indische, ins wahrhaft "Prinzliche", hinüber zu Licht und Glanz- allen Störungen zum Trotz: obwohl "ein höflicher Mensch" Flugblätter verteilt und zu absurden Polit-Demonstrationen einlädt, obwohl ein Nachbar, der "Herr Riemer" (das wandelnde Prinzip Banalität), blödeste Außenwelt hereinzuschleppen versucht und obwohl sogar Gevatter Tod (als elegant-blasierter Allegorie) ein- und ausgeht (und sein Theater-Comeback feiert), ganz zu schweigen von einer Figur, die im Personenzettel des Bühnentextes "Jemand Bläuliches" heißt und (für die Akteure unsichtbar) destruktiv sich gebärdend, eine Art Assistent des Sensemannes ist.

Beim Spiel des Quartetts geht es wirklich um alles: ums Leben. In der Tat findet ein Überlebens-Spiel statt, ganz im Gegensatz zu den Mätzchen, die ein ungebetener Gast-Clown darbietet: was der vorführt, ist lediglich L'art pour l'art, das sind nur mit viel Schweiß eingeübte und im Grunde dämliche Kunst-Stückchen.

Wie bewundernswert dagegen die Imaginationskraft der existentiellen Traumspieler! Sie schaffen es sogar, daß sich der ursprüngliche Beckett-Endspiel-Raum in ein paradiesisches Grün verwandelt. Und wenn dennoch am Schluß der Tod, zusammen mit seinen Schergen, abernten will, hat er damit doch erhebliche Schwierigkeiten: "Die bläuliche Person klappert nachdenklich mit den Zähnen, der Tod probiert verblüfft noch einmal sein Tänzlein." Zwar hat er Zaira bereits kassiert (sie wurde -in konkretem Wortsinn- von einem Geldsack erschlagen), aber das verbleibende Trio singt ihn (höchstwahrscheinlich und hoffentlich) t o t, "zu einer jämmerlichen Cellobegleitung" von Gionandris, dem "Prinzen" Hans.

Der Reichtum des rätselhaft-luziden Zschokke-Stückes läßt sich nicht in wenige Worte fassen: seine Heiterkeit, seine Trauer, sein Witz, seine Skurrilität, seine Naivität, seine Klugheit, ja, seine Weisheit. Ein riskanter Vergleich soll gewagt werden: Matthias Zschokkes Theaterstück hat eine ähnliche literarische Qualität wie Georg Büchners vor 166 Jahren entstandenes Bühnenwerk *Leonce und Lena*.

ErSieEs

1986 erschien Zschokkes drittes Buch *ErSieEs*, und damit wäre eine eigentlich nie beabsichtigte Berliner Trilogie komplett, denn Berlin, wo der Autor seit 1980 lebt, bildet in allen drei Bänden die Kulisse.

Die formale Demontage der Literatur hält sich bei Zschokkes Buch *ErSieEs* in Grenzen. Seine Erzählstruktur wirkt weniger struppig als in den vorausgegangenen Veröffentlichungen, aber es bleibt noch genug Widerborstiges übrig, um die Lust an labyrinthischer Lektüre zu befriedigen. Der Buchtitel bezeichnet die wundersame Eigenschaft einer der Hauptpersonen, ist abgeleitet von ihrem Namen, der Ersiës de Glych lautet. Das klingt geheimnisvoll türkisch-flandrisch, meint jedoch nichts anderes als ErSieEs, der Gleiche. Wieso ErSieEs? Warum der Gleiche? Mit Ersiës hat es eine besondere Bewandnis: diese Person kann maskulin u n d feminin sein, ist ein Weib-Mann: "Oft ist sie eine Frau. Das Männliche, was hin und wieder durchglitzert, ist das übliche."

Es handelt sich keineswegs um einen transvestitischen Roman, auch nicht um einen transsexuellen wie etwa bei Virginia Woolfs *Orlando*, wo ein junger Mann innerhalb einer Zeitspanne von drei Jahrhunderten, selbst jedoch nur um zwanzig Jahre gealtert, sich schließlich in eine Frau verwandelt. Zschokkes Ersiës besitzt die faszinöse Fähigkeit, permanent zwischen den sexuellen Polen zu oszillieren, wird also auch vom Autor konsequent -wie Goethes Mignon- einmal als "sie" apostrophiert und dann wieder als "er". Aber Ersiës ist realiter kein Zwitter, sondern allenfalls zerebral: Metamorphose des Geschlechts ad libitum (und sei es nur die Projektion der anderen), denn Ersiës ist eine K u n s t f i g u r .

Schon als Es war Ersiës ein höchst merkwürdiges Balg: "Als Kind hatte sie Turnschuhe und dünne Beine, -vielleicht HAGERE?-, mehr zur Täuschung, denn bewegt hat sie sich nicht besonders sportlich, nie und heute muß sich Ersiës eben einiges gefallen lassen, weil sie ungehörig wenig weiß von dem, was zur Zeit wahr ist. Sie hat sich einmal ein Lexikon gekauft von 1904, jetzt weiß sie meistens das Verkehrte oder das Halbe oder gar nichts." Und wer ist diese/r Ersiës als erwachsene Person? Zumindest ist sie ziemlich dubios. Das fängt schon an bei den genannten Geburtsdaten, die alle verschieden sind. Und Ihr Beruf, meine Dame, mein Herr? Einer aus dem Bekanntenkreis meint: "Er wisse es auch nicht genau, aber er glaube, sie sei Lehrerin für ausgestorbene Sprachen. ...Manchmal schreibe sie Zeichen auf ein Papier, die niemand entziffern könne. Die nenne sie althilologisch... Zu Korinth sagt sie Düsseldorf. ...Dann wieder sagt sie am Ufer eines der kleinen Dreckseen: ‚Das ist mein tyrrenisches Meer‘, oder so ähnlich, nur weil grade auch ein Mond drüber steht. All das mit der größten Selbstverständlichkeit, unverblümt..."

Vielleicht ist Ersiës auch ein/e leidenschaftslose/r Tabakwarenverkäufer/in- dieser Tätigkeit ging ja bereits "Prinz" Hans nach: "Ersiës verläßt die Leidenschaft schnell, das stimmt. Tabak mochte er nur drei Wochen lang leidenschaftlich gern verkaufen. Danach verkaufte er ihn mit kühler Distanz, und zuletzt gar nicht mehr. Deswegen trifft man selten Tabakverkäufer in Sechszimmerwohnungen an. Tabakverkäufer sind zu wenig leidenschaftlich."

Ersiës verdient den Lebensunterhalt als Versuchskarnickel der Pharma-Industrie. Scheinbar harmlos-naiv (und also mit unglaublicher Schärfe) berichtet Zschokke von zynisch-menschenverachtenden Experimenten- ohne die Sozialschnulze zu dudeln.

Ersiës wird von einem Literaturbetriebsmenschen geliebt, der seinerseits "eine Art Brieffreund" eines von ihm sehr geschätzten "Baufachmanns" ist, mit dem er viel und gern korrespondiert. Dabei geht es um tiefe literarische Sachen, etwa um eine Tagung zum Thema "Der Librettist und die Schaffensfrage", zu welcher der Literaturbetriebler "von dem sogenannten Professor, der... in

Tübingen das Schriftdeutsche verwest", eingeladen worden ist. Oder um ein anderes (in reizvoller landschaftlicher Umgebung stattfindendes) Symposium zum Problem "Die Präsenz des Rezensenten in seiner Rezension". Mit kühlem Techniker-Kopf reagiert der Baufachmann in seinen Briefen (die in Versalien gesetzt sind) auf den kulturellen Schrott und Müll. Die epistolarische Pseudodebatte über brennendste Kunstfragen ist ein satirisches Glanzstück in Zschokkes Buch.

Zur epischen Menage à trois gesellt sich außerdem Mario Massa. In den wiederum ist Ersiës verliebt, schnöde den Literaturbetriebler zurückweisend, obwohl er auch an Ersiës köstliche Briefe schreibt, mit literarischen Beigaben sogar, etwa der in einer Anthologie aufgespürten Kurzgeschichte "Claudius Simonitsch und die Deutsche Bundespost" oder dem in der Zeitschrift "SCHAUSPIEL" gefundenen theatralischen Manifest "Berlinische Dramaturgie".

Aber vergeblich das Werben, Ersiës liebt Mario Massa, den "Meteorologischen Sänger"- wen bitte? Mario Massa singt morgens im Radio den Wetterbericht (bei seinen raren Lesungen gibt Zschokke selbstverständlich eine Probe der eigenen Sangeskunst). Im Monat September, zum Beispiel, singt Mario Massa:

"Ostatlantischer Tiefdruckwirbel
führt Meereskaltluft heran.
Guten Morgen, Madame, schneller
ging der Sommer, schon
Herbst schon Winter,
örtliche Frühnebelfelder,
Nieselregen.

Kalt altern
Nasenspitzen, Zehen.
Ihre Brustwarzen
hart, schon welk.
Schnaufen Sie,
nicht vergessen.
Herbstmode Tarnanzug
oder Gefieder.

Vorbei, vorbei,
Leintücher,
warm noch,
Leichentücher.
Nur mit der Ruhe,
Madame,
erst frühstücken.

Die Niederschläge kommen
im Erzgebirge auf."

ErSieEs - Zschokkes shakespearisch angezetteltes Geschlechterverwirrspiel endet nicht harmonisch-heiter-hormonisch: Die Liebenden kommen nicht zusammen; dem "Meteorologischen Sänger" wird beim Rundfunk gekündigt; nachdem der Literaturbetriebler Ersiës aus den Augen verloren hat, wird er wohl Berlin verlassen ("...es stinkt in der ganzen Stadt - die Gesichter sind grau geworden - bleich und grau - in den U-Bahnen nur noch bleiche, graue Gesichter, schuppige Hände - fröstelnd, gefesselt starren wir vor uns hin, zitternd").

Und was geschieht mit Ersiës? Nach einem im Wald mißglückten Rendezvous mit dem Tod endet Ersiës als an die Wand gehängtes Exponat bei einer Leistungsschau des Pharmakonzerns. Ersiës ist zum Objekt geworden, von ihm oder ihr ist nur noch ein vages Es übriggeblieben. Zwei Rentnerinnen wollen an dem Ausstellungsgegenstand Flügel entdecken, aber "ein junger Assistent in weißem Kittel" klärt die Besucher auf: "...das sind Ablagerungen von Fluocortinbutyl nach rektaler und intravenöser Abgabe im crossover Vergleich. Sie sind absolut unbrauchbar, unbeweglich. Eine Art Höcker eher. Sehen Sie, Sie können sie anfassen. Schlecht durchblutet..."

Im Vorwort verrät Matthias Zschokke ironisch: "Im Grunde genommen würde ich mich auf den Barrikaden besonders wohl fühlen." Und auch das Wohlgefühl des Autors auf den *Wort-Barrikaden* ist offenkundig: "Wie bin ich froh um krummgehauene Sätze. Oder rostige Sätze. Und wie schäm ich mich in der Öffentlichkeit für sie! ‚Du Hundssatz! Willst mich der Lächerlichkeit preisgeben, vor allen Leuten!‘ zieh ich über ihn her- aber zu Hause, wenn ich allein bin, umarme ich den Satz und gebe ihm einen Kuß."

Und wieder wird in Jean-Paul-Karl-Valentin-Manier ein prächtiges Pointen-Feuerwerk gezündet. Daraus eine Rakete: "Eine heute besonders bewunderte Art, sich zu bewegen, ist das Grenzenüberschreiten.... Wer jemanden treffen möchte, begibt sich an die Grenzen; dort vertreibt sich die Zeit, was Rang und Namen hat. Vor dem Zollhaus herrscht ein buntes Treiben. Bei schönem Wetter finden sich Tausende hier ein, um der Grenzüberschreitung eines Tollkühnen beizuwohnen, welcher grade dabei ist, ein Paillettenkleid über seinen durchtrainierten, wohlgenährten Körper zu streifen. Ist alles vorbereitet, stellt er sich an die Grenze, konzentriert sich, ruft: ‚Ich wage nun das Chaos‘, oder ‚Ich überschreite nun meine Grenzen!...'"

Und noch ein schneller Kracher: "...wer das Wahre sagt, wird geliebt. Das Bekannte ist das Wahre. Eine friedliche Herde, die sich gegenseitig hütet... es ist schwer, der Zeit zu entkommen, wenn einer nicht schön ist wie ein Sigurd und beredt wie ein begüterter Sohn." Nein, zur Herde der Augenblicke - Schriftsteller gehört dieser Matthias Zschokke nicht. Und von besonders witziger Delikatesse sind erneut seine das eigene Schreiben umrankenden Reflexionen, denn die auktoriale Handschrift verhehlt er nie: "Hier folgt eine Naturbeschreibung, um dem Ganzen epische Breite zu geben: es windet. Die Blätter halten fest an den Bäumen, wird wohl nicht Herbst sein. Und vielleicht kommt Regen. Oder sogar die Sonne. Je nachdem, was der Bauer sich wünscht."

Zschokke schreibt Literatur-Literatur. Bereits im ersten Buch hat er unverwechselbar seinen Stil gefunden (Le style, c'est le poète- was sonst? Aber anscheinend ist dies in Vergessenheit geraten...), und sein ureigener literarischer Ton macht Zschokke unter den Autoren seiner Generation zu einem Exponenten der neuen deutschsprachigen Belletristik in den achtziger und neunziger Jahren. Auch im 21. Jahrhundert bleibt er hochaktuell. Und ganz en passant wurde er einer der Begründer der literarischen Postmoderne (vgl. zur Begriffsdefinition: Ihab Hassan, Postmoderne heute. In: Wolfgang Iser (Hg.), *Wege aus der Moderne*. Weinheim: VCH, Acta Humaniora, 1988) hierzulande, unter dem fröhlichen Banner ANYTHING GOES.

Edvige Scimitt

Mit einem Budget von nur 800 000 DM drehte Matthias Zschokke 1985 seinen ersten Spielfilm *Edvige Scimitt*. Er wurde bei den "Hofer Filmtagen" im Herbst selben Jahres uraufgeführt, das "Zweite Deutsche Fernsehen" zeigte ihn am 15. Mai 1986 in seinem "Kleinen Fernsehspiel". Helmut Schödel schrieb in der "Zeit": "Oben auf einer Wolke schwebte ein Film. ...Was die Wolke, auf der sich dieser Film ereignet, zum Schweben bringt: Ironie." Eigentlich hieß sie Hedwig Schmitt. Als die Schweizerin in Palermo lebte, verballhornte die italienische Post ihren Namen in "Edvige Scimitt". Basierend auf Hedwigs Tagebüchern, erzählt

Zschokkes Film einige Stationen aus ihrem Leben: Sie arbeitete -zu Beginn dieses Jahrhunderts- in London als Parlourmaid, in Mailand als "Saaltochter", in Palermo als Theatergarderobiere, in Zandvoort als Etagenkellnerin und in New York als Badraummädchen. Dabei erlebte sie "Ungeheuerlichkeiten auf absolut eigenwillige Art". (Zschokke)

Immer sind Männer hinter ihr her. Einige benutzen sie. Einer macht dem *kunstseidenen Mädchen* ein Kind. Edvige oder die Unschuld des Herzens. Kein soziales Drama, sondern viel Hintertreppe.

Der Film lebt von einer aberwitzigen Dialog- und Situationskomik. Und der gelernte Schauspieler Matthias Zschokke hat ein farbenfrohes Leinwandspektakel inszeniert- in theaterhaft künstlichen Dekors agieren die Darsteller entsprechend artifiziell-stilisiert. Als Bewunderer von Fellinis Plastiksonnemond blessiert Zschokke das realistische Medium Film.

In Kritiken las man zu *Edvige Scimitt*: "Der Leidensweg der literarischen Stereotype wäre auch als Film eine schwer verdauliche Küchenlied-Schmonzette, wenn Zschokke ihn nicht in einer phantastischen Bühnen-Kunstwelt mit kräftiger Ironie, fast wie ein knalliger Comic-Strip, abspulen würde. Dabei gelingt es ihm mit dem betont theatermäßigen Gestus der Schauspieler und einer gar nicht theatersteifen Kamera, die Komik des begnadeten Verführers ebenso wie die der tragisch verführten Unschuld hinter der Kitschfassade hervorzulocken." (Wolfgang Brenner)

Oder: "Zschokke handhabt die Mittel der Verfremdung nicht im Brechtschen Sinn, um den Zuschauer von der Emotion zum Nachdenken zu führen, sondern gerade umgekehrt: Indem er ihn zum Lachen bringt, spricht der Filmemacher die emotionale Ebene im Zuschauer an. Teils amüsiert, teils betroffen erlebt man ein Schicksal, das einem Stück Frank Wedekinds oder Ödön von Horváths entstammen könnte und doch gelebtes Leben bleibt..." (Gerhart Waeger)
Der Drehbuchautor und Regisseur selbst äußerte zu seinem Werk: "Edvige ist ein Film für Schauspieler, gegen den Trend zur Sprachlosigkeit, gegen den Film von nebenan, gegen den Film, den das Leben schrieb. Ein Film, in dem und über den ich lange nachdenken muß, eh ich ihn gut finde. Vielleicht ein Requiem, vielleicht ein ‚Anderer Film‘, mindestens so bunt wie ein Film."

Matthias Zschokke erhielt für *Edvige Scimitt* als besten Spielfilm 1985 ein Jahr später auf der Berlinale den Preis der deutschen Filmkritik. In der Begründung zur Preisverleihung hieß es: "Die Jury würdigt damit ein Debüt, das sich durch eine ungewöhnliche Verknüpfung theatralischer und filmischer Mittel sowie durch eine hervorragende Behandlung von Licht, Farbe und Darstellung als souveränes Spiel zwischen Dokument und Fiktion auszeichnet."

Brut

Auf Grund seines zweiten Theaterstücks *Brut* wählten Kritiker der Zeitschrift "Theater heute" Matthias Zschokke in der Autoren-Sparte zum besten Nachwuchskünstler 1989.

Im Programmheft zur Uraufführung von *Brut* (Bonn, 18. November 1988) schreibt Zschokke: "Ich hätte etwas Filigranes bezüglich Seeräuberei zu berichten, etwas Kostbares unter dem Namen *Brut*; von sehnsüchtigen Menschen, die als Kinder unter aufgeschlagenen Knien litten, wie wir; deren Münder klebrig waren, wie unsre. Sie wünschten für sich kühne Größe mit einem Hauch Aristokratie, wie wir. Viele ließen sich überreden und traten in den Dienst der Rhätischen Bahnen, als Schrankenwärter oder Billeteure. Andere wagten einen Sprung und wurden Schlachter. Die wenigsten blieben rastlos. Sie konnten das Fernweh nicht hinauskomplimentieren aus sich auch nicht mit Hilfe einer Reise nach Abbado-, sie wurden Kapellmeister, waren

unzufrieden, wurden Kammerjäger (oder -zofen), blieben unzufrieden, wurden Nationalökonomie (oder-rätinnen), blieben unzufrieden-, und eines Tages sagten sie sich von allem los und entfernten sich: Sie wurden Piraten- nicht wie wir. Glauben Sie nicht, daß sie nun zufrieden seien. Im Gegenteil: Die Unzufriedenheit, die Unruhe, die Sehnsucht, das sind gerade die Motore, gleichsam die Galeerensklaven oder Schiffsschraubenantriebe, der Wind in den Segeln von *Brut*."

Ein unreal glitzerndes Märchen, eine Seeräuberpistole: Im Brutofen der "karibischen Sümpfe" dümpelt ein Piratenschiff. Die Besatzung an Bord: Kapitänin Tristana Nunez, die "Blutige"; Selkirk, ein androgyner Matrose, schön wie Melvilles *Billy Budd* und wohl entfernt verwandt mit Defoes *Ur-Robinson*; Azor, der Steuermann; Arud Cafilisch, Koch; der Navigator Hornigold Glaser; Hallwax, ein opportunistischer Offizier; Kogge, ein tumber Schiffsjunge; außerdem ein unfreiwilliger Gast: eingesperrt im Mastkorb der grünesichtige Dichter Julio Sloop, für den ein horrendes Lösegeld erpreßt werden soll.

Die Filibuster sind die Brut unerfüllter, verdrängter Sehnsüchte. "Von der Sehnsucht nach dem Absoluten sind sie aufs Weltmeer getrieben worden, und nun verzweifeln sie an der Sinnlosigkeit ihres Daseins", hat ein Kritiker geschrieben. Auf dem Schiff herrscht Chaos, das sanft beginnt: die Band mag nicht mehr zur blauen Stunde musizieren, des Kochs Künste werden verschmäht. Schließlich drei Leichen: die Kapitänin (ein travestierter *Tristan*) ermordet, verliebt in Selkirk, ihre Nebenbuhlerin, die Fürstin Lastadie Etmal (die gewissermaßen ein weiblicher *Fliegender Holländer* ist), nachdem sie vorher bereits den Dichter umgebracht hat, der mit Selkirk tändelte. Denn dieser ist eine als Mann verkleidete Frau, wie offenbar wird, als Selkirk sich erhängt hat: ein Opfer ihres Ennui ("Alle erleben, nur ich nicht!"). Hallwax nutzt die Gunst der Stunde und zettelt eine (halbherzige) Meuterei an, die nun die "führungsschwache" Kapitänin in den Mastkorb bringt. Und das piratische Narrenschiff zieht weiter seine Runden: obwohl Hornigold Glaser sein Navigationshandwerk beherrscht, fährt es immerzu im Kreis (Nietzsches "ewige Wiederkehr des Gleichen"), denn Azor, der Steuermann, ist- blind. Wie der blinde Seher in der antiken Tragödie raunt er: "...man kann sie nicht bezwingen, die Schöpfung." Ernüchterung, Enttäuschung steht am Ende aller Sehnsucht, nur "unlustig, zerstreut, mechanisch", wie es in Zschokkes letzter Regieanweisung heißt, geht die Seeräuberei weiter.

Der Kritiker Andreas Roßmann resümierte in der "Frankfurter Allgemeinen Zeitung" seine Eindrücke von *Brut* so: "Die Bricollage der Déjà-vus und Reprisen, Opern- und Trivialkunzitate ist ebenso konstruiert wie ironisch: eine theatralische Abglanzverwertung. Im bunten Kostümstück steckt ein bizarres Konversationsstück. Seine vertrackte Eloquenz läßt die Piraten zwischen Kreuzberger Wohngemeinschaft und philosophischem Proseminar, Beziehungskiste und Selbstfindungskreis schaukeln. Das markierte Porträt einer Generation. Das Theater aber ist der Ort, an dem alle Metaphern in die Parabel münden: Satt und selbstzufrieden ist es geworden, und wenn es doch einmal auf Kurs geht, bewegt es sich bestimmt im Kreis. Weniger tiefsinnig als kokett, ist *Brut* vor allem ein Insider-Stück: Kritik am Theater und Liebeserklärung an das Theater zugleich."

Wie richtig diese Analyse auch sein mag, greift sie trotzdem zu kurz. Aber immerhin mißbraucht sie den Autor nicht ideologisch wie der Bonner "General-Anzeiger", der Zschokke eine Attacke auf "die abgetakelte 68er-Generation" unterstellte und ihn ans reaktionäre Ufer zu ziehen versuchte: "Zschokke will nicht nur unsere groteske Wirklichkeit in einer grotesken, und vielfach gebrochenen Piratenstory spiegeln. Er will vor allem vorführen, daß die großen Aufbrüche derer, die nach Wesentlicherem streben, nach gesellschaftlicher Veränderung etwa, scheitern müssen. Scheitern müssen aus zwei Gründen: Einmal, weil die Sinnfrage nach dem menschlichen Sein nicht zu lösen ist (und damit alles Tun am Ende fragwürdig wird) und zum anderen, weil die, die mit Macht zu neuen Ufern aufbrechen, den Keim des Scheiterns schon in sich tragen. Ihre Macken und Egoismen, Lüste und Begierden, kurz, ihre seelischen Beschädigungen, die sie bei

Antritt der großen Reise mit an Bord nehmen, sorgen dafür, daß ihr Schiff am Ende in einer stinkigen, verseuchten, weit ab vom Schuß gelegenen Gegend immer im Kreise herumfährt." Dieses Stück hat Matthias Zschokke mit *Brut n i c h t* geschrieben.

Treffender dürfte die "Neue Zürcher Zeitung" Zschokkes *Brut*-Intentionen charakterisiert haben: Das Stück ist "ein Diskurs über Tatenlosigkeit und Sehnsucht nach dem Abenteuer, über das Nicht-Handeln-Können und das Nicht-mehr-Handeln-Wollen, ein Diskurs aber auch über die ganz banale, alltägliche Not mit den Gefühlen. Figuren, die einmal mit grossen Träumen aufgebrochen sind, werden im Käfig eines endlosen Sichdrehens am Ort der Sinnlosigkeit ihrer Anstrengung, der Überflüssigkeit ihrer Existenz inne. Ein Ausbruch aus dem magischen Kreis scheint nicht möglich".

Und Zschokke selbst zu seinem Stück: "Aber vor allem hocken Zikaden im Mast, vor der Bühne, hinter den Scheinwerfern, überall; es surrt und lispelt; Geier sitzen auf den Rängen und dösen; aus der Ferne klingt eine Arie. Das ist *Brut*..."

Der wilde Mann

Laut Lexikon sind Wilde Männer "tierhaft behaarte Waldmenschen, Schrate, Vegetationsdämonen"; seit dem Mittelalter findet man sie dargestellt auf Bildteppichen, in der Buchmalerei, auf Wappen und Münzen. Bis heute nennen ländliche Gasthöfe sich gern "Zum wilden Mann".

In eben einem solchen steigt in der Schweiz ein distinguirter, graumelierter Herr ab- Herr von Salzgitter aus Peine (eine Lesung verschlug Zschokke in die Kleinstadt bei Braunschweig; der Name blieb ihm unvergeßlich und erschien ihm verewigenswert): "Für die Moosbewohner war es eine Nacht wie jede; düster, dumpf und grauenvoll- wo das Grauen Morgengrauen ist. Der Wind riss die Ziegel von den Dächern und erschlug damit die Katzen und die Knechte. Die Gäste betrachteten stumpf das Sterben in Abessinien -hin und wieder fiel eine Bemerkung über das Wetter-, der Grund für die Leichen war das Ausland. Da ging die Tür auf, der Herr von Salzgitter trat ein, zog den Mantel aus- und stand damit ratlos im Raum; er war Diener gewohnt." (Zschokke)

Herr von Salzgitter hat schon einmal bessere Tage gesehen: "Einer, der sich Deutschland nicht mehr leisten konnte; den es niedergezwungen hatte in den Schmutz, wo er nun kroch, mit Marmor im Kopf. Zu Fall gebracht von einem schlechtparfümierten Gegner; einem mitteldeutschen Kastraten, von dem es sich nicht lohnt, besondere Merkmale zu erwähnen; vom Schicksal." (Zschokke) Herr von Salzgitter ist "Galanteriewarenhändler"-Vertreter für Kondomautomaten und Zubehör. Der Gast im "Wilden Mann" erlebt eine furchtbare Alptraumnacht. Er findet keinen Schlaf in dieser Nacht ("...wie da ein Deutscher in der Schweiz eine Nacht lang nicht schlafen kann- ein Hochgenuss! [Wir können andere nicht leiden; sie erinnern uns so fatal an uns selbst.]" [Zschokke]): immerzu dringen Leute in sein Zimmer ein, die Serviererin wirft sich ihm an den Hals, unten probt die dörfliche Blaskapelle, und ein schöner Jüngling sorgt für eine Verwirrung der Gefühle. Er ist "Projektionist", Filmvorführer, denn in der Herberge gibt es ein "Cino", in dem bedeutungsschwere und erbarmungslos dilettantische Filme, auf dem Dachboden selbstgedreht, gezeigt werden (eine authentische Erfahrung Zschokkes in seinem Heimatdorf Ins [das -nebenbei- übrigens Modell war für Dürrenmatts Güllen im *Besuch der alten Dame*]).

Herr von Salzgitter warnt den Jungen, er möge sich in acht nehmen: "Sonst überwältigt Sie mal der Abendwind, so wie Sie ausschauen. Der Abendwind liebt schöne Jünglinge. Wissen Sie das nicht?" Die stupide Antwort lautet: "So einen Wind gibt's nicht bei uns." Am Morgen ist der Fremde tot, auch wenn Venedig nicht in der Schweiz liegt. Die Bauern rufen zum Viehmarkt. Im Bild: Kühe, Kühe, Kühe.

Kritiker nannten den *Wilden Mann* (Berner Filmpreis 1989) des öfteren ein "Kinojuwel", rühmten seinen "hintergründigen Humor" und die literarisch ziselierten Dialoge, die oft ins Surreale hinüberspielen, lobten immer wieder die große schauspielerische Leistung von Dieter Laser, in der Rolle des Protagonisten. Zschokke selbst bezeichnete sein Lichtspiel als "eidgenössischen Aufklärungsfilm" und als "helvetischen Grusel- und Liebesfilm".

Und er fügte noch hinzu: "*Der wilde Mann* ist eine Torte. ...Die vorliegende Torte ist selbstverständlich eine ohne Boden. Tortenböden sind -mindestens in Nordostdeutschland- etwas vom Niederträchtigsten, was die Bäckerzunft hervorzubringen wagt: schaumstoffartig, saugfähig, nur dazu da, die Bissfestigkeit und saubere Finger zu gewährleisten. *Der wilde Mann* ist nichts als beste Füllung: feingeschabte, traurig-schöne Schauspieler (-innen) schlendern durch warmes, gebranntes Licht, erzählen auf sämigem Ton Merkwürdigkeiten aneinander vorbei und umschleichen sich dazu in knusprigen, exotischen Geräuschen..."

"Die Torte" wurde im "Kleinen Fernsehspiel/ Zweites Deutsches Fernsehen" am 17. Januar 1989 als Ursendung serviert.

Von April bis Juli 1996 arbeitete Zschokke an seinem dritten Spielfilm, der den merkwürdigen (Un-)Titel *Erböhte Waldbrandgefahr* trägt; die Uraufführung fand am 12. August 1996 beim Filmfestival von Locarno statt. Das Drehbuch zu einem weiteren Film (Arbeitstitel: *Die 3 schönen Müller*) konnte aus finanziellen Gründen bislang nicht realisiert werden.

Die Alphabeten

Matthias Zschokkes drittes Theaterstück trägt den ingeniosen Titel *Die Alphabeten* (Uraufführung: 25. September 1994 in Bern - Deutsche Erstaufführung: 1. Oktober 1994 am "Deutschen Theater"/ Berlin). Auch diesmal bleibt der Autor, der für dieses Stück mit dem Gerhart-Hauptmann-Preis 1992 ausgezeichnet wurde, seinem General- & Lieblingsthema treu, und das lautet: die bleierne Schwerkraft der Verhältnisse. Aber, auf dem Theater zumindest, bringt er sie zum Tanzen, mit Phantasie & Komik.

Eine Literaturpreisverleihungsfeier. Die Szene ist eine zum "Kulturzentrum umfunktionierte GOTISCHE KIRCHE". Ein Literaturverweser namens Dr. Samuel Seet präsentiert die gekürte Jungautorin Susanna Serval. Das edle Raubtier gibt sich widerborstig in der Dankesrede: ein Mädels aus der Vorstadt, hochgespült vom Literaturbetrieb.

Nachdem die kulturelle Notdurft befriedigt ist, verlangt die leibliche ihr Recht: vor den Klos kommt es zu einem Stau. Mit vulgärer Eleganz inszeniert Zschokke einen Toiletten-Slapstick. Kultur-Groupies, Kunst-Dunstkreis-Existenzen treibt es vom kalten Buffet zum Abort, die preisgekrönte Autorin kriegt Ohrfeigen vom Establishment. Wen feiern Preisverleiher eigentlich: die oder den Ausgezeichnete/n- oder sich selbst?

Immerhin sind bei der repräsentativen Kulturveranstaltung auch noch zwei Menschen anwesend, die in direkter Verbindung mit dem gemeinen Leben stehen: ein JUNGER MANN (22), der

Martin heißt (und ein Schlawiner & Filou ist) sowie eine veritable (Kriminal-)KOMMISSARIN, mit dem eventuellen (unvergeßlich schönen) Namen Baltensberger. Beide sorgen für eine gewisse "normale" Ausgewogenheit unter Zschokkes Bühnenpersonal.

Die Preisverleihungsfeier dauert ein Viertel des Stücks. Dann schwebt erst einmal am Bühnenhimmel eine barocke Deus-ex-machina-Wolke vorbei, auf welcher FRITZ-DER-VERBRECHER sitzt. Er ist ein Bruder der spannenden Kommissarin und berichtet von noch spannenderen Verbrechen, die er beging, ehe er sich nach Südamerika absetzte. Eine Wolke später sitzt er hinter Gittern. Später räkeln sich dann noch Martin und Dr. Seet auf Wolken. Mehr oder weniger komfortable Wolkenkuckucksheime: Imaginationen der Susanna Serval. Und wie nun fort zu Lande, auf dem Boden der schwankenden Realitäten? Im Zeitraffer: Fräulein Serval darbt in ihrer dunkel-feuchten Souterrainwohnung. Martin bandelt mit der Jungpoetin an, lockt sie ins Freie. Fräulein Serval findet Einlaß in Dr. Seets saturierte Privatsphäre ("Beletage, Parkett, Bücherwände"), sogenannte tiefe Konversationen, bei denen aus der Tiefe auch immer wieder die Kommissarin auftaucht.

Fräulein Serval und ihr Meister in einem "Tanzpalast". Fräulein Serval auf dem Rummelplatz als Horváth-Schießbudenfigur, mit der klassischen Nummer Susanna im Bade, frei nach Bibel und Rembrandt, angezettelt von Martin- aus Übermut und für ein paar Mark. Und Dr. Seet, er echauffiert sich darüber maßlos: die erlebte Geschmacklosigkeit verschlägt ihm den Appetit. Muß ins Krankenhaus, der so arg gebeutelte Kultursuppenkasper. Aber selbst im "Barocksaal" des Hospitals verweigert er die Nahrungsaufnahme, selbst im gewohnten kulturträchtigen Ambiente mundet das "Kalbsbries mit zerlassener Salbeibutter und Mangoldschaum" nicht mehr. Danach folgt noch eine Satyrspiel-Szene: Auf einer "PREISVERLEIHUNGSWOLKE" kann nun auch der nichtsnutzige Martin nicht mehr den kulturellen Fallenstellern entkommen. Prompt sind ebenfalls die alten Literatur-Groupies zur Stelle. Alle sehen inzwischen ein bißchen tot aus. Aber das Kulturtitanicorchester schrammelt stoisch weiter. Bis in alle Ewigkeit. "Die satirisch-kabarettistische Oberfläche täuscht, denn hier liegt eine ganz und gar schwarze Komödie vor, mit viel Scherz, Satire und schreckensstarrer Melancholie. Ein Jux mit Gänsehaut, in dem die Fröhlichkeit des Aschermittwochs herrscht", schrieb der Theaterwissenschaftler Klaus Völker über das Stück, dem er eine mit Franz Molnárs Liliom vergleichbare "Leichtgewichtigkeit" attestierte.

Die Alphabeten- auch eine Grotteske. Eine Literatur-Farce. Gewiß. Und doch wesentlich mehr. Mühelos transzendiert Zschokke das Thema seines Stückes- der L i t e r a t u r b e t r i e b a l s M e t a p h e r . Ähnlich verfuhr Alexander Kluge in seinem Film *Die Artisten in der Zirkuskuppel: ratlos* (wo es ja auch nur eher beiläufig um Zirkensisches geht).

Das Sesam-öffne-dich!-Zauberwort zum Verständnis von Zschokkes Theaterstück heißt: DAS LEBEN. Ob sie die (mittlerweile zur Phrase heruntergekommene) Altfrankfurter Maxime, es gebe kein richtiges Leben im falschen, nur ahnen oder auch kennen, so umkreisen Zschokkes Theaterfiguren unablässig vitale Probleme. Mühsam buchstabieren sie herum im Alphabet des Lebens und versuchen, die Hieroglyphen des Lebens zu entziffern. Verzweifelte Lebensleser, diese *Alphabeten*.

Die ‚Kulturenthusiasten‘ haben durch ihre Idolatrie a priori eine originäre Identität verspielt; die Jungschriftstellerin ringt noch um ihren existentiellen Status: "...kein Leben überhaupt, sondern Lebensdarstellung?! Und ich kann die Rollen nicht! ...und gönnte dem Leben nicht den Triumph, an ihm zu zerbrechen..."; Fritz-der-Verbrecher hat das ‚total andere Leben‘ gewagt, das kriminelle, muß also zwangsläufig bestraft werden; Martin ist das, was man so leichtfertig einen ‚Lebenskünstler‘ nennt, er ‚schlägt sich durchs Leben‘ als Claqueur & Statist- irgendwie hat er als parasitäre, kunstlose Existenz ‚das Leben begriffen‘; Dr. Seet ist völlig ‚lebens f r e m d‘, befindet

sich "auf den Fersen des Lebens", wie die Kommissarin einmal mutmaßt. Und Seet selbst: "Ich... lebe davon, daß ich Nachwuchs ranziehe... Was ich tue, tue ich schlecht im Leben ...die Serval ...Sie wird's nicht aushalten, das Leben! ...Ein Freund der Bücher, der sein Leben nichts anderes getan hat, als Bücher zu vernichten und zu verhindern!..."

Und die Kommissarin? Sie jagt gesellschaftlich ganz konkret verfehlte Lebensexistenzen, um sie der Strafinstanz zuzuführen (so paßt die anfangs Fremde doch noch sehr exakt ins Stückkonzept), und auch privat hat sie ihre Malaisen ,mit dem Leben!: "Manchmal fürchte ich, wir benehmen uns alle wie außen vor! - Leben nicht, sondern spielen lebendig, nach alten Regeln, unsinnig gewordenen? ... Leben das Leben, als hätten wir es gelernt, so wie man lernt, mit Messer und Gabel zu essen? So routiniert, als hätten wir es schon ,zigmal getan? Reihen Gesten und Wörter aneinander, ohne Inhalt? - Hinkende Ruinen!"; und dann, ganz profan, nach Urlaubsphantasien: "Irgendwie bin ich danach ein ganzes Jahr wieder zu gebrauchen für dieses Leben hier..."

Wie Hofmannsthals Komödie *Der Schwierige*, in der sich alles ums Reden oder Schweigen dreht, sind auch Zschokkes *Die Alphabeten* thematisch stringent durchkomponiert. Und obwohl es in dem Stück um eine so ernsthafte (und entsetzliche) Angelegenheit geht wie ,das Leben', dürfte/ sollte/ müßte man viel gelacht haben, wenn die Aufführung vorbei ist (allein schon im Text sind zahllose Lacher versteckt, von nestroyscher Qualität). Es darf aber auch geweint werden. Zschokke zeigt nämlich auf der Bühne lächerliche Menschen: mit charmanter Brutalität zeigt er u n s.

Die Kritikerin Sigrid Löffler merkte zu den *Alphabeten* an: "Richtige Dichter. Echte Kommissare. Ganze Kerle. Wahre Kunst. Große Worte. Tolle Typen. Das pralle Leben. Geht das überhaupt noch auf der Bühne? Heutzutage? Natürlich geht es nicht. Natürlich ist es nie gegangen. Die Zeiten sind nicht danach. Wo jeder nur noch den Abklatsch seiner selbst simuliert und die Realität sich nur noch imitierend an ihren eigenen Abziehbildern orientiert, kann auch die Schaubühne höchstens Zitate herbeizutieren und Menschendarsteller darstellen. Vorgetäuscht wird, was ohnehin austauschbar ist. Unfertige Gestalten. Halbe Portionen. Windige Typen. Knallige Kopien. Individualitäts-Schwindler. Redefiguren. Worthülsen. Leere Ausgänge. Ein Leben in Gänsefüßchen."

Bei den 20. Mülheimer Theatertagen erhielt Zschokke für seine *Alphabeten* den Übersetzungsförderpreis des Goethe-Instituts, so daß sein Stück seit 1996 auch auf englisch, französisch und spanisch vorliegt. Paradoxerweise blieb es auf deutsch ungedruckt und ist nur als Bühnenmanuskript zugänglich.

Piraten

Zu Zschokkes Roman *Piraten*, der im März 1991 nach einem Wechsel vom Münchener Paul List Verlag zum Hamburger Luchterhand Literaturverlag (vormals Frankfurt am Main) erschien, in Auszügen das Protokoll eines Rundfunkinterviews, das am 30. Januar 1991 in Berlin stattfand:

In Ihrem Roman Piraten begegnet man denselben Figuren wie in Ihrem Theaterstück Brut. Das Buch zum Film ist ja längst gang und gäbe; nun also auch d a s B u c h z u m S t ü c k ?

Es ist selbstverständlich nicht das "Buch zum Stück", sondern es ist ein Buch, in dem Figuren auftauchen, die ich aus einem Stück entnommen habe. Das Stück existiert in dem Buch als Begriff, wird aber weiter nicht verwendet.

Der Brut-Theatertext erscheint parallel zu Ihrem Roman ebenfalls als Buch. Die beiden Texte ergänzen sich zwar, verweisen aufeinander, aber trotzdem ist jeder Text auch allein verständlich?

Ich finde es ganz wesentlich, daß dies zwei absolut selbständige Dinge sind. Warum ich das überhaupt gemacht habe, hat folgenden Grund: Ich liebe sehr die Romantiker. Die haben ganz krause Vorstellungen gehabt und ganz merkwürdige Versuche angestellt mit Verbindungen von verschiedenen Literaturgattungen. Und ich habe hier etwas, in Anlehnung an diese Versuche, einfach weitergetrieben und neu probiert, nämlich daß ich Figuren auftauchen lasse aus irgendeinem anderen Zusammenhang, den niemand kennen muß. Wenn man ihn kennt, gut. Bei den Romantikern, da passiert es, zum Beispiel, daß Leute zusammen ins Theater gehen, und dann wird beschrieben, was sie für ein Stück sehen, und ab der nächsten Seite folgt dann ein komplettes Theaterstück. Das habe ich versucht im *Prinz Hans* und habe das Gefühl, daß ich damit eigentlich den Leser eher betrüge, weil ich ihm ein Theaterstück aufdränge, das er vielleicht gar nicht lesen mag, weil Leser offenbar Mühe haben, Theaterstücke zu lesen, was ich zwar nicht verstehe, aber gut. In diesem Roman wollte ich den Leser nicht bedrängen. Wenn er das Theaterstück lesen will, dann kann er es sich besorgen. Wenn er will, kann er es lesen und hat vielleicht Vergnügen daran, weil es immer wieder kleine versteckte Hinweise gibt und Querverbindungen. Aber beides läßt sich auch jeweils allein verstehen.

Was fasziniert Sie so an dem Piratenmotiv, daß Sie es gleich zweimal bearbeitet haben?

Es sind die Figuren, die mir wichtig sind. Sie repräsentieren eine piratische oder freibeuterische oder anarchische Haltung, freilich in einem weniger spektakulären Sinn, als das normalerweise verstanden wird. Aber ich meine, sie sind viel grundsätzlicher in ihrer Verweigerung und ihrem Freibeutertum. Das Wort "Piraten" löst etwas anderes aus, das ist mir bewußt, aber meine Piraten sind, wie ich denke, viel tiefgreifender piratisch als dieses Klischee, das wir aus Filmen kennen. Ich will mit *Piraten* nicht eine "Piratengeschichte" erzählen, sondern ich meine mit Piraten einzelne Personen, die in dem Buch vorkommen und beschrieben werden, und diese Personen sind mir grundwichtig und grundnah. Das sind meine Nächsten, meine Liebsten, wegen ihrer piratischen Haltung, ihrer gesellschaftlichen Unbrauchbarkeit also.

Zwischen den Piraten in Ihrem Theaterstück und den Piraten in Ihrem Roman gibt es einen entscheidenden Unterschied: Wie in Woody Allens Film 'The Purple Rose of Cairo' der Held aus der Leinwand in die Niederungen des gewöhnlichen Lebens hinabsteigt, so haben ja auch Ihre Filibuster die "Vierte Wand" des Theaters durchbrochen und sich als Schauspieltruppe selbständig gemacht, sozusagen ein Gen-Unfall im Theaterlabor. In Ihrem Roman heißt es: "Die Figuren haben sich rechtzeitig aus dem Original davongemacht. Sie ziehen heute drittklassig kostümiert durch Fußgängerzonen und werden ausgelacht, sobald sie sich im Suff dazu hinreißen lassen, von Brut zu erzählen... Schmierenskomödianten..." Also eine verschärfte, noch größere Verelendung als vorher?

Nur vordergründig. Ich habe das Gefühl, das ist eine Freiheit, was ich da beschreibe. Ich empfinde sie als befreit, diese Figuren.

Dieser verlorene Piraten-Schauspieler-Haufe erinnert etwas an Thomas-Bernhard-Figuren: an die erfolglosen Fünf etwa, die in der Macht der Gewohnheit das Forellenquintett proben, auch an Bernhards Der Theatermacher. Haben Sie einen Theater-Roman geschrieben oder mehr einen Lebenstheater-Roman?

Einen Lebensroman. Nur. Ich glaube, es ist ein Zeitroman. Ganz präzise, hoffe ich, an mir dran, an meiner Zeit, an meinem Umfeld. Ein Zeitroman, der über unser Leben, hier und heute, etwas erzählt.

Mehr als jemals zuvor erscheint Ihr Roman Piraten melancholisch grundiert, und im Schlußkapitel wird's dann stockfinster-traurig, wenn die Resttruppe depressiv über ihren Alkoholtöpfen hängt. Die wilden Jahre sind dann endgültig vorbei. Ein Selbstporträt? Resignieren Sie selbst inzwischen auch?

Das ist nicht tiefschwarz, dieses Ende. Ich lache da herzlich, das ist für mich die schönste Szene, die herrlichste Szene. Das sind wunderbare Figuren. Figuren, die sich von unglaublich vielen Zwängen gelöst haben. Sie sind von einer Offenheit und Klarheit und Wahrheit, daß ich mich danach sehne, bei ihnen am Tisch zu sitzen. Das ist für mich fast eine Utopie, dieser Tisch. Sie sind Befreite, und zwar nicht in dem kitschigen Sinn, das sind Asoziale oder in der Armut ist das Glück, sondern ich meine den Umgang zwischen diesen vier Leuten, der ist von einer Ehrlichkeit und absoluten Schutzlosigkeit, daß ich tief gerührt bin. Ich möchte da wirklich dazugehören. Deswegen würde ich mich keineswegs als resignativ bezeichnen. Ich glaube, das ist eine große Haltung, die da am Schluß beschrieben ist. Oder ich empfinde sie mindestens so. Das sind für mich große, ganz große Menschen, die da am Schluß sitzen und nur noch zusammen schweigen, entspannt und unverkrampft, trotz ihrer desolaten Situation. Sie haben eine Qualität von "Sensibilität" erreicht in sich selbst, eine Qualität von Rücksichtnahme aufeinander, wie ich sie anstrebe.

Es könnte nun vielleicht der völlig falsche Eindruck entstehen, bei Ihrem Roman Piraten handele es sich um eine sauertöpfisch-griesgrämige Angelegenheit... Zshokeke- selbst ein Opfer "der Verhältnisse"...

Nein, dieser Eindruck könnte nicht entstehen!

...aber genau das Gegenteil ist der Fall. Sie erzählen locker und mit viel Witz. Und Sie haben in der Zwischenzeit auch nicht Ihre Lust am experimentellen Spiel mit der literarischen Form verloren, haben Ihr Repertoire vielmehr noch erweitert: Ihr Roman ist mit pseudowissenschaftlichen Fußnoten versehen, und ebenfalls fehlt ein Glossar nicht, das absurde Begriffserklärungen leistet...

Sie wollen jetzt hören, daß diese Fußnoten und dieses Glossar selbstverständlich Grund und Anlaß zur Heiterkeit geben können und sollen. Ich hoffe, daß man sogar darüber lachen kann, denn ich habe furchtbar viel verpackt darin und halte das Ganze für lustig. Trotzdem ist es ein ernsthafter Roman, und die Ernsthaftigkeit im gesamten beginnt schon beim Erscheinungsbild des Buches, das sehr klassisch ist und schön. Das ist mir sehr wichtig gewesen bei dem Buch, weil ich glaube, daß es leichter zu lesen ist, wenn es in sich erst einmal den Eindruck von einem geordneten, klassischen Roman erweckt, weil ich fürchte, daß die Leser durch kleine Schlenker, wie ich sie in Max gemacht habe, irreführt werden und von vornherein glauben, das sei ein lustiges, verspieltes Buch. Jetzt habe ich hier eine ganz ernste und strenge Form gewählt, damit man es erst einmal als strenges Buch liest und bei genauer Lektüre dann plötzlich ein doppeltes und dreifaches Vergnügen hat, weil man anfängt, die Schnörkel und die Klippen und die Hürden und die Fehler und die Tücken wirklich auch selber zu entdecken und zu genießen.

Es gibt als Zugabe sogar ein paar Abbildungen, etwa den exakten Grundriß des Hotelspeisesaals, in dem der Erzähler die reisende Schauspielerbande kennenlernt, mit akkurater Anordnung der Tische, und es gibt auch ein Foto aus der piratischen Glanzzeit mit dem Oberpiraten Burt Lancaster. Und besonders hübsch sind die Seiten 186 und 187, auf denen ein Briefentwurf mitgeteilt wird, wobei die Korrekturen im Druck typographisch ihre Entsprechung finden. Also viel formaler Schabernack...

Ich habe Freude an solchen Sachen, das stimmt. Aber ich glaube, das ist mehr eine kulinarische Geschichte innerhalb eines Romans, bei mir jedenfalls. Wirklich wichtig sind mir die Piraten, diese neun Figuren, ob ich sie getroffen habe, wie genau ich sie gezeichnet habe.

Ihre Piraten sind ja höchst artifizielle Geschöpfe. Besteht dabei nicht die Gefahr, daß ihnen die epische Höhenluft zum Atmen etwas zu dünn wird- hat der Leser ausreichend Identifikationsmöglichkeiten mit ihnen? Leser sind meistens ja sehr erpicht darauf...

Das Problem kann höchstens entstehen, wenn man Schauspieler nicht für identifikationswürdig hält, daß man sagt, Schauspieler sind schon an sich eine fremde Welt, damit habe ich nichts zu tun. Aber ich meine, daß man sich mit den Figuren sehr gut identifizieren kann. Deren Biographien sind heutig und mit unseren vergleichbar, und ihre Äußerungen und Verhaltensweisen entsprechen unserer Zeit, sie sind auf keinen Fall Kopfgeburten, wie Sie das andeuten, sondern Menschen aus Fleisch und Blut.

Aber der Erzähler erscheint wesentlich "bodenständiger" und hat eine zentrale Position in Ihrem Roman...

Da haben Sie aber nicht genau gelesen. Sie können mir nicht sagen, wer der Erzähler ist. Der Erzähler ist eine ganz schillernde Figur, vielleicht ist es Herr Nettelbeck, der uns erzählt (eine Figur, die einmal eingeführt wird am Anfang im Buch und die ursprünglich anfängt zu erzählen: mir), plötzlich dann erzähle i c h die Geschichte. Die Erzählfigur ist eine Figur, die sich entzieht, und am Schluß ist sie überhaupt nicht mehr vorhanden, sondern es bin eigentlich nur noch ich, der erzählt. Im Vergleich zu den anderen Büchern ist das eher entschlackt; in den vorherigen Romanen war klar, da spielt jemand mit der Erzählhaltung, das konnte man herauslesen, schnell und leicht, das war nicht versteckt, und in dem hier ist es jetzt viel weniger vordergründig.

Ihr neuer Roman ist, abgesehen von einem münchhausischen Ausflug nach Australien, sehr linear erzählt, ohne kompliziert verschachtelte Erzählebenen- ist das eine Konzession an die Lesbarkeit? Oder ein Rückzug aus der Avantgarde? Streben Sie zu klassischen Gipfeln?

Ich habe von Anfang an den "klassischen Gipfel" erstrebt und hoffe, daß ich auch von Anfang an da oben mich getummelt habe und nicht irgendwo in der Avantgarde. Ich glaube nicht, daß der Begriff Avantgarde für mich zutrifft. Meine vorigen Romane, im besten Fall sind das freche Bücher gewesen, weil sie die Form nicht eingehalten haben, aber nicht aus bewußtem Kalkül, sondern zum Teil aus Unbekümmertheit oder...

...oder jugendlichem Übermut...

...gut, das darf man sagen, das ärgert mich nicht. Ich werde selbstverständlich älter: von Jahr zu Jahr ein Jahr mehr. Und ich arbeite immer wieder daran, wie könnt' ich's genauer sagen, wie kann ich's vielleicht so sagen, daß mich mehr Leute verstehen; das ist eine Konzession an den Leser. Ich leide selbstverständlich darunter, wenn nur wenig Leute mich lesen. Ich möchte gern, daß vielleicht mal hundert Leute mehr mich lesen, denn ich glaube, daß ich durchaus verständlich bin auch für mehr Leser, und nur mit großem Erstaunen stelle ich immer wieder fest, daß ich offenbar irgendwo in einem Gebiet mich äußere, wo nur wenig Leute mir folgen mögen, wo nur wenig Leute mich begleiten wollen.

Wie sähe Ihr Idealleser aus?

Leser sind schon an sich ideal. Die gibt's ja überhaupt nicht mehr.

Peilen Sie irgend eine Zielgruppe an?

Mehr. Mehr als vorher. Das ist die Zielgruppe. Ich finde, Leser gibt's zu wenig, grundsätzlich. Und jeder Leser ist für mich schon mal eine wohlthuende Erscheinung. Selbstverständlich hoffe ich und träume ich davon, daß sie zunehmend wildere und spannendere Bücher lesen, die Leser.

Aber schon überhaupt, daß sie lesen, freut mich, und ich würde mich natürlich noch mehr freuen, wenn sie mich läsen und nicht von vornherein sagten: Das ist Avantgarde! Ich mag nicht die Avantgarde-Leser. Das ist für mich eine komische Absonderung, ein Clubdenken, ein Logendenken. Ich mag ganz einfach Leser.

Sie sind ja nun kein Autor, der in psychologischem Realismus badet. Ihr Metier ist eine phantasievolle Fabulierkunst. Würde es Sie stören, wenn man Sie -ganz altmodisch- als DICHTER bezeichnete?

Nein. So bezeichne ich mich selbst immer.

Wenn Sie sich in der deutschsprachigen zeitgenössischen Literatur umschauen, was mißfällt Ihnen dort am meisten, was vermissen Sie am meisten? In Ihrem Roman spotten Sie: "Übrigens: Deutschland hat seine Dichter verdient."

Ich vermisse die Dichtung in der Literatur. Ich habe das Gefühl, daß Dichtung eine eigensinnige, verstockte, verquere Angelegenheit ist, immer unbotmäßig in ihrer Zeit...

...aber auch ein Träumen...

...Träumen gehört dazu. Daß man sich leistet zu träumen, ist darin inbegriffen... ja, eine unbrauchbare Haltung, die sich jemand leistet. Und mich ärgert maßlos... und ich ertrage sie nicht...diese brauchbare Dichtung, die heute... nicht nur heute, die wird ja immer geschrieben...

...Literatur als Lebensanleitung... Gebrauchsliteratur...

...ich brauche Literatur zum Leben, aber das ist eine ganz andere Art von Brauchen. Es gibt eine Brauchbarkeit, wo man glaubt, Literatur müsse ins Leben hineinspielen. Das hat sie überhaupt nicht zu leisten, sondern das Leben soll sich nach der Literatur richten. Und die Literatur: je weiter weg vom Leben, desto besser... in einem Freiraum, da möchte ich die Dichtung haben. Und ich bin immer wieder furchtbar enttäuscht, wenn ich Bücher lese, die so vergeblich... so gut gemeint sind, die uns helfen wollen, unser Leben zu gestalten oder zu denken in irgend eine Richtung. Rundfunk oder Fernsehen sollen helfen, wie man mit den Problemen des Alltags umgeht. Ich mag nicht diese Alltagsliteratur.

Sie gehören jetzt -1991- zehn Jahre zur schreibenden Zunft. Wenn Sie eine persönliche Bilanz ziehen, wie fiele die aus?

Daß ich immer noch nicht dazugehöre, leider. Oder um Günter Eichs Gedicht "Zuversicht" zu zitieren:

"In Saloniki
weiß ich einen, der mich liest,
und in Bad Nauheim.
Das sind schon zwei."

Der reiche Freund

Es gibt im Werk eines jeden Künstlers (auch der besten) mindestens ein Opus, das artifiziellen Ansprüchen nur unzureichend genügt. Bei Zschokke dürfte dies wohl seine Komödie *Der reiche Freund* sein. Es wäre unredlich, sie durch Verschweigen auszuklammern (zumal sie Zschokkes

bisherige Kunst-Leistung in toto nicht im geringsten beschädigt), aber sie soll hier nur kurz gestreift werden.

Ein erfolg- und mittelloser Architekt erhofft sich einen "Direktorenposten in Caracas" oder wenigstens finanzielle Unterstützung von einem "reichen Freund", der in einem Schloß residiert, mit dem fast stummen Diener Herrmann (die Figur evoziert Erinnerungen an den Filmschauspieler Erich von Stroheim in *Sunset Boulevard*) und der Dichterin Emilie (einer ältlichen Verwandten der Susanna Serval?), die er sich zur Unterhaltung und als Bewußtseins-Stimulans hält. Der reiche Freund, der feinsinnig Catull und Alkaios liest, ist eine kapitalistische "Charaktermaske", die naturgemäß jede Hilfe verweigert. Trotzdem ist Zschokke das Kunststück gelungen, den "reichen Freund" nicht eindimensional-blöde gezeichnet zu haben, sondern sehr differenziert in seinen Idiosynkrasien und Defiziten: auch "Kapitalisten" sind Menschen und keine Pappkameraden.

Zuerst flüchtet Rosa, die Gefährtin des Architekten, eine köstlich Naive, aus dem goldenen Käfig, später auch der Bittsteller. Die dramatisierte Zeit des Stückes erstreckt sich über ein ganzes Jahr: es beginnt und endet in einer Silvesternacht. Am Schluß herrscht wieder der Status quo.

Zschokkes Stück wurde von der Kritik fast unisono abgelehnt. In erster Linie krankt es wohl an der mangelhaften Dramaturgie: es ist ein örtlich zerfaserter Pseudo-Fünfkakter ohne aristotelische Stringenz (und somit eigentlich ein verkappter szenischer Bilderbogen). Die Figuren erleben keine Entwicklung, sie bleiben unbeeindruckt von dem, was sie miteinander erlebt haben. Und die episch-monologische Textstruktur verhindert dramatische Impulse, torpediert fast alles Theatralische (das -in seinem Wesen- niemals statisch ist; Beckett bildet singular eine geglückte Ausnahme). Sicher ein ehrenwertes Experiment- auch wenn es anscheinend mißlungen ist.

Anstatt das hinkende Stück mit Energie aufzuladen, inszenierte der Regisseur der Uraufführung (Staatstheater Hannover, 18. März 1995) durch modernistische Mätzchen Zschokkes *Reichen Freund* in Grund & Boden. Aber vielleicht wird ja doch noch eine künftige Aufführung alle Kritiker beschämen und das Urteil eines versprengten Rezensenten bestätigen: "Ein hübsches, charmantes Lustspiel voll Witz und funkelnder Sprache, heiter und melancholisch zugleich, elegisch und beherzt."

Der dicke Dichter

In drei Prosabänden war Matthias Zschokke mit dem Kopf über den Wolken und verwöhnte seine Leser durch humoresken Charme und formal-kühne Schreibraffinessen. Mit seinem vierten Roman *Piraten* begann ein melancholischer Sog, in dessen Strudel auch sein Fünftling *Der dicke Dichter* geriet, der im Mai 1995 erschien.

Ein depressiver Sturzflug des Autors und eine literarische Punktlandung: Mit diesem Werk, kaschiert unter alliterierendem Kinderbuchtitel, hat sich Zschokke schreibend erlaubt, "erwachsen" geworden zu sein; und seinen "Urstil" aufgegeben, den kecken, frechen, obwohl er in seinen Kunstmitteln auch weiterhin subversiv bleibt, sie nun jedoch subtiler einsetzt. Man mag den Verlust originärer Unschuld beklagen, begreiflich ist es schon, wenn einer, der schreibt, wahrgenommen wissen möchte, daß bei ihm hinter einer witzigen Fassade gleich der Abgrund beginnt.

Abgrund diesmal schon auf dem Cover: ein fetter Mann (mit roter Badekappe und riesiger Badehose) steht hoch oben auf dem Sprungbrett eines Schwimmbads- gleich wird er sich ins schwarze Cover-Nichts stürzen. Und stürzen wird auch er, aber ins reale Nichts, der "dicke Dichter".

Alden heißt er, wie Zschokke gegen Ende raunt, oder Ingold, er kommt schon bald zu Tode, ganz profan, bricht einfach zusammen in einem Bahnhofsrestaurant: "So erreichte er, daß zuletzt, als er starb, tatsächlich niemand sein Fehlen bemerkte." Keine erschütterte Nachwelt. Der Rest der Biographie ist eine Rekonstruktion aus dem Nachlaß. Eine große Literaturleuchte war dieser dicke Dichter anscheinend nicht, erbärmlich-grausam knirscht der Reim: "Schon wieder ist ein Jahr vorbei, diesmal ist kein Vers dabei."

Zschokkes Romane sind von Anfang an immer Roman-Simulationen gewesen, Roman-Romane, die das Genre glänzend-perfide konterkarieren- auch beim *Dicken Dichter* dürfen sich die Gralshüter der reinen Form die Haare raufen (falls noch vorhanden). Der dicke Dichter spricht über sich und charakterisiert zugleich treffend Zschokkes Opus: "Ich schreibe zur Zeit an einem Buch. Darin soll nichts geschehen, die Zeiten sind Zeiten, mehr nicht, die Geschichten folgen brav eine hinter der anderen, manchmal geht ihnen die Luft aus, kleine Geschehnisse, Anekdoten, Zeug, von einem Dichter aufgeschrieben, der sich des schönen Titels wegen als dick bezeichnet. Manchmal gerät der Schreibende selbst ins Zentrum, ins Visier des Lesers, deckt sich mit dem Buchhelden, der ich bin, der jeder ist, erbarmungslos." Mit diesem Credo entpuppt sich der dicke Dichter als Zschokkes Strohmann. Und ist unser aller Sensesmann.

Traum eines jeden wahren Dichters dürfte wohl sein, ohne Haupt- und Staatsaktion auszukommen und ein Buch über "NICHTS" zu schreiben (das, freilich, geheckt -nolens volens- wieder zu einem Etwas wird, werden muß): Stifter, Handke & Co. haben sich diesen Traum erfüllt, und Zschokke hat es im *Dicken Dichter* auch getan, denn es "steht längst alles geschrieben, die schönsten, wahrsten Seiten liegen herum auf den Wegen zwischen den Mauern, wobei wir wissen, daß auch sie letztendlich aus lauter Irrtümern bestehen, diese schönsten, wahrsten Seiten, daß sie uns ablenken, uns irremachen, daß sie die Mauern sind und daß wir uns hüten sollten davor, immer neue Seiten draufstapeln zu wollen, Schicht auf Schicht, Geschichten, und tun es doch, verzweifelt, lenken ab, bringen die liebenswürdigsten Romanhelden erbarmungslos immer wieder um, murksen zarte Fräuleins ab..., nur um der Stille zu entrinnen, und tritt sie trotz aller Vorkehrungen ein, die Stille, so starren wir uns entsetzt in die Gesichter, in die Augen, die weit offen stehen, und sehen darin, daß auch das Gegenüber weiß, wie verkehrt alles ist, wie falsch, das Denken, die Richtung des Denkens, das Aufstehen, das Ins-Bett-Gehen, das Bett an sich, die Hosen, die Schuhe, die Haarschnitte, die Wissenschaften, die Religion, die Philosophie..."

Der Satz geht kaskadisch noch eine Seite weiter (und es gibt viele andere Kaskaden), schreit existentielle Verzweiflung heraus, die leitmotivisch - brutal Zschokkes *Dicken Dichter* ins Düstere färbt: "Es ist die Hölle, nichts zu tun zu haben und erbärmlich ist es, etwas zu tun. Wenn wir innehalten im Tun, dann schweifen unsere Blicke ab, werden stumpf und leer, wir erschrecken, erblassen vor dem Nichts, in das sie gleiten, also halten wir uns fest an den winzigen Hälmen des Alltags, am Fensterputzen und Einkaufen, am Briefeschreiben und Haarewaschen, wie entsetzlich die Leere... der erschreckende Stumpfsinn des Alltäglichen; wo man gut daran tut, sich -solange man noch gelenkig genug ist- hinten auf die Karren der Besserwisserie zu schwingen, die ab und zu hochrädrig vorüberrollen, schnell und leicht, zu den Höhen der Herrschaft. Abends ist es besser. Es sollte immer Abend sein."

So klingt die Melodie, die Zschokkes gesamten Roman dominiert. Und Berlin, der Hauptschauplatz, ist längst Moder und Verfall, ohne Zukunft. Zschokke hat sich vom Autor als "lustiger Person" verabschiedet- auch wenn sein alter Schalk immer wieder noch einmal aufblitzt, etwa in den hemmungslos geflunkerten Geschichten, die der dicke Dichter seinem unterhaltungs-süchtigen geliebten Severinchen erzählt: Gute Nacht, Welt!

Matthias Zschokkes morbides Werk *Der dicke Dichter* ist der erste Fin-de-siècle-Roman der Jetztzeit- etliche Bücher anderer werden wohl noch folgen zur nahenden Jahrhundert- und Jahrtausendwende.

Der dicke Dichter wurde in Deutschland von der maßgeblichen Kritik fast völlig ignoriert, in der Schweiz jedoch hymnisch rezensiert. "Ein Wunderding, dieses kapriziöse Buch", war in der "Neuen Zürcher Zeitung" zu lesen. Und der Schriftsteller Urs Allemann schrieb in der "Basler Zeitung": "Ein Buch, das unsere Ratlosigkeit um nichts verringert- und warum sollte es, bitte? Ein zauberhaft ratloses, mutloses, mattes Buch über <<uns>> (wer immer das sein mag: <<Dieses Wir immer, das tröstliche Wir, das nicht existiert...>>, über unsere Ratlosigkeit, Mutlosigkeit, Mattigkeit: <<...wir alle wissen alles, das lähmt, verstehst du...>> Ein Buch über <<die Menschen mittleren Alters>>, die endlich gelernt haben, sich auszudrücken, <<und schon geht ihnen auf, dass das nichts hilft>>. Ein gelassen schwarzgalliges Buch. Ein Buch, in dem Tod, Staub, Leere, Verwahrlosung allgegenwärtig sind. Ein Buch, das einen Zustand anpeilt, <<wo jede Spitzfindigkeit schal und trüb wird, wo mit unverblümter Offenheit hinter allem die Banalität hervorgrinst>>. Ein Buch über das schäbige Geschäft des Schreibens, über das abgekartete Spiel mit Figuren- und über <<diese unendliche Angst, die uns treibt zu schreiben und zu schreiben>>. Ein Buch, das es <<Nichtigkeiten>> (einer rennenden Maus in der Tordurchfahrt, einer ziehenden Wolke) zutraut, <<von einem Moment auf den andern Glück auszulösen>>. Ein Buch, das uns poetisch streunend, <<ins fahle Licht der Wahrheit>> zerrt- und wir und es und einfach alles fällt darin, wie Hefeklösse, zusammen."

Erhöhte Waldbrandgefahr

Am liebsten würde ich Filme grundsätzlich in Studios drehen. Bücher werden schliesslich auch im Studio, im Kopf hergestellt. Das sogenannte Leben stört jede Kunst.

Matthias Zschokke

Zschokke über den Titel: "Im Film wird er sofort erklärt. Im Titellied bereits, dessen Refrain eben *Erhöhte Waldbrandgefahr* heisst. Das hat damit zu tun, dass eine der Filmfiguren ein Wettersänger ist, der den Wetterbericht singt. Der Film erstreckt sich über ein Jahr, und da singt immer wieder einer den neuen Wetterbericht, für Januar, Februar und März und so. Und es fängt im Juli an; er singt unter anderem eben davon, dass es sehr heiss sei und erhöhte Waldbrandgefahr herrsche. Das ist das Praktisch-Konkrete. Und dann hoffe ich natürlich auch, dass eine Doppelbedeutung spürbar wird, dass im Klima des Films ein Knistern vorhanden ist."

Zschokke über die Filmhandlung: "Der Film handelt von Beziehungen, von Liebe vor allem. Wobei die Leute den Weg zueinander immer gerade verpassen. Eine asynchrone Liebesgeschichte. Ich hoffe, dass damit von unserer Zeit und unserer Gefühlslage erzählt wird, von unserer -ich weiss, das ist ein Modewort- sogenannten Vereinsamung, die in unseren Räumen und grossen Städten wächst. [...] Der Film spielt in einer sehr grossen Stadt, die sich vom Mittelmeer -San Remo- bis etwa Moskau und Sankt Petersburg erstreckt. Wenn ich diese Geschichte real -eins zu eins- hätte drehen wollen, wäre das unheimlich zeitaufwendig und teuer geworden und hätte beispielsweise enorme Reisekosten nach sich gezogen. So habe ich mir überlegt, das Ganze zu bündeln. Der Film spielt vor allem in Innenräumen. Da kann man vieles behaupten. [...] Als Meer fungiert der Brienzersee. Der hat sich gut gehalten, in jeder Wetterlage. Wir haben ihn von November bis Hochsommer je einmal ertappt. Erstens hat er eine wunderschöne Farbe an sich, eine ganz erstaunliche Türkisfarbe, im Stil Côte d'Azur. Man muss im Bild -für den See als Meer- halt ein bisschen mogeln, aber das geht gut."

Zschokke über die Produktionsbedingungen: "Ursprünglich sollte das Projekt richtig ausfinanziert werden. Wir haben Produzenten gesucht. So etwas dauert Jahre. [...] So habe ich die Produktion selbst übernommen. Es wäre auch keinem Produzenten zumutbar gewesen, mit den Leuten umzugehen wie ich, also zum Beispiel die Schauspieler zu fragen, ob sie ohne Gage oder zu einer geringen Gage mitspielen würden, einfach aus Interesse an der Sache. [...] Aber ich glaube auch, dass ich das nicht beliebig wiederholen kann. Das kann den Leuten jetzt einmal zugemutet werden. Und auch mir selbst. [...] Ich habe vor allem einen grossen Kompromiss gemacht: die extrem kurze Drehzeit. Viele Kollegen sagten, dass das gar nicht gehen würde, in nur fünfzehn Tagen einen ganzen Spielfilm zu drehen. Es ist ein Versuch, den ich wirklich nicht wiederholen möchte. Die Techniker sind unterbezahlt, die könnten nicht ewig so weiterarbeiten, die Schauspieler auch nicht. Es geht eigentlich nur, weil jeder, der mitmacht, irgendwelche Träume hat und Ideale und denkt, es müsste doch noch etwas anderes geben, als immer nur Geld zu verdienen. Aber auf diesen Träumen kann man nicht ewig herumreiten, das geht einmal, das ist ein Geschenk."

(Aus dem Interview *Mit wenig Licht kann man viel verstecken* von Hans M. Eichenlaub)

"Mario Massa ist nicht nur die Radiostimme im Hintergrund, sondern auch eine der drei Hauptfiguren [...]. Täglich trifft er beim Schwimmen seinen Freund Doktor Siano am Strand oder in der dortigen Bar. Hier fragt Siano den Meteo-Sänger, wie er sich verhalten solle angesichts der Tatsache, dass er eine Frau getroffen und ihr zu lange in die Augen gesehen habe; eine jüngere Frau aus anderem Milieu, der man noch einiges von der Welt zeigen könnte [...] Schauplatzwechsel. In einer seltsamen Klinik unterzieht sich Susanna zwecks Aufbesserung ihrer Finanzen einer eigenartigen Testreihe, in deren Verlauf weder Sonne noch Luft an ihre Haut dürfen. So liegt die junge Frau bandagiert, als hätte sie Brandverletzungen, im Bett. Sie liest im Buch *Erhöhte Waldbrandgefahr* von Fünfzigjährigen, die am Morgen schwimmen gehen (wie Siano und Massa), von Sommer und Hitze, die ihr erst einmal verwehrt bleiben. Erst später wird klar, dass Susanna die Frau ist, welche in Siano dezente amouröse Träume geweckt hat. Die beiden sehen sich in erwähnter Strandbar, in einem Restaurant. Siano bemüht sich bei jedem Treffen um eine Verabredung mit der Frau, will sie ins Theater führen, zum Spazieren oder so. Sie scheint seine Vorschläge stets sorgfältig abzuwägen, sagt dann aber immer nein, will ihre Begegnungen von Zufällen diktiert wissen. *Erhöhte Waldbrandgefahr* erzählt über rund ein Jahr vom Fortgang der nicht recht in Schwung kommenden Romanze zwischen dem angegrauten Intellektuellen und der jungen Gelegenheitsarbeiterin und vermischt diesen Erzählstrang mit weiteren Episoden. [...] Den Personen im beachtlich gespielten Film -die so etwas wie alte Bekannte aus Zschokkes literarischem Werk sind- scheint ein Zusammenfinden unmöglich. So, als lebten sie je allein auf Planeten, deren Umlaufbahnen sich in guten Momenten wohl annähern, die aber nicht wirklich aufeinandertreffen können. Alle -ausser den Freunden Massa und Siano- reden fast ständig aneinander vorbei, am stärksten auf sich selber konzentriert erscheint dabei Susanna. Die Sätze, die wie gedruckt von den Lippen der Figuren kommen, sind im einen Moment von geradezu umwerfender Banalität, um im nächsten genau in ebendieser ein Stück Wahrheit auszumachen. [...] In seiner Struktur folgt der bühnenmässig inszenierte Film keinen kinoüblichen Bahnen, ist vielmehr eine Art Puzzle, das eher Stimmungen auf die Leinwand bringt und Assoziationsfelder öffnet, als eine fortlaufende Geschichte erzählt. *Erhöhte Waldbrandgefahr* ist also kein filmisches Beziehungsroulette der gängigen Art, sondern ein schräges Kinostück, dessen Episoden der Regisseur geschickt zusammenbringt, dessen Dialoge von sanftem Witz, manchmal aberwitzig sind."

(Judith Waldner)

"Der Sänger ist ein Star, seine faszinierenden, atonalen Songs laufen ständig im Radio und kommentieren auf ironische Weise die Handlung. Selten wurde Wetter schöner und komischer

besungen als in diesen Liedern, deren Texte ebenfalls dem Montageprinzip gehorchen. Sie vermischen Versatzstücke der meteorologischen Tagesdaten, Schwüle und Schweissausbruch mit Alltagsbeobachtungen, sie geben lakonisch zerrissenen Gefühlen und Wahrnehmungen Ausdruck, die auch die Protagonisten bestimmen: der Wetterbericht als Grundlage einer postmodernen Condition humaine."

(Mathias Heybrock)

"...ein exotischer Cocktail aus Variété, Comic strips, Short Stories und Trivialliteratur."
(Hanspeter Rederlechner)

"Ein trauriger, lustiger, erwachsener Film." (Matthias Zschokke)

Die Exzentrischen

Der Spielort ist ein Bahnhofsrestaurant erster Klasse- irgendwo, in einer Kleinstadt. Erste Szene: "Abendsonne scheint herein."; zweite Szene: „Später. Die Sonne geht unter."; dritte Szene: "Draußen ist Nacht. Der Mond geht auf."; vierte Szene: "Der Mond ist weg."

Sechs Personen suchen einen Autor und finden ihn in Matthias Zschokke. Ihre Rollennamen: Baronne - Frieda Graf - Förster - Herzog - Richter - Kellner. Eine distinguierte Gesellschaft, deren Heimat ein besserer Stammtisch ist. Die sich hier immer wieder versammeln -einige von ihnen vermutlich bereits seit Jahrzehnten-, nennt Zschokke im Titel *Die Exzentrischen*. Sie existieren "ex centro", außerhalb eines Lebens-Zentrums, sind Randständige, Unbehauste- im Grunde ziemlich "normale" Zeitgenossen, die sich nur bedingt im herkömmlichen Wortsinn als "exzentrisch" bezeichnen lassen.

Klaus Völker schrieb in diesem Zusammenhang: "*Matthias Zschokke* hält es mit den 'Piraten', den Freibeutern des Lebens, menschenfreundlichen Käuzen und Sonderlingen, mit den Phantasieerfüllten, den nicht fanatisch auf Rentabilität Bedachten. Exzentriks sind akrobatisch geschickte Komiker, mit Übertreibungen arbeitende Variété-Künstler. Die Exzentrischen, die Menschen, die er in seinem Stück in einem Bahnhofsrestaurant eines abgelegenen Orts zusammenkommen läßt, sind ganz unauffällige Leute, allenfalls leicht absonderlich, verstiegen und überspannt, Melancholiker, Unvernünftige, vom Leben Enttäuschte, mit etwas verschobenem Mittelpunkt. Alle haben ihre Hypochondrien, misanthropischen Zustände, Herzensängste, Sehnsüchte und Schwächen. Der Irrsinn der Freundlichkeiten, Bosheiten, der Scherze und Sticheleien breitet sich aus, aber es ist dieser von der Abendsonne milde beschienene Alltag, der das Leben ausmacht und das Glück enthält, von dem alle doch träumen."

Der "von der Abendsonne milde beschienene Alltag" dürfte dann doch wohl eine Zwangsharmonie-Phantasie sein. Zschokkes *Die Exzentrischen* sind ein schwarzes *Endspiel* mit komischen Tupfen. Ohne Becketts plumpe Mülltonnen mit dem Aha-Effekt für die ungebildeten Stände.

Ein existentielles Konversationsstück. Ein Redestück mit wunderbarer Rhetorik- manchmal seitenlange Monologe: und sie ermüden nicht, denn sie besitzen eine enorme innere Spannung. Innere Spannung durchs W o r t. Innere Spannung durch Emotionen. Äußerlich ereignet sich kaum etwas. Ein No-Action-Play. Vielmehr: ein modernes Seelendrama- von einem heutigen Arthur Schnitzler. Den Part der heftigen (und trotzdem zarten) ältlichen Baronne könnte man sich durchaus besetzt denken mit einer Adele Sandrock, und die Herren allesamt als todmüde

Wiener Dekadenzlinge, und Frieda als das einst so "süße Mädel", mittlerweile etwas entstellt durch Frustrationen, die sie sich schauspielernd eingehandelt hat, und Hans Moser als kellnerndes Faktotum. Berlin grüßt Wien.

Am Schluß sagt Frieda, sie sei "restlos glücklich", und das meint natürlich: restlos unglücklich. Und das sind sie alle in Zschokkes Stück: einsame Menschen, restlos unglücklich. Matthias Zschokke äußerte selbst zu seinem Stück, den harmlosen Naiven spielend (wie so gern und so oft): "Die Exzentrischen sind Menschen, die versuchen, miteinander einen Abend zu verbringen. Sie sitzen in einem Restaurant. Entfernt steht ein Kellner. Sie sind entsetzlich müde. Am liebsten würden sie sich auf der Stelle hinlegen und schlafen- dagegen reden sie an; das ist Würde. Viele Moden sind schon über sie hinweggefegt und haben sie übel zugerichtet. Was für Narben. Was für Flecken. Was für wunde Stellen. Trotzdem halten sie immer weiter an sich fest. Stolze Komiker, die sich weigern, Grimassen zu schneiden; die wissen, daß Lüge und Verrat nur fürs kleine, tägliche Leben taugen, nicht für sie. Am Ende ist es spät geworden, und sie gehen nach Hause."

Im Theaterverlagskatalog findet sich zu den *Exzentrischen* lakonisch die dramaturgisch-technische Anmerkung : 2 D[amen] - 4 H[erren] - 1 Dek[oration]. Anscheinend also müßte sich das Stück mit minimalem Aufwand auf der Bühne realisieren lassen. Aber dieser Eindruck täuscht. Zschokkes Drama *Die Exzentrischen* ist einer der am schwierigsten zu inszenierenden Theaterstücke der Gegenwart und blieb darum bislang auch unaufgeführt: nur Altmeistern wie Peter Stein, Luc Bondy oder Klaus Michael Grüber könnte dieses Kunst-Stück gelingen- und nur mit einem hochkarätigen Schauspielerensemble, das für diese Regisseure obligat ist.

Eine mittelmäßige Inszenierung eines mittelmäßigen Regisseurs mit mittelmäßigen "Darstellern" in der sogenannten "Provinz" würde Zschokkes Stück für immer vernichten, wie es sich bereits in einer Hörspielfassung des „Saarländischen Rundfunks" andeutete: Schauspieler, die für eine schnelle Mark ihren Text bloß aufsagten, mehr oder weniger "kunstfertig" rezitierten, weil sie ihn nicht begriffen hatten, hineingestellt in einen schalltoten Raum- und kein Intercity raste vorbei im Ohrenkino.

Was ist denn die so große Crux bei dem Zschokke-Stück? Es erfordert von den Schauspielern absolute Stanislawskij-Fähigkeiten, ein Vergessen von Rolle & Bühne, totale Identifikation, nicht das geringste stilisierende Mogeln mehr, um die Zuschauer gnadenlos in eine peinsame Voyeur-Situation zu zwingen, die von den lustvoll-qualenden Wortorgasmen der Figuren evoziert wird.

Naturgemäß können das durchschnittliche (Stadttheater-) Schauspieler nicht leisten, die Frieda Graf so charakterisiert: "Ekelhaft, meine Kollegen. Prall gefüllt, zum Zerplatzen, entsetzlich. Man braucht bloß aus Versehen an sie zu stoßen, in der Kantine, und schon ergießt sich ihr ganzer Erlebnisbrei über einen. Kommen mir vor wie der Unhold neulich in der Zeitung, habt ihr gelesen?, der in Parterrewohnungen zu älteren Damen einsteigt und sich dort entblößt, wobei das schwächliche Männchen -als solcher war er beschrieben- eine noch nie gesehene Erregung vorweise, so drückte sich eine der belästigten Frauen aus, eine für sie unvorstellbare Erregung, nämlich ein Glied von der Größe einer Weinflasche - so kommen mir meine Kollegen manchmal vor, wie prall gefüllte Erzählpimmel, die steil in die Luft ragen und nur darauf brennen, daß einer sie streift, um losspritzen zu können, schäumend, zuckend, pulsierend, und alles zu überschwemmen mit ihrer Vergangenheit, mit Reisen, mit fremden Speisen, mit erotischen Verirrungen, in einer Weise, daß sie auch den trockensten Zeitgenossen mit sich reißen, in ihrem Erzählstrom, wir hängen an ihren Lippen, aus denen es brodeln und dampft, und wir möchten uns ebenfalls an den Spanierinnen reiben, in die französischen Poulets hineinbeißen, den italienischen Wein trinken, in die heißen, isländischen Quellen springen..."

Vielleicht sollte der Stammtisch der *Exzentrischen* im Bahnhofsrestaurant erster Klasse auf einer Drehbühne stehen, die sich im Robert-Wilson-Zeitlupentempo während der Aufführung einmal um 360° dreht... erbarmungslosester Weltstillstand im Schneckenkreis: täglich, immer wieder- und also das Grauen pur, das bereits im Hals das Lachen erstickt.

Das lose Glück

Die Kritiken zu *Das lose Glück* waren durchweg brillant (auch in ihrer Verfertigung). Trotzdem wurden von dem Buch nur knapp 3 000 Exemplare verkauft. Dies ist momentan auf dem deutschsprachigen Buchmarkt (mit 100 Millionen potentiellen Lesern) das übliche Limit für moderne Gegenwartsliteratur, die etwas riskiert und diesen Namen verdient.

Wenn die Wellen die Worte an Land spülen

Von HANNES SCHMID

Dissonante Sprachsymphonie

Matthias Zschokke und sein neuestes Werk "Das lose Glück"

Auch wenn es nicht von A nach B geht, kann Literatur spannend sein. Ein paar Menschen im Boot. Stille See. Langeweile. Aber gewaltige Satzeskapaden treiben wie gigantische Wogen an die Bootswand. Das ist Zschokke, einer, der die Worte als Atem zum Leben braucht. Als er im November 1996 den Aargauer Literaturpreis erhielt, ehrte die Jury diesen Berner und Berliner mit Aarauer und Gontenschwiler Heimatbrief für ein vielseitiges Werk, das geprägt sei von "unverwechselbarem Klang", ein Werk, das von einer spielerischen Heiterkeit zeuge, die nie darüber hinweg täusche, dass am Abgrund unserer Gegenwart getanzt werde. Getanzt mit Worten wird in Zschokkes Werk noch immer. Und thematisch schäkert er im schönsten Dialog und Erzählton mit seinen Figuren und mit seinem Publikum. Er bittet zum Wörtertanz und verschweigt auch nicht, dass er den Totentanz meint. "Das lose Glück" treibt hier bei leichtem Wellengang wie ein Papierschiffchen im Wasser. Strandgut, das niemand beachtet, das mal hier, mal dort am Ufer anlegt und Worte und Gedanken fallen lässt, zurück lässt. Das Buch aus dem Ammann-Verlag ist der Reihe "Meridiane" zugeordnet. Der Meridian, das ist der Kreis der Himmelskugel. Zschokkes Meridiane kreisen ums Leben, das seine Buchgestalten scheinbar federleicht wegzugeben bereit sind. Oder, um näher an die Sache zu kommen: seine Menschen auf dem Schiff haben eigentlich alle nichts mehr zu verlieren am Leben. Feierabend ist ihr hübschestes Geräusch. "Wir sitzen auf diesem Schiff aus einem einzigen Grund: wir wollen in Ruhe gelassen werden, schweigen."

Vier Freunde sind es also, die das Wochenende regelmässig auf der Yacht einer skurrilen, mit Altersdepressionen beladenen Frau namens Tana verbringen. Dann, an einem Wochenende, an dem die Freunde wie an allen Wochenenden zusammen sind und auf Godot oder sonst ein Wunder warten, taucht aus der einbrechenden Dunkelheit eine Schwimmerin auf, die, schon etwas unterkühlt, um Aufnahme bittet. Die Freunde ziehen die nackte Frau aus dem Wasser, bergen das Opfer, das nun als therapiertes Wesen zum Märtyrium der andern seine nicht enden wollende, aber von wohliger Langeweile strotzende Lebensgeschichte ausbreitet. Aber die Rettung aufs Boot entwickelt sich auch für Ella, die Schwimmerin, zu einer Art Dürrenmatt'scher Panne. Ihr äusserliches Nacktsein ist eins, nun aber wird sie von den Freunden auch noch innerlich ganz und gar entblösst. Dass sich dann im Laufe der Schiffsfahrt aus einer Pistole ein

Schuss löst, dass jemand wirklich sein Leben lassen muss, ist dramaturgisch gesehen ein einsamer Höhepunkt im Geflecht dieser die Schreibe umrankenden Reflexionen. Sonst lächelt die See. Schuberts "Fremd bin ich eingezogen, fremd zieh ich wieder aus" liegt gespenstisch über der Stille des dahintreibenden Bootes.

Menschen, Freunde, Phantasten. "Gerupfte Hühner, die nicht wissen, dass sie sterben, die ganz und gar damit beschäftigt sind, Hühner zu sein, sich in den Sand zu hocken, wieder aufzustehen, das Gleichgewicht zu halten, ausgelastet mit den Schwierigkeiten pickend über einen Hof zu schreiten, vogelfrei, im losen Glück." Zschokkes Protagonisten sind Sonderlinge, das ohne Zweifel. Aber sie tragen die Schuhe, die wir auch tragen, und sie spielen mit den Gedanken, die auch in uns wohnen. Sie morden hier, lachen dort. Leiden an allem und lieben, wo es nach Liebe ausschaut. Sie wissen um das aktive Leben, das von den treibenden Kräften einer Gesellschaft geschätzt und propagiert wird.

Tana, die Besitzerin des Bootes, ist vermögend, was ihr Leiden am Altern keineswegs mindert. Samuel ist ein renommierter Anwalt mit hoher Klientschaft, der phlegmatisch Unlust und Trägheit verströmend das Geschwätz im Dämmer Schlaf miterlebt. Portmann ist Forstingenieur und Linus hat eigentlich als Mädchen angefangen, als Lina. Lina wollte Sängerin werden. Und hier nun begegnen wir wieder, wie auf so manchen Schauplätzen dieses fast 300 Seiten zählenden Werkes, diesem komödiantischen Reiz, dieser Heiterkeit, die den Autor als hochbegabten Situationskomiker auszeichnet, als Schauspieler eben. So könnte etwa die Schilderung von Linas Gesangsstunden als eine herrliche Grotteske auf dem Theater begeistern. Komisches fließt in Tragikomisches. Sätze, die herausfordern, weil wir Leser verunsichert sind, ob hier einer mit uns oder mit seinen Figuren Schabernack treibt, oder ob Zuhören tatsächlich im gleichen Augenblick so schön wie mühsam sein kann. Worte um nichts. Worte in den Seewind geschrieben. Aber keines soll untergehen, keines soll unnütz verklingen.

So hielt es auch Beckett. Zschokkes neues Buch ist kein Roman, ist keine Erzählung, wird aber in anderer Form ohne Zweifel früher oder später als Theaterstück auf die Bühne kommen. Gedankensplitter, chaotisches, sprunghaftes Erzählen und Parlieren, ein sprachlicher Marathonlauf, den nur bestehen kann, wer Literatur pur liebt, wer dem Plaudern eines neurotischen Beobachters folgen mag. Mehr will dieses Buch nicht. Provokation ist beigemischt, sehr viel Humor bläht die Segel, und mit seiner aberwitzigen Dialog- und Situationskomik bereichert, erinnert das alles an Zschokkes frühere Werke, an "Der dicke Dichter" oder an "Max", den Erstling, für den er schon 1981 den Robert-Walser-Preis bekam. Manches will auch zu jenem andern Schreiber passen, den Matthias Zschokke verwandtschaftlich bedingt in seinem Gepäck mitschleppt, zu Heinrich Zschokke, dem Schriftsteller und Staatsmann, der an der Blumenhalde in Aarau wohnte und als "Schweizer Bote" und "Hansdampf in allen Gassen" einstmal eine grosse Leserschaft hatte.

Matthias Zschokke scheut sich auch keineswegs, mundartliche Floskeln einzubringen, was es schwer macht, das Erzählte geografisch zu orten. Die Zertrümmerung des Phänotyps "Roman" lässt ihn kalt, dafür strömt übers ganze Buch weg eine feine Walser'sche Sprachmelodie. Wie die Kleinbürger bei jenem - offensichtlich grossen Vorbild des Autors - permanent Selbstbewusstsein erkämpfen, schafft Zschokke mit seinen Bootsfreunden bewusst keine ironischen Helden.

Da gibt es im Buch Stellen, wo man tatsächlich meint, sich plötzlich in Simon Tanners Welt zu finden. Man hat Walser einen Chronisten des Alltags genannt, und was finden wir hier? Ist es nicht die Stimme von Simon Tanner, die hier in Zschokkes Werk spricht: "Jeden Tag um fünf Uhr gehen Frauen draussen im Treppenhaus an meiner Bürotür vorüber und freuen sich auf den Feierabend. Das ist ein hübsches Geräusch. - Ist es euch auch schon aufgefallen, wie miserabel man zur Zeit in unseren Gaststätten kocht? Mir ist jede Lust vergangen, mich mit meinen

Klienten zum Essen zu verabreden. Das sage ich nur, weil ihr mir immer vorwerft, ich würde mich an der Unterhaltung nicht beteiligen. Wahr ist, dass ich oft erschöpft bin und in Gedanken versinke, während ich weich geschaukelt werde von deiner Yacht, Tana. Das leise Klatschen der Wellen lullt mich ein. Was für ein schöner Sommerabend heute . . ."

Zschokke kehrt immer wieder fast besessen zum Thema der Niederlage zurück. Die Altersfreundschaft ist angesprochen und mit ihr die Einsamkeit. Resignation ist spürbar, treibt auf sachten Wellen dahin. Was für eine Wahrheit, die Zschokke hier zwischen den Zeilen mitführt. Wörter treiben wie Schaumkronen in eine Dimension der Zeitlosigkeit, beleben diese Sprache, mit der ausufernd deklamiert und argumentiert wird. Und wenn der Autor auch bewusst die gängige epische Struktur in seiner Prosa auflöst, so beherrscht er seinen Stil meisterhaft. Diese Menschen, die er uns vorführt, und deren Glück wahrlich nur noch ein loses ist, scheinen fest entschlossen, "normales" Reagieren auf das, was wir moralisches Verhalten oder gesundes Denken nennen könnten, über Bord zu werfen. Denn im Grunde genommen ist Zschokkes Gesellschaft eine ziemlich dekadente, und seine Figuren sind auch Theaterfiguren, das ist halt durchs Band weg spürbar.

Und doch: Diese Prosa ist wirr und verwirrend und ohne Ziel - aber sie packt, nur literarische Nichtschwimmer werden darin den Boden verlieren.

("Aargauer Zeitung", 25.8.1999)

Bemerkenswerter Zeitvertreib

Matthias Zschokke und «Das lose Glück»

Von BEATRICE VON MATT

Da schreibt einer, klammheimlich in seinem Berliner Versteck, ein grosses lockeres Buch, das nichts als Vergnügen bereitet, eine intellektuelle Herausforderung zwar, aber doch ein lockeres grosses Leseglück. Das Buch heisst: «Das lose Glück». Das Lose ist das Thema. Auf der ganzen Linie und aus verschiedenen Blickwinkeln.

Das Lockere, das Entknotete, Aufgeweichte, Entkrampfte, Entbundene, das Mutwillige: das wären so Namen für dieses Lose, das sich dem Leser unmittelbar mitteilt, körperlich. Das Buch tut diese Wirkung dank der fließenden, fast magischen Durchsichtigkeit seiner Komposition, dank der Schmiegsamkeit der Sätze, der melancholischen Leichtfüßigkeit der Figuren, dem Hintersinn ihrer Monologe, ihrer schwebenden kauzigen Reden ans Dasein.

Matthias Zschokke ist ein Philosoph und als solcher ein hinreissender Erzähler. Wir hätten keine Zeit vor dem Tod, die Spatzen zirpen's von den Dächern. Wie aber gewinnen wir Zeit vor dem Tod, fragt der Autor mit jedem Wort und mit jeder Gestalt. Weder mit dem besonderen Ereignis, den Reisen und Abenteuern, noch mit dem interessanten Job, wohl aber mit dem Wahrnehmen des Moments. Das schafft Zeit.

Sechs Personen suchen sie, diese Zeit. Der Autor setzt ihrer vier in ein Abendboot mitten auf einen See, den man als Bielersee erkennt. Zwei weitere, die Sozialbeamtin Ellen und Roman, freischaffender Denker und Schreiber, «Hofberichterstatter», wie er selber sagt, treffen sich nach der Arbeit regelmässig im «Hofgarten», einer Berliner Gaststätte. Jede der Personen redet von ihren Kümernissen, Anwandlungen, Eindrücken, von ihrer Befindlichkeit, ihrer Zeit also, und

alle reden sie so kurzweilig und geschickt, dass man beim Lesen die Zeit vergisst. Sie sprechen mit Geschichten und Geschichtenanfängen oder mit Geschichten, deren Anfänge sie vergessen haben, sie reihen Erinnerungen, Beobachtungen aneinander, absichtslos, wie es scheint. Ihre Sprache schafft erst ihre Erfahrungen. Dann und wann entwickeln sie auch eine kleine Erzähltheorie. Manchmal schweigen sie, sind schlechter Laune. Nichts ist den Zeitsuchern verboten. Solange sie offen bleiben für die Gestimmtheit des Augenblicks, solange sie nicht in Höflichkeitsmasken erstarren voreinander, mit Floskeln die wahren Verhältnisse vertuschen.

Fliessende Zeit

Allesamt sind sie nicht mehr jung, die Helden, Mitte Vierzig vielleicht, und sie gewahren die Zeit am eigenen Körper, an erschlaffenden Armen und Bäuchen. «Reale Körper sind meist nicht schön, sie waren es bloss», bemerkt Ellen, und sie kann sich nicht genügen mit der Beschreibung ruinöser Körperlandschaften: «Die Haut ist in Wirklichkeit immer uneben. Kalte Stellen wechseln mit heissfeuchten ab. Haare wachsen heraus, wo sie nicht sollten. Rauhe, karstige Flecken gehen über in weiche, moosige Ebenen. Knochen ragen hervor. Kühle Fetthügel verlieren sich in runzlighaarigem Gestrüpp.»

Man hat nicht nur einen Körper, sondern auch einen Beruf. Der aber ist nicht weiter von Belang. Berufe lenken ab von der Existenz. «Das Sein ist als Last offenbar geworden», könnten die vier im Boot mit Heideggers «Sein und Zeit» sagen, sie, die zusammen Kinder waren, die Komparatistikprofessorin Tana, der Staranwalt Samuel, der weltweit tätige Ökologe Portman und Linus, der einst eine Lina war, erst Sängerin werden wollte und dann Sänger und der jetzt zweimal in der Woche im Städtischen Museum Wache steht.

Fahle Ungestimmtheit

Diese Zuhausegebliebenen oder Zurückgekehrten machen sich nichts vor, nicht einmal Sympathie. Darum schminken sie ihre Reden nicht um. Linus' Geschlechtsumwandlung beispielsweise ist kein Thema; das Aussergewöhnliche ist nichts Besonderes. Ihr hauptsächlichster Seelenzustand ist jene «fahle Ungestimmtheit», die - nochmals gemäss Heidegger - mit Verstimmung nicht verwechselt werden darf und die nicht nichts ist, sondern das «Da» jäh und nackt ins Bewusstsein bringt. Jede Erzählstrategie, eine mit Spannungserzeugung, mit Anfang, Höhepunkt, Ende, würde ein falsches Weltverständnis vorspiegeln und das Gleichmass der vergehenden Zeit überspielen.

Matthias Zschokke greift auf den Novellenzyklus, den Novellenkranz als ein altes literarisches Muster zurück, um es gleichzeitig zu unterlaufen, zu minimieren gewissermassen. Die Jacht, die der begüterten Tana gehört und die von ihr und den drei Freunden regelmässig aufgesucht wird, gibt den Rahmen ab für die Selbstergründungen und die fragmentarischen Binnengeschichten. Auf diesem Schiff erzählt jeder - so spontan wie möglich - ums Leben, um die Zeit wie Scheherezade in «Tausendundeiner Nacht» oder die Damen und Herren in Boccaccios «Decamerone». Was bei Boccaccio die Pest, ist bei Zschokke die Krankheit der Gesellschaft, sich mit allen Mitteln der Selbsttäuschung kollektiv über Schwermut und Einsamkeit hinwegzutrusten und sich so um die wahre Gegenwart zu bringen.

Es geschieht naturgemäss wenig, ausser etwa der unverhofften Verknüpfung der beiden Schauplätze: Ellen, die Berlinerin, ist wieder mal abgehauen aus dem Höllenradau ihrer Stadt, sie geht weg, um sich nach ihr zurücksehnen zu können, und logiert im Hotel «Seegurke» just an dem See, auf dem die andern vier jeweils zusammenkommen. Schwimmend taucht sie nachts am Bootsrand auf, wird, wie zu erwarten, als Störung empfunden. Sie berichtet dann aber so kraus,

so recht widersinnig vom Abendessen im Hotel, dass sie alle für sich einnimmt. «Der Kellner sah aus wie ein Mann ohne Oberleib. Der einzige Gast an einem entfernten Tisch wirkte geköpft. Ich ass ein Schnitzel. Ich weiss nicht, warum es Schnitzel heisst, fiel mir auf, während ich die Speisekarte durchlas, also bestellte ich eins. Ein Schnitzelchen mit Salat, sagte der Kellner, während er es vor mich hinstellte, und genau so hat es denn auch geschmeckt.» «Sie können bleiben», sagt Tana darauf, warnt aber doch noch: «. . . erwarten Sie nichts von uns. Vor allem versuchen Sie nicht uns auf irgendeine Weise zu gefallen . . . Wir sitzen auf diesem Schiff aus einem einzigen Grund: Wir wollen in Ruhe gelassen werden . . . Manchmal, wenn's einem zuviel wird, versucht er sich an einem Zipfelchen von Erlebtem zu erwärmen und erzählt etwas. Doch wehe ihm, wenn er abgekartetes Zeug vorträgt! Ich halte das nicht aus . . . Ich ertrage nur Losgelassenes, Befreites, Pures, Fürsichselbststehendes. All die gezüchtigten, domestizierten Existenzen, die es sich zur Aufgabe machen, den andern die Zeit zu vertreiben, diese dressierten Wesen, die im Kreis gehen, übereinander hüpfen, Purzelbäume schlagen und Heiterkeit vorgeben, um mich damit von mir selbst abzulenken, sind mir verhasst . . . Erzählen Sie nicht uns, erzählen Sie sich selbst . . .»

Auf jeder Seite wird vom Erzählen selber gehandelt. Jeglicher Herrschaftsanspruch und jegliche Konvention, alles Fertige und Verfertigte soll getilgt werden. So hat Zschokke mit diesem Buch gleich auch seine Poetik geschrieben. Wie er überhaupt dringlicher als sonst über die Möglichkeiten der Literatur nachdenkt, auch über ältere Literatur, über die rätselvollen Einzelverse des späten Hölderlin etwa, über Kleist, Melville oder auch C. F. Meyers Novelle «Der Schuss von der Kanzel», deren Hauptmotiv, die losgehende Pistole in der Hosentasche, das einzige jähe Handlungsmoment im «Losen Glück» abgibt. Das Opfer verblutet, wird beerdigt, dann ist wieder alles wie sonst. Das Kapitel «Eine Detonation» hat nur kurz den Fluss der Zeit unterbrochen. Angesichts des dunklen Ozeans, der alles umgibt, bleibt das Unglück ein Zufall. Andere Grossthemen wie Politik, Berlin und die Weltgeschichte, Biel und die Wirtschaftskrise drängen gelegentlich heran, sehen sich gleich wieder verbannt.

Dass aber trotz der Poetik des gelassenen Gleichmasses, der «fahlen Ungestimmtheit» dann doch eine Fülle unterhaltsamer Geschichten hineingeschmuggelt werden, gehört zur Selbstironie in diesem Werk. Es ist vornehmlich der Schriftsteller Roman, der «Hofberichterstatte», der vor Ellen das Rad schlägt und ihr wundersame Erfindungen aufischt: die Geschichte von der jungen Frau, die sich plötzlich in den Tod verwandelt und als allgegenwärtige Gefahr herumgeistert, oder die Geschichte vom hochstaplerischen Baron und dem Tigerbalsam, der skurrile Bericht über die Nacht mit dem Transvestiten.

Der solches zum besten gibt, ist derselbe, der sein Schreiben sonst als ein Warten versteht. Nach ein, zwei Stunden Dasitzen im heruntergekommenen Atelier könne es geschehen, dass «ein Wort vorsichtig den Kopf aus seinem Loch schiebt, witternd, mit zitternden Barthärchen. Irgendeins, Erdbeere vielleicht, Blut, Holzfällerchen. Dazu kichert es, ohne mir den Grund für seine Heiterkeit zu nennen . . .» In Zschokkes letztem Roman, «Der dicke Dichter», hatte dieses listige Wörtchen einen Namen und hiess Severinchen. Es war ein übermütiges Mädchen oder Bübchen - dem man nicht über den Weg trauen konnte. Bei diesem Autor flackert's zwischen den Zeilen.

Matthias Zschokke nimmt sich viel zärtliche Geduld für seine traurige Komödie vom Suchen nach der Zeit, und seine redseligen Zaubergestalten haben ältere Verwandte, die Clov und Hamm heissen, Vladimir und Estragon.

(*"Neue Zürcher Zeitung"*, 26.8.1999)

Der grosse schwarze Vogel Schwermut

Von BEAT MAZENAUER

Vor acht Jahren zähmten die «Piraten» ihre Lebensgier, indem sie Lethargie über die romantischen Vorstellungen ihrer Passion wuchern liessen. Und vor vier Jahren verlor sich «Der dicke Dichter» still und heimlich im Berliner Grossstadtgewirr, gescheitert am Widerstand der verlogenen Worte. Allesamt hatten sie es nicht geschafft, im richtigen Leben anzukommen. Dieses titanische Unterfangen misslingt den Personen auch in Zschokkes jüngstem Roman. Tana, Portman, Samuel, Linus, Ellen und Roman erfüllen sich ein loses Glück, indem sie sich ganz ihrer Trägheit ergeben.

Das Leben hat sie gezeichnet, ermüdet und einsam werden lassen, ihre «Schwermut ist riesengross geworden mit den Jahren, hat allen Saft für sich abgezweigt, während Freude, Lust, Vergnügen und Heiterkeit klein und runzlig geblieben und nacheinander abgefallen sind.» Während Roman in Berlin das Leben in seinem Hinterhof akribisch festhält (und an diesem Roman schreibt?), entflieht seine Freundin Ellen aus der Metropole in eine schweizerische Kleinstadt am See, wo sie aus Tana und ihre drei Bootsgäste trifft. Regelmässig kommen diese Gäste zu einer abendlichen Ausfahrt auf dem Wasser zusammen.

Geschichten erzählen

Freunde sind sie nicht, erklärermassen, und gerade deshalb einander eine gute Gesellschaft. Sie wollen nichts voneinander als sich ehrlich beschweigen, den Zeitenlauf beklagen und banale Geschichten in die Runde werfen, doch ohne Aufmerksamkeit dafür zu heischen. Das rituelle Gleichmass ihres Beisammenseins genügt, um für Augenblicke der bürgerlichen Zelle zu entkommen.

Das ist alles. «Überall vergeht die Zeit und es geschehen grossartige Dinge. Hier nicht.» Die vier und dazukommend Ellen lagern lethargisch auf dem dümpelnden Boot, schweigend und erzählend, kaum miteinander plaudernd. Über ihren Köpfen kreist ruhig der grosse schwarze Vogel Schwermut.

Unter düstern Wolken

«Das lose Glück» ist ein eigenartiges Buch. Ereignislos wie das schale Leben und mitreissend wie die Versuche, sich gegen diese Ereignislosigkeit zu wehren. Die Fünf auf dem Boot sind aus der Zeit herausgefallen. Manchmal mit spiessiger Kleinlichkeit, dann wieder mit luzider Abgeklärtheit lassen sie ihre gescheiterte Anstrengung, das «Gleichgewicht des Schreckens in meinem Innern», zu Sprache werden.

Trägheit, Bescheidenheit, Feigheit demaskieren die falschen Hoffnungen von einst. Es ist nichts mehr davon übriggeblieben als eine nüchterne Trauer, als Ergebenheit in der Melancholie. «Wir sind nicht begabt, glücklich zu sein.» Einzig in dieser Einsicht liegt etwas Trost.

Frei von Illusionen

Diese Lethargie wandelt Matthias Zschokke mit erstaunlichen Zwischentönen ab. Er tut dies weniger experimentell ambitioniert als früher. Kunstvoll monologisierend lässt er seine Figuren Abschied nehmen vom Lebensglück.

Allein ihr hoher rhetorischer Aufwand ist verräterisch und kaschiert nur unzureichend die gebannte Lebenslust. Der ekstatische Sog hinab in die illusionsfreie Apathie lässt eine nur schwer gebändigte Wut erahnen.

Der Autor scheint diese melancholische Stimmung gut zu kennen. Abgesehen von ein paar Spannungsabfällen hält seine Prosa erstaunlicherweise über die beinahe 300 Seiten hinweg dicht. Allerdings birgt die Stärke dieser erzählerischen Konsequenz zugleich deren Schwäche. Es gilt sich einzulassen auf die unendliche, gleichtönige Schwermut ihrer trägen Figuren.

(„Solothurner Zeitung“, 31.8.1999)

Die Litanei vom schäbigen Alltag

Ein Schriftsteller in Berlin, vier Jugendfreunde auf einer Jacht und eine Frau, die den Kontakt zwischen den Schauplätzen herstellt: Matthias Zschokkes neues Buch «Das lose Glück».

Von ELSBETH PULVER

Das Buch führt keine Gattungsbezeichnung im Untertitel, vermeidet also die Behauptung, es handle sich um einen Roman. Und doch kommt der Autor nicht ganz darum herum, sich mit dem Wort zu beschäftigen: er entwirft einmal eine witzig-hintergründige Romantheorie und gibt dem ihm nah verwandten Berliner Schriftsteller den Namen Roman. Als gehe ihm die stereotype Sehnsucht vieler Kritiker nach einem möglichst figuren- und handlungsreichen Roman dennoch nicht ganz aus dem Kopf. Doch tut er alles, diese Erwartungen nicht zu bedienen.

Schwermütiges Palaver

Als eine beliebige Sammlung von Geschichten und Gedanken sollte «Das lose Glück» dennoch nicht gelesen werden. Dann schon eher als eine Sprechkantate für sechs Stimmen, für zwei Frauen-, vier Männerstimmen. Oder als ein Palaver, ein dauerndes Gerede, bei dem man schliesslich nicht mehr ausmachen kann, welche der Figuren redet. Als eine Sequenz von Monologen, die sich zu einem grossen Monolog verbinden, zu einer Elegie auf alles, was uns im Verlauf des Lebens und der menschlichen Entwicklung abhanden gekommen ist. Das Älterwerden, die Erfahrung der Vergeblichkeit und Vergänglichkeit, das sind die grossen Themen, mit denen sich vor allem die vier Jugendfreunde - sie heissen Tana, Samuel, Portmann, Linus - in ihren nächtlichen Gesprächen auf dem See beschäftigen. Und weder die komfortable Jacht noch ihr materiell ziemlich sorgenfreies Leben können sie trösten; auch die Freundschaft, welche die Gruppe auf eine zuverlässig-oberflächliche Art verbindet, kann es nicht. Und dem Schriftsteller Roman und der mit ihm befreundeten Ellen, die beide mehr zufällig nach Berlin gekommen und dort geblieben sind, geht es nicht anders.

Schwermut prägt das Buch. «Sie ist riesengross geworden in den Jahren, hat allen Saft für sich abgezweigt», so, rückhaltlos, sagt es Tana, wohlhabende Jachtbesitzerin und unbedeutende Professorin für Komparatistik, die Wortführerin in dieser durch Einfälle und Geschichten nur wenig verhüllten Schwermutslitanei.

Jugend-Charme verloren

Die Figuren des neuen Buches sind, versteht sich, späte Nachkommen jener ausnahmslos jungen Protagonisten, mit denen Zschokke in seinen ersten Büchern erfolgreich debütierte. Nur sind sie - diese frühreif-altklugen «Max» und «Prinz Hans» - zusammen mit dem Autor älter geworden; sie haben den Charme und die unsicheren Hoffnungen ihrer Jugend verloren - und können nicht

recht erwachsen und noch weniger älter werden. Das ist das Problem, das vor allem die vier gleichaltrigen Jugendfreunde auf dem Bielersee beschäftigt.

Immer wieder wird im Reden und Erzählen die Frage nach dem Sinn und einem möglichen Glück in diesem Leben laut, danach, was eigentlich wünschenswert, erwähnenswert, lebenswert wäre. Die Erinnerung an früher gibt den Ratlosen keinen Halt. Denn die Bücher Zschokkes sind an die Gegenwart gebunden, an diesen einen, unwiederholbaren, deshalb so wertvollen, deshalb so fragilen Augenblick. Aber noch weniger Gewicht wird der Zukunft beigemessen, schon gar nicht jener Version von Zukunft, die dem Schriftsteller Roman quasi vor seine Berliner Türschwelle gelegt wird. Die neue Ära, die neue Rolle der Stadt als Zentrum Deutschlands, das «Jahrtausendgezeter und das Gewinsel über historische Entwicklungen», das alles hat für diesen Autor, der in der Provinz aufgewachsen ist und seit vielen Jahren in der Metropole lebt, kein Gewicht. Was ihn interessiert, immer und überall, ist das Kleine und Unscheinbare, ja Schäßige, das, was sich in Hinterhöfen und Nebenstrassen findet.

Fasziniert vom Wertlosen

Mit Bewunderung, ja mit Neid beobachtet Roman einmal, gegen Schluss des Buches, ein Kind, das selbstvergessen alles untersucht, was sich am Strassenrand findet, alles Weggeworfene und Wertlose. Zwar weiss Roman, und mit ihm weiss es der Autor, dass er das Kind nicht nachahmen kann; dessen vorurteilsfreie Aufmerksamkeit ist für den Erwachsenen ein verlorenes Paradies, ist Inbegriff dessen, was im Titel das «lose» (das fragile, weil unbeständige) Glück genannt wird. Und dennoch hat das Schreiben, das Zschokke hier praktiziert, etwas mit der Beobachtung des Kindes zu tun.

Und dies ist es, was einen im Lesen immer wieder für diesen Autor einnimmt: Dass er unbeirrt durch die gerade geltenden Erwartungen und Vorstellungen seinen Weg geht und ein Aufheben macht von Dingen, denen andere keinen Blick gönnen.

("Berner Zeitung", 10.9.1999)

Das Gackern des Nichts

Von CHRISTOPH BARTMANN

All die ausufernden Monologe verdüsterter Geistesmenschen, die, von Beckett bis Bernhard, die Literatur zu bieten hat, beruhen auf der empirisch unwahrscheinlichen Annahme, dass auf der anderen Seite jemand ist, der zuhört. Kaum je hat man der fiktionsnotwendigen Figur des literarischen Zuhörers die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt. Im Leben wird man diese Spezies dagegen selten antreffen. Wer hat schon üblicherweise Zeit und Lust, dem Gegenüber über Seiten und Stunden bei der Äußerung von Mitteilungen mit oft minderem Neuigkeitswert still zu assistieren, wer möchte nicht zwischendurch auch mal etwas bemerken dürfen? Die Figuren in Matthias Zschokkes neuem Prosabuch "Loses Glück" stehen unter Sprech- und Bekenntniszwang, aber manchmal ahnen sie noch, dass am anderen Ende des Kanals der Empfänger schon sanft entschlafen sein könnte. "Hört ihr mir überhaupt zu", fragt zum Beispiel Tana nach zweieinhalbseitiger Rede in die Runde, und das Echo bleibt matt. Der eine zieht tief Luft ein, der zweite nimmt einen Schluck Wein, der dritte behauptet, nicht zu verstehen. Was freilich für Tana kein Grund ist, nicht auf der Stelle zum nächsten, diesmal fünfseitigen Sprechakt anzuheben. Wenn man sich als Leser darauf eingestellt hat, dass in diesem Buch außer Reden nichts, aber auch rein gar nichts geschieht - abgesehen davon, dass einmal versehentlich eine

Pistole losgeht -, wenn man sich einfach vom Schwall dieser maßlosen und artistischen Reden mitreißen lässt, dann kann auch die stille Teilhabe einen Kunstgenuss bedeuten. Beinahe staunend sieht dem Akrobaten Zschokke bei seinem Kunststück zu: die Statik nämlich seines Buches (das nicht "Roman" heißt) kommt ohne die üblicherweise tragenden Elemente aus und trägt trotzdem.

Die Handlung nimmt knapp eine halbe Seite ein. "Sie sind zu viert und sitzen auf ihrer Yacht", heißt der erste Satz, und kurz vor Schluss gibt es dann eine Art Zusammenfassung. Sie besagt, dass vier Freunde einen Abend auf einem See verbrachten. Eine Schwimmerin störte ihre Ruhe. Die Freunde zogen sie aus dem Wasser und ließen sie an Bord sich ausruhen. Im Verlauf des Abends zeigte die Besitzerin der Yacht eine Pistole. Sie trug sich mit Selbstmordgedanken. Ein anderer nahm die Pistole in Verwahrung. "Irgendwann später löste sich in seiner Hosentasche aus Versehen ein Schuss und tötete ihn. Dann gab es eine Beerdigung." Mehr ist dazu nicht zu sagen.

Was die Personen der Nicht-Handlung reihum abliefern, sind zierliche Klagegesänge. Melancholie und Langeweile bilden den Cantus firmus einer mehrstimmigen Musik, die so schwermütig gar nicht klingt. Die Figuren leiden beschwingt: an einem Dasein, das zwar komfortabel ist, nun aber zum größeren Teil hinter ihnen liegt, sie leiden an einem Leben, das wie ihr eigenes aussah, nun aber doch ins Meer der Üblichkeiten gemündet ist. "Es entsteht kein ruhig gelebtes Leben mehr", bemerkt Protman. Die vier sind des Hergebrachten müde und des Neuen überdrüssig, schon ehe es begonnen hat. Statt sich auf dem Jahrmarkt der Eitelkeiten zu blamieren, sitzen sie lieber weintrinkend auf Tanas Yacht. "Schaut die Wülste an mir", deklamiert Tana, "schaut die Tränensäcke, schaut die langgewordenen Zähne, die schwarzen Lücken dazwischen, die matten Haare. Was habe ich verbrochen? Was haben wir auf uns geladen, dass wir so Ekel erregend werden, so abstoßend?!" Tana übertreibt. Alle übertreiben in diesem Buch. Sie übertreiben, sobald sie reden, so wie Opernsänger auf der Bühne die Gesten übertreiben. Tana ist Professorin für Komparatistik und hat von ihren Eltern eine Villa im Park geerbt. Samuel ist Wirtschaftsanwalt und arbeitet Tag und Nacht. Portman ist weltweit in Sachen Ökologie unterwegs. Linus hieß einmal Lina. Seine Sängerkarriere ist gescheitert, aber eine Erbschaft hat ihn unabhängig gemacht. Sorglos, aber betrübt sitzen die vier "ums schwarze Loch der Verzweiflung" herum wie um ein Lagerfeuer. Sie behaupten, sich zum Schweigen zu treffen. "Alle vier haben sie nichts erlebt und nichts vor, das zu erzählen sie reizen würde." Und so wäre es wohl auch diesmal, wenn nicht Ellen aus Berlin ihre Ruhe störte, die Schwimmerin. Sogleich wird sie von Tana über die herrschenden Rede- und Schweige-Etikette in Kenntnis gesetzt: Sie ertrage nur "Losgelassenes, Befreites, Pures, Fürsichselbststehendes". Und: "Kümmern Sie sich nicht, ob wir Ihnen zuhören."

Ein fremder Ankömmling auf einem Boot, das ist ein Motiv, aus dem sonst Thriller oder Psychodramen gemacht sind. Nicht so bei Zschokke. In seiner Sprechoper finden alle Abenteuer in direkter Rede statt. Das Abenteuer sind Ellens Reden selbst. Sie redet wie manche Figuren in frühen Botho-Strauß-Stücken: fahrig, durchgedreht, visionär. Sagt Sachen wie: "Eine Malerin fällt mir dazu ein. Die war freudlos, um nicht zu sagen verzweifelt. Niemand wollte eines ihrer schwefelgelben Bilder kaufen. Die Haare fielen ihr aus vor lauter Gram. Wer erfolglos schwefelgelbe Bilder malt, schämt sich nach einer Weile entsetzlich für sein Tun." Tana ist begeistert: "Ich kann gut denken, während Sie sprechen. (...) Das Material, das Sie anhäufen, bröckelt. Es ist pudrig und hält nicht zusammen." Nun fangen auch die anderen an, aus ihrem Leben zu berichten, von erotischen Katastrophen oder von Kindern, "die aus uns herausgekrochen sind und nun ebenso leer und ziellos äsend in der Landschaft stehen wie wir". Samuel lobt Ellen; man könne fabelhaft abschweifen, "weil das, was sie sagen, so offen ist, so ohne Zentrum, ohne Welt". Keine unpassende Beschreibung, die Samuel hier für Zschokkes Schreibweise gibt. Man weiß nicht, wo es spielt, weiß nicht, womit es spielt, sieht keinen Anfang

und kein Ende, und ist doch von diesem manieristischen Sprach-Spiel zuerst verwundert und dann bezaubert. Örtlich kann es auch vorkommen, dass dem Leser, auch wenn - oder weil - fast jeder Satz schön anzuschauen ist, der Mitteilungsdrang der Figuren zu viel wird.

Aber dann kommen wieder Sätze wie dieser: "Den Vorgang des Sichaustauschens halte ich für einen wichtigen." Satz für Satz demonstriert Zschokke, welcher komischer Vorgang das wahrhaft "befreite", "pure" Sichaustauschen sein kann. Und wie selten er vereinbar ist mit dem "losen Glück", das Zschokkes Buch im Titel führt und seinen Figuren nur für den Fall in Aussicht stellt, dass sie werden wie "zerrupfte Hühner (...), ausgelastet mit den Schwierigkeiten, über einen Hof zu schreiten, vogelfrei". Wollte uns Matthias Zschokke so etwas ähnliches zu bedeuten geben? Egal, "Sie mögen mir erzählen, was Sie wollen, es ist mir alles gleich seltsam und unbegreiflich, wie Zauberei."

("Frankfurter Allgemeine Zeitung", 12.10.1999)

Von der schönen Zumutung der endlosen Monologe

Von HEINZ SCHAFFROTH

Alles beginnt auf einem See im schweizerischen Mittelland, an einem warmen Sommerabend. Und dauert bis in die Nacht hinein. So lange nämlich sitzen vier Personen aus der am See gelegenen Kleinstadt auf einer bequemen (wenn nicht luxuriösen) Jacht und trinken Wein. Sie bekommen in den paar Stunden ihres Zusammenseins alle (vom Autor) ihre Lebensgeschichte oder erzählen sie einander, mitsamt den vielen sonstigen Geschichten, von denen das eigene Leben durchzogen zu sein pflegt. Die Voraussetzungen für so etwas wie Glück sind also gegeben: ein Glück wenigstens für die Dauer eines Sommerabends auf dem See, das nicht mehr ganz wetterfeste, beständige Glück, «das lose» eben, wie der Titel des Buchs es verheißt. Doch «das lose Glück» ist darin für die Hühner vorgesehen: «Zerrupfte Hühner, die nicht wissen, dass sie sterben, die ganz und gar damit beschäftigt sind, Hühner zu sein, sich in den Sand zu hocken, wieder aufzustehen, das Gleichgewicht zu halten, ausgelastet mit den Schwierigkeiten, pickend über den Hof zu schreiten, vogelfrei im losen Glück.»

Das Erzählen und der Sarkasmus

Die Menschen bei Zschokke, das ist der ganze Unterschied zu den Hühnern, wissen, dass sie, täglich und stündlich, sterben. Und am besten meinen es die vier auf dem See zu wissen. Sie trauern der Zeit nach, «als noch nicht alles ein einziger Abstieg war», und erkennen staunend und schauernd, wie schnell sie vergangen ist und weiter vergeht, während sie reden und klagen darüber, irgendwann anfangen damit und dann weiterreden und -klagen, in endlosen Monologen, die zeitweise nicht einmal mehr einer bestimmten Person zugeordnet sind. Weil das Reden aller nur der vergebliche Versuch ist, (sich) die Zeit zu vertreiben oder, noch besser (und noch wörtlicher!), sie totzuschlagen; denn im Schweigen könnte ihr Vergehen noch ungedämpfter hörbar werden. Die endlosen Monologe sind die schöne Zumutung von Zschokkes Prosa. Nicht erst im Roman «Das lose Glück». Aber so knapp wie hier hat dieser Autor noch nie den Punkt verfehlt, wo sein Erzählen suggeriert, nichts anderes als dieses Kontinuum des Monologisierens im Sinn zu haben. Oder jedenfalls überhaupt nicht davor zurückzuschrecken. (Dieselbe Neigung kennzeichnet auch Zschokkes neuste Theaterstücke. Aber sie werden gespielt. Zur Zeit gerade «L'ami riche», noch vom verstorbenen Gilbert Musy übersetzt, in einer erfolgreichen Lausanner Produktion.) Im literarischen Trend (was immer der gerade sei, mit Zschokkes Prosa und Theater will er zweifelsfrei nichts zu schaffen haben!) liegt der Autor damit nicht. Aber das stört ihn nicht

nur nicht, das muss vielmehr so sein, wie aus den völlig unangestrengt in den monologischen Erzählfluss integrierten Passagen über die Literatur oder über Literaturtheorien hervorgeht. Eine von ihnen beschäftigt sich sarkastisch mit dem Einschläfernden eines Erzählens, das um seines Unterhaltungswerts willen auf Anfang, Mitte und Ende bestehen zu müssen glaubt. Zschokke hegt und pflegt den Sarkasmus solcher Passagen auch, um nicht selber der Versuchung zu abgerundeten Geschichten zu erliegen. Diejenigen seines Romans (in dem es eine Fülle von unvergesslichen Liebes- und Reisegeschichten gibt) sind meist ohne erkennbaren Anlass begonnen, sie interessieren nur die wirklich, die sie erzählen, und auch denen ist irgendwann das Ende entfallen, sofern es ihnen nicht der Tod abgenommen hat.

Der Weltschmerz und die Komik

Doch auch ohne dessen Eingreifen wissen diese Binnengeschichten (wie die Lebensgeschichten) wenig oder nichts vom Glück. Und umso mehr von der Resignation. Sie sei «keine schöne Gegend», hat Gottfried Keller auf ein Lössblatt notiert. Für die Zschokke-Personen ist sie es auch nicht und kommt nie aus der Gelassenheit, die sich abzufinden weiss mit dem Naturgesetz der Vergänglichkeit, der eigenen und der der Welt. Es ist nicht verboten, bei Zschokke vor allem den althergebrachten Weltschmerz am Werk zu vermuten. Dem Autor und seinem literarischen Personal dürfte an einer besseren Herkunft des nostalgischen, elegischen Redeflusses wenig gelegen sein. Aber sie sind sich (in einer selbstironischen Solidarität) auch völlig im Klaren darüber, dass der Weltschmerz heute nicht mehr ausreicht für die Tragödie. Sondern bestenfalls und gelegentlich für die Tragikomödie. Und in ihr (wie ein paar Buchseiten über Kleists «Amphitryon» bestechend nachweisen) steht das Komische seit jeher auf wackligen Füßen.

Der Tod und das Tränenlachen

Bei Zschokke auch da, wo es sich weit in die Sätze hervorwagt. Wenn diese, z.B., von einer Demonstration erzählen, deren Teilnehmer (einschliesslich der beiden Polizisten an der Spitze des kläglichen Zugs) auf einer leicht abschüssigen, plötzlich vereisten Strasse nur noch ein (und sicher nicht ihr ursprüngliches) Anliegen haben: gemeinsam mit der Tücke der Verhältnisse fertig zu werden. Die Tragikomödie minus das Komische ergibt so noch lange nicht das Tragische. Sie ruft nur in Erinnerung, dass das Leben manchmal buchstäblich zum Tränenlachen sein kann. Sogar auf Kosten eines toten Kindes. Die beiden Angestellten einer Bestattungsfirma tragen es auf einer Bahre zum Kleintransporter vor einem Berliner Mietshaus. Sie stellen sich dabei so ungeschickt an, dass der Vorgang zur Slapstick-Szene ausartet, die im Satz gipfelt: «Die kleine Leiche federt, als gings im Frühtau zu Berge.» Ein genial pietätloser Satz. Aber noch in der Pietätlosigkeit ist er (wie die ganze, in den Bewegungsabläufen akribisch genau beobachtete Szene) nichts als die Wahrheit und als solche eine nachhaltige Attacke auf das verlogene, kurzlebige Mitgefühl, mit dem ein totes Kind in der Literatur wie im Leben nicht nur rechnen kann, sondern muss.

Der Róman und der Román

Aber die Rezension will zurück, in die weite, zwar auch längst winterliche Seelen-Landschaft der vier auf der Jacht. Sie haben unterdessen Gesellschaft bekommen. Ellen, Sozialarbeiterin aus Berlin, ist aus der Schwärze der Nacht aufgetaucht und an Bord genommen worden. Die Wege, auf denen sie ausgerechnet hierher gelangte, sind erzählerisch verschlungene. Aber der Autor Zschokke ist auch auf ihnen ein begeisternder Guide. Was er Ellen auf der Jacht von ihrem Leben in Berlin und von der Reise an die Ufer des Sees erzählen lässt, setzt sich nicht durch und verändert die vier, die ihr zuhören, nicht. Dafür ist Ellen zu scheu und eine zu höfliche Zuhörerin. Aber Vereinnahmungen lässt sie sich von der melancholischen Suada der Gastgeber nicht. Und am Ende des Buches (nach dem lautesten Schuss, der je seit dem von der Kanzel gefallen

ist!) reist sie, trotz der Bitte zu bleiben, weiter. Nicht zurück. Sondern weiter auf der Suche nach Freunden, die anders sind als der einzige, den sie in Berlin hatte, und von dessen zunehmender Depressivität sie sich beurlauben wollte und dabei vom Regen in die Traufe geraten ist.

Der Bentley und der Eisenbieger

Dieser Freund, namens Roman (von Zeit zu Zeit sollte der Name auch auf der zweiten Silbe betont werden!), ist Dichter. Von seiner psychischen Verfassung her und in seiner Oblomow-Müdigkeit würde er bestens zu denen auf der Jacht passen. Aber die Glanzlosigkeit und Dürftigkeit seiner Berliner Existenz sind per se ein Gegenprogramm zum luxuriösen Glanz der Lethargie auf dem See. Dazu kommt, dass der Román den Róman zur «Hofberichterstattung» anstiftet und «Auf Patrouille» schickt. Roman nimmt, in den jeweils so angekündigten Passagen, in Augenschein, was auf dem Hof unten und auf seinen Gängen durch die Stadt tagtäglich sich ereignet und verändert. Ach nein, zum grossen Berlin-Roman und -Fresko setzen die kleinen und unauffälligen Geschichten und Bilder, die dabei herauschauen, sich nicht zusammen. «So ganz ohne Zentrum. So ganz ohne Welt» wie sie sind, muss ein solches Pensum ihnen nur lächerlich vorkommen. Und Literatur darf bekanntlich sogar den grossen historischen Augenblick verpassen. Oder ihn nur in maliziösen Andeutungen zur Sprache bringen. Um sich dann dem zuzuwenden, was die Historie in ihrem Präpotenzgehabe immer missachtet. Das kann die Lebensmüdigkeit von vier Menschen auf einem unwirklich schönen See sein. Oder der arbeitsame Eisenbieger Mewes, der im Hof drunten seinen Bentley wäscht. Wenn das Auto denn wirklich ein Bentley ist und Herr Mewes wirklich ein Eisenbieger.

("Basler Zeitung", 9.11.1999)

Schmerzfrei ja - aber was sonst?

Matthias Zschokkes neuer Roman «Das lose Glück»

Von CHARLES CORNU

Tana, die Besitzerin der Jacht, sagt zu ihren drei Freunden und zeigt dabei eine Pistole, sie werde jetzt ins Wasser steigen, sich in den Kopf schiessen und versinken. Regt sich ob dieser makabren Ankündigung einer der drei - Samuel, Linus, Portmann - auf? Nicht die Spur. Sie verharren in träger Melancholie, in einer Art schmerzfreier und halbwegs glücklicher Ermattung. Immerhin nimmt Portmann Tana die Waffe weg und versorgt sie in seiner Tasche. Das allerdings hätte er gescheiter unterlassen, denn Stunden später und rund zweihundertsiebzig Seiten weiter hinten im Buch wird er sich versehentlich ins Bein schiessen, verbluten und sterben. Doch nach einem Moment hysterischer Aktivität der Leute auf der Jacht ändert auch das nicht viel an der lethargischen Stimmung.

Der Nebel der Ereignislosigkeit schliesst sich wieder über den Zurückgebliebenen. Zu diesen ist übrigens vorher noch eine wildfremde Schwimmerin gestossen, eine Frau aus Berlin, wie sich zeigt, die ferienhalber in die Gegend und an den See geraten ist, auf dem die Jacht dümpelt und der der Bieler- oder der Neuenburgersee sein könnte, jedenfalls ein schweizerisches Binnengewässer aus jener Region, in der Matthias Zschokke, der jetzt in Berlin lebende, 45-jährige Schauspieler, Schriftsteller, Dramatiker und Filmemacher, seine Jugendzeit verbracht hat. Und mit Ellen, der Schwimmerin, die mit widerwilliger Gastlichkeit auf die Jacht und in den Kreis der dort Weilenden aufgenommen worden ist, kommt noch deren Berliner Gefährte,

Roman, irgendwie mit ins Spiel; also haben wir es jetzt insgesamt mit sechs Leuten zu tun. Diese Leute, was treiben sie überhaupt, was treibt sie an und um? Tja, das sind im Grunde schon fast allzu dramatische Fragen in Bezug auf die paar Personen, die offensichtlich ihre Jugendlichkeit und damit auch ihre Jugendträume längstens schon abgestreift und sich danach eingerichtet haben in dem, was im Buch einmal «das würgende Elend des Gemütlichen» oder auch «die Monstrosität des Gemässigtseins» genannt wird. Zschokke ist schon anlässlich seiner ersten Veröffentlichungen immer etwa mit seinem Landsmann Robert Walser verglichen worden. So wie sich in seinem neuen Buch Komik und Melancholie die Hand reichen, Poetisches mit Spöttischem, Träumerei mit Witz sich verschwivert, fühlt man sich in der Tat dann und wann wieder in Walsers kleinen Kosmos versetzt; da wie dort hat man es (ein Ausdruck Zschokkes) mit der «Tapferkeit des Allerweltelebens» zu tun. Wie endet Zschokkes Buch? So: Roman sagt zur Verkäuferin in der Berliner Konditorei, die er zu frequentieren pflegt: «Ich freue mich unbändig auf übermorgen, auf Sie im neuen Jahr, auf Ihre Kuchen, vielleicht gelingt es uns» - und Schluss ist ohne Punkt. Das Leben oder vielmehr die Attitüde des Lebendigseins könnte weitergehen wie bisher. Der Ausdruck «unbändig» ist an dieser Stelle ohnehin eine ungeheure, eine sozusagen walsersche Übertreibung. Gerade Unbändiges kommt nicht vor in Zschokkes Buch, vielmehr ist die sanfte Melodie des alltäglichen Mittelmasses, das halbe Glück der Resignation, das mild Elegische herbsterlicher Existenzen, die es ausfüllen. Die sechs Leute übrigens reden nicht eigentlich miteinander, sondern sie monologisieren mehr oder weniger träge vor sich hin, jede und jeder ist vor allem mit sich selbst beschäftigt. Aber auf diese Weise lernen wir Leser nach und nach ihre Herkunft, ihre Entwicklungen (Schicksale wäre schon ein zu dramatisches Wort), ihre unterschiedlichen Charaktere kennen, und mit ihnen und durch sie werden wir in mancherlei Szenarien und Lebensstimmungen gezogen. Diese spielen sich ab und dehnen sich aus hier herum und in Berlin, auf Feldwegen wie auf städtischem Asphalt, in trübseligen Gaststätten und in hell erleuchteten Theaterpalästen, in staubiger Banalität, aber auch, selten einmal, in der klaren Luft grosser Dichtung, die erinnert und zitiert wird. Und das ergäbe den Stoff für ein Buch von nahezu dreihundert Seiten? Ja, gewiss. Zschokke komponiert und garniert nämlich die scheinbare Gleichförmigkeit und Ereignisarmut so abwechslungsreich, so kunstvoll, so gesättigt mit eigenwilligen und einprägsamen Bildern, und er entwickelt mit Sprachlust und -witz viele Geschichten oder Anfänge von Geschichten aus der einen grossen Geschichte (wobei er die meisten Erwartungen der Leser raffiniert unterläuft), dass man - obgleich es sich ja insgesamt um Figuren in den allermässigsten Lebenszonen handelt - von einer skurrilen Überraschung zur andern, von Entdeckung zu Entdeckung gelockt wird. Am Ende, das ja kein Ende sein will, hätte man es ganz gerne, dass eine oder einer der Beteiligten an diesem ebenso bunten wie zartfarbenen Gewebe weiterwirken würde.

(„Der Bund“, Bern, 27.11.1999)

Schwebend im Glücklosen

Von URS BUGMANN

«Wir alle haben nichts erlebt, und wir alle können nichts erzählen. Das ist eine Seuche, die uns befallen hat. Alles, was wir tun und denken, zerfällt immerzu. Es formt sich nichts Erlebtes daraus, bei niemandem. Wir haben einen Virus in uns, der alles zersetzt und auflöst. Es entsteht kein ruhig gelebtes Leben mehr.»

Das sagt Portman, einer von vier Freunden, die auf einer Jacht die Nacht verbringen erzählend, dösend, im Gespräch. Sie sind nicht wirklich Freunde, mehr Gefährten, die aneinander gewöhnt

sind, die sich diese Zuflucht ausserhalb des Jetzt und Hier, eine Art Schonraum des Belanglosen und Unverbindlichen erwählt haben.

Portman, Tana, die reiche Bootsbesitzerin, die sich lieber auf dem Wasser aufhält als in ihrem Herrschaftssitz, Linus, der als Lina begonnen hat, und Samuel: gewöhnliche Menschen. Samuel «hat fünf Kinder und eine zarte, krankheitsanfällig Frau», ist Anwalt und führt eine eigene Kanzlei. Portman beurteilt Landschaften, kennt sich aus im ökologischen Gleichgewicht, doch nicht in der Ökologie der Beziehungen; er hat eine Geliebte. Die vier wuchsen im Ort auf, trafen sich mit andern Schülern damals im Café Central, sind hier und aneinander hängen geblieben, treffen sich, ohne dass sie viel verbindet. «Sie kennen einander zu gut und sind sich dabei entglitten.»

Herausgehoben

Bis zu jener Nacht, in der eine Schwimmerin auftaucht, an Bord genommen wird. Aus ihrer Gegenwart entstehen Verbindlichkeiten, die vier haben eine ZuhörerIn, eine Fremde erweitert den Kreis der Vertrauten, ihr Zuhören verändert das Erzählen. Nichts anderes wird erzählt, aber es hallt anders nach, und jetzt erzählt auch jemand anderer. Ellen, die Schwimmerin, die die Koffer gepackt und sich aufgemacht hatte, Freunde zu suchen, erzählt nicht von Ereignissen, nicht von «Jetztzeitigkeit, Aktualität», sie ist auf ihre Weise genauso weltentrückt, herausgehoben aus dem Alltag wie die vier auf ihrer Jacht.

Ellens Geschichte spielt an einem andern Ort, in Berlin, wo sie sich regelmässig mit Roman trifft, um mit ihm im Restaurant Hofgarten zu essen. Aus Zufall haben sie sich kennen gelernt, auch sie sind sich nicht wirklich nahe gekommen, haben sich nur an die Regelmässigkeit von Begegnungen gewöhnt, erleben eine Geschichte miteinander, die keine ist und sich doch zum Aufschreiben eignet: Roman macht am Ende des Buches Kopien, steckt sie in einen Umschlag, schickt sie weg.

Immer neue Geschichten

Es steht zu vermuten, dass aus den Kopien dieses Buch wurde, Matthias Zschokkes neuer Roman «Das lose Glück». Es ist ein fragiles, schwebendes Kunststück über lauter Ereignislosigkeit, über eine Zeit und Gesellschaft, in der «die Vorstellungen spriessen, die Möglichkeiten welken», in der es nicht mehr gelingt, vom Glück zu reden: «In einfachen Kulturen wie der unseren gibt es keine Ausdrucksform für das Glück. Da wirkt alles schal, was nicht leidet und sich quält.» Und keiner weiss hier zu sagen, «ob es tatsächlich sinnvoll ist, immer neu und immer schöner zu sagen, was wir alle längst wissen».

«Was wir alle längst wissen» schlägt sich nieder in immer neuen Geschichten, in Ereignisketten, Beziehungsgeflechten, die Roman in seiner «Hofberichterstattung» festhält, wie er mit ironischem Unterton seine Beobachtungen in den Berliner Höfen und Hinterhöfen überschreibt. Es gerinnt in den beiläufigen Berichten der vier Freunde auf ihrer Jacht, die über all das Bedeutungslose monologisieren, das ihnen widerfahren ist, das sie als Akteure in einem spielerischen Leben das Schicksal zu nennen bei weitem zu pathetisch wäre zu Wege bringen.

Am Ende holt ein Ereignis sie aus ihrem dämmernden, traumverlorenen Zustand: Portman hat sich mit einer Pistole versehentlich ins Bein geschossen, er verblutet an der Wunde. Die Waffe hatte er Tana abgenommen, die damit ins Wasser steigen und sich erschiessen wollte. Sein Tod, der jetzt an die Stelle von Tanas verhiertem Selbstmord getreten ist, macht alles Erzählen von diesem Ende her zu einer letzten Gelegenheit, jetzt erhält es Belang und Bedeutung.

Am Ende des Ereignishaften

So verhalten melancholisch Matthias Zschokke in diesem Roman eine Welt am Ende des Ereignishaften erzählen lässt, so poetisch verbrämt diese Endzeitsicht sich aus vielerlei Facetten von Lebensläufen und -entwürfen zusammenfügt: Es ist ein präziser Spiegel der Gegenwart, einer auseinander driftenden Zeit und Gesellschaft. Und Berlin, dieser Hauptort, der zu einem Nebenschauplatz wird, gerät zum Katalysator einer Geschichte, die bei aller Negation des Glücksvermögens und der Liebesfähigkeit von beidem spricht, vom Glück wie von der Liebe. Nicht immer im direkten Bild, zuallermeist im Gegenbild, im Widerschein des Scheiterns, in der Sehnsucht nach dem Ungeschehenen. Auf jenem nächtlichen See taucht ein Engel aus Berlin auf.

Das ist ein zauberhaft leichter Roman, der alle Weltenschwere aufhebt und sich doch nicht weltverloren ins Idyllische flüchtet. Eine Feier des Erzählens als jenes schöpferischen Werden, aus dem die Welt erst ihren Sinn erhält. «Das lose Glück» meint hier beides: das Gelöstsein von allem Glück im Glücklosen, von dem in diesem Buch erzählt wird und gerade darin scheint ein leichtes, gelöstes Glücklichein auf, das jedem zukommt, der erzählen kann.

(„Neue Luzerner Zeitung“, 9.12.1999)

Plaudereien auf schwankenden Planken

Ein Buch, das kein Roman sein will: „Das lose Glück“ von Matthias Zschokke

Von KATHRIN HILLGRUBER

Es geht um viel Statik in diesem Buch, das kein Roman sein will. Was zählt, ist die richtige Balance, das Halten und Verlieren des Gleichgewichts. „Gesellige Schonung“ hatte sich in Goethes Novellenkranz Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten eine Adelsgesellschaft erbeten, die vor der Französischen Revolution geflüchtet war. Diese Einstellung, die „alle Unterhaltung über das Interesse des Tages“ ausschloss, wurde zum Prinzip des abwechselnden Erzählens, mit dem sich die Herrschaften die Zeit vertrieben. Die Figuren im Losen Glück fliehen eigentlich nur vor sich selbst, und das ist bekanntlich am schwersten. Es handelt sich um ein bürgerliches Quartett jenseits der vierzig: Tana, Alleinerbin und Dozentin für Komparatistik, der erfolgreiche Anwalt Samuel, der mit Realitätssinn begabte Forstingenieur Portman sowie der Transsexuelle Linus, der als Lina angefangen und sich selbst und seine Sängerkarriere irgendwann vergessen hat. Nun will er nichts mehr werden, „nur noch sein“. Das Statische wird zum Programm: „Überall vergeht die Zeit, und es geschehen großartige Dinge. Hier nicht.“ Die vier Jugendfreunde, offenbar verkappte Epikureer, flüchten regelmäßig vor den Zumutungen und Verbindlichkeiten auf schwankenden Boden: Sie treffen sich an Bord von Tanas Jacht auf einem See im Schweizer Mittelland, der sich als Bielersee deuten lässt.

Matthias Zschokke, Schöpfer luftig verschmitzter Helden wie „Prinz Hans“ oder zuletzt „Der dicke Dichter“ (1995), orchestriert einen mehrstimmigen Schwanengesang auf die dahingehenden und vor allem dahingegangenen Jahre, eine Elegie des Verfalls. Man möchte von einem typischen, etwas anämischen Fin-de-siècle-Buch sprechen, in dem sich der Ennui in wunderschöne Episoden und Metaphern kleidet – aber es bleibt eben doch der im Grunde immer gleiche, um sich selbst kreisende Ennui, das taedium vitae, das mit dem Altern seinen sichtbaren Ausdruck findet: Fettwülste, Tränensäcke, länger werdende Zähne, matte Haare, alles wird wort- und variationsreich beklagt. Hier ist niemand ins Gelingen verliebt, sondern jedermann ins Scheitern. Trostlosigkeit kann ja so schön sein, besonders wenn man es sich im

Leben kommod eingerichtet hat wie Tana: „In englischen Gesellschaftsromanen tauchen manchmal solche Erbtöchter auf, fahren im Jaguar durch grüne Landschaften und erinnern sich an feuchte Internatstage.“

Die vorgeführte ideale Erzählgesellschaft, deren äußere Koordination wie im aristotelischen Theater örtlich (die Jacht) und zeitlich (ein Abend) eine Einheit bilden, erfährt eine Störung und gleichzeitig geistige Befruchtung von außen, direkt aus dem Wasser: Eine Schwimmerin bittet, von der langen Strecke ermattet, an Bord kommen zu dürfen: Das Standlicht des Schiffes habe sie angezogen. Sie stellt sich als Ellen aus Berlin vor, Sozialarbeiterin im Urlaub, abgestiegen im Hotel „Seegurke“. Im bewährten Gefüge der vier kommt ihr, dem Eindringling, bald die zentrale Rolle: als Unterhalterin zu – denn sie erzählt absichtslos, ohne „es gutmachen zu wollen“, so wie die Gastgeberin Tana es erwartet, ja anordnet – „lassen Sie es fließen“.

In die Monologe über mehrere Seiten, die mit einem schlichten „sagt:“ nach Art von Drehbüchern eingeleitet werden, sind Binnenerzählungen als Berichte von hochdifferenzierten Alltagsbeobachtungen und menschlichen Bemühungen eingebettet. Zschokkes Charaktere sind Wahrnehmungskünstler. Ihr geschärftes Erkenntnis-Instrumentarium trifft zwangsläufig auf dumpfe Zustände, denen gegenüber es machtlos ist. Sensible Gemüter treibt das in die Resignation; „denk der Vergeblichen!“ möchte man mit Gottfried Benn ausrufen.

Epikur pur

Doch schließlich wirkt auch die ästhetisch erlesen verpackte Absichtslosigkeit auf Dauer penetrant. Ob es tiefgefrorene Erbsen sind, die im Karton rasseln, lästige Fruchtfliegen oder ein Staubfaden in der Sonne – nichts ist vor ausführlichster Beschreibung sicher. Der Autor macht programmatisch das Kleine zum Großen, was er durch die Figuren Ellen und Roman (Ellens in Berlin gebliebener Freund) aus dem fernen, lärmenden Berlin zu berichten hat, das schrumpft er auf ein anthropologisch annehmbares Maß zusammen: „Es dauert von Tag zu Tag länger, von einem Ort an den anderen zu gelangen. Nicht, dass ich langsamer geworden wäre. Ich bemerke bloß mehr und mehr Kleinigkeiten, die mich aufhalten; Nebensächlichkeiten, die mich an andere Nebensächlichkeiten erinnern.“

Das eigene Leben wird ihnen allen immer unbegreiflicher, die zivilisatorischen Übereinkünfte sind für sie ausgehöhlt. Die Frage nach dem Glück muss als Zumutung erscheinen, wo der Schlaf schon als erstrebenswerter, seliger Zustand gilt. „Vogelfrei, im losen Glück“ sind einzig und allein „zerrupfte Hühner, die nicht wissen, dass sie sterben, die ganz und gar damit beschäftigt sind, Hühner zu sein“. Dem Menschen, vom Bewusstsein seines Todes beschwert, bleibt demzufolge nur die Einübung in den Gleichmut – das ist Epikur pur. Dass es am Ende gar noch einen Toten gibt – einer der Freunde schießt sich mit Tanas Pistole aus Versehen in den Oberschenkel –, auch dieser Höhepunkt an äußerer Handlung wird bald von den unaufhörlichen Wellen des Gesprächs überspült.

Der Schweizer Matthias Zschokke, seit 1980 in Berlin lebend, hat ein haltloses, bodenloses Buch geschrieben. Die langen Monologe voller filmischer Slapstick-Episoden spannen sich über einen Untergrund tiefster Melancholie, in dem die Jacht der Erzählgesellschaft geankert hat. Die Unruhe, mit der die Verzweiflung, der Skandal des Alltags und des Älterwerdens ertragen, ja sogar mit fatalistischer Zustimmung begrüßt werden, stellt die eigentliche Provokation des Loses dar: die Provokation als Plauderei auf der Jacht oder im Salon, die Katastrophe als behagliche Kontemplation. Fin de siècle am Bielersee.

(„Süddeutsche Zeitung“, 9.12.1999)

Die Einladung

Hinter dem harmlosen Titel *Die Einladung* verbirgt sich schierer Lebens-Wahnsinn. Dabei ist die Fabel des Stückes, das an Zschokkes *Der reiche Freund* anknüpft, relativ einfach zu skizzieren: Der reiche Freund Ermenegildo Fürst aus der Weltmetropole Saarbrücken hat seinen Besuch in Berlin angesagt bei dem Architekten Friedrich und seiner Frau Friederike, was beide in hellste Aufregung versetzt- wie den hohen Gast empfangen, wie ihn standesgemäß bewirten, wie ihm angemessene Unterhaltung bieten? Zumal der Architekt ihn als Investor gewinnen will ("FRIEDRICH: [...] Glaub mir, diesmal ist es keine Hoffnung, die ich hege und schüre, diesmal ist es der nackte Wille zum Erfolg. Fürst wird kommen, ich werde ihn überzeugen, unsere Finanzen werden aufblühen [...] Wir haben keinen Hintergrund und sind deswegen darauf angewiesen, geliebt zu werden. [...] Wer aus dem Nichts kommt, muß sich polieren, wenn er wahrgenommen werden will. Wie in der Malerei: entweder hebt dich der Hintergrund hervor, oder du mußt selbst leuchten. Wir gehören zu der zweiten Sorte, wir müssen leuchten.")...

In Ermangelung illustrierter Gäste werden zur Tischgesellschaft der grobschlächtige Schönheitschirurg Dr. Kurz und der Schauspieler Harald, der zur Hebung des gesellschaftlichen Niveaus einen Literaturgeschichtsprofessor spielt (Paraderolle für einen Komiker), gebeten. Aber aller Aufwand ist vergebens: Fürst denkt nicht daran, in das Wohnbaumodell des Architekten, das überdies bei der Präsentation in Flammen aufgeht, auch nur einen Pfennig zu stecken.

Parallel zur Haupthandlung läuft eine Nebenhandlung voller Leidenschaft und Dramatik ab: die Nachbarin des Architektenpaars, Frau Dr. Karnay, eine höchst erfolgreiche Wirtschaftsanwältin, ist einem göttlich schönen Gigolo namens Calvin verfallen (eine -nicht nur platonische- Sehnsucht nach Schönheit, nach Wahrheit: als Gegengift zum schnöden Mammon). Zufällig - wie es Theatergötter sich eben erlauben können- kommt Calvin ebenfalls aus der Weltmetropole Saarbrücken, wo er seine Liebesdienste auch Kathi, Fürsts Haushälterin, erweist. Als er diese zurückstößt mit einer eifernden Rede, die seinem Namenspatron alle Ehre machte ("CALVIN: [Er redet auf Kathi ein.] Erstick an deiner jämmerlichen kleinen Zuneigung, die das Wort Liebe nicht wert ist, an dieser plumpen Lust, dich anzulehnen, egal wo, dich niederzulassen, egal auf was, weil ich gerade da bin auf mir, Staub, der sich auf alles setzt, was tot ist. Ich bin nicht tot! Ich verachte jede Zutraulichkeit, dieses Bedürfnis von Allesfressern, von Säuen nach Nähe. Fordere mehr von dir und von mir. Wir müssen besser werden, alle. Schau mich nicht an mit diesem dummen kalbsäugigen Ausdruck. Du meinst nicht mich, du meinst das schäbige Bißchen, wofür ich in deiner Vorstellung stehe, diesen Schlauch voll warmer Grütze. Du nimmst mich und stülpst deine schalen Träume darüber. Keine schaut wirklich hin. Ihr seid alle besoffen. Euer Blick ist vernebelt. Da ist keine Klarheit drin, keine Wahrheit. Ihr laßt euch belügen- diese Manie, alles in die Mehrzahl zu setzen! Wie ich das hasse! Du hast keinen Stolz, kein Verlangen nach Einmaligkeit, du gibst dich zufrieden mit dem erstbesten Ersatz, irgendeinem ungefähren Glück. Aber ich bin mehr, als was ihr denkt, daß ich sei. Ich traue euch nicht, kann mich nicht auf euch verlassen. Ihr sagt ich leuchte, wenn ich funsle, ihr sagt ich strahle, wenn ich matt bin, ihr verderbt mich mit eurer Anspruchslosigkeit. Wir könnten wachsen, alle- was für eine Idiotie, alles in die Mehrzahl zu setzen! Jeder kann ein Riese werden, jeder kann verglühen, wenn er sich schürt, wenn er sich antreibt. Ihr schläfert mich aber ein, ihr verrätet alles mit eurer Ungenauigkeit. Das ist keine Liebe, was du empfindest, das ist Faulheit, Bequemlichkeit, ein armseliges Verlangen nach ein wenig körperlicher Wärme und Nähe. Geht in den Stall, dort ist es warm. Fällt dir die Leere nicht auf, wenn wir uns aneinander pressen, die Lächerlichkeit nicht, wenn wir uns aneinander reiben? Spürst du nicht, wie stumpf ich mich anfühle, wie zäh die Zeit sich hinschleppt, wie alle Träume zerstieben, wenn wir zusammen sind. Wie bleich die Welt wird, wenn wir darin stehen. Wie alles in uns ertrinkt, was wir sein könnten. Was für eine gähnende Abwesenheit wir um uns schaffen, wie wir uns gegenseitig auslöschen, alle, aufsaugen. Laß dich

nicht so leicht abspesen. Weg mit der Bescheidenheit. Wie die Kakerlaken fressen wir Reste, Abfall. Du hast ein Anrecht auf mehr. Wir alle, wir haben die Kraft und die Möglichkeit, wir haben die Pflicht, groß zu werden, immer größer, über uns hinauszuwachsen, doch rundherum nichts als dieses kümmerliche, winzige, geduckte, verlogene Dahinvegetieren. Das lügt und betrügt und grimassiert weiter in alle Ewigkeit. Nicht einer, für den sich die Tausende von Jahren gelohnt hätten, nicht einer, der es verdient, Mensch genannt zu werden, nicht einer, von dem wir lernen könnten zu leben. Da winselst du vor meiner Tür, um deine unwürdigen, nutzlosen Stunden mit mir zusammen in dieser trüben Alltagsbrühe verplanschen zu können. Fordere mehr von dir, von mir, verlang, daß ich uns herausziehe, ich kann das, du nasser, sinkender Sack, du erstickende Blase voll Schleim, wozu lebst du, wenn du leben willst..."), erschießt sie ihn und sich: ersteres führt zu tiefer Trauer bei Frau Karnay und letzteres zu Fürsts überstürzter Abreise. Einziger Rettungsstrohalm: Friedrich wird nun versuchen, Frau Karnay für seine Wohnbauprojekte zu gewinnen.

Die schrille Komik des Stückes resultiert aus den teils skurrilen, teils tiefen Ideen der schrägen Personen ("HARALD: Wie ich da im Bad so mein zerschmettertes Knie betrachtet habe, dachte ich: Kommen wir nicht alle aus dem Nichts, aus Schutt, sind aus Resten zusammengeflickt, notdürftig geklebt, mit Strohhaar, stromern über unsere versteppten Areale, auf denen man eigentlich Schafe weiden sollte, mit Märchen in unseren Köpfen, finsternen Märchen von Krieg, von Schlächtern, von blinder Gefolgschaft, von Kadavergehörn und blutig zerfetzten Rümpfen, Märchen von Hunger und Tod und Geilheit, vom großen Zusammenbruch, in dem alles zerplatzte, zerstob? Aus diesen rauchenden Trümmern zuckte und ringelte ein Gewürm, schiefe, bleiche, erinnerungslose Wesen erhoben sich, das sind wir, die jüngste Rasse; die alten Tugenden fanden nicht mehr zurück in uns, sie verflüchtigten sich, und wir leeren Hülsen geistern nun blicklos durch die Ruinen, die Sonne brennt, in den Ritzen zittern vertrocknete Grashalme-manchmal tauchen Fremde auf, aus fernen Ländern, die nach dem großen, alten Abendland suchen, von dem sie gelesen haben, mit neugierigen Augen streunen sie über das monumentale Leichenfeld, schauen in unsere hohlen Gesichter, stehen vor altem, ausgebranntem Gemäuer und staunen, hier ging also Heine, dort Hölderlin, da Schubert, wir schauen ihnen verkniffen zu... - FRIEDRICH: [Er macht Zeichen und flüstert:] Schlanker, schlanker... - Dr. KURZ: Lassen Sie ihn, bitte! Die Zeit verstreicht dabei sehr schön. - FRIEDRICH: In richtig feiner Gesellschaft, dachte ich, wird eher diskutiert als deklamiert?") und den gedrechselten, artifiziell hochgeschraubten Dialogen.

Die Einladung ist Zschokkes bislang gedankenschwerstes und wortgewaltigstes Theaterstück. Ist es überhaupt eine Komödie? Wenn ja, dann eine sehr moralische, und also: verzweifelte. Welches Theater wird die Uraufführung wagen?

Die singende Kommissarin

Früher, etwa in den späten Siebzigern, hatte sie als "Die singende Kommissarin mit ihren swingenden Vopos" Kultstatus und feierte Riesenerfolge. Die Band jedoch löste sich auf -aus welchen Gründen auch immer- und verschwand aus der Berliner Clubszene. Was blieb, sind Erinnerungen.

Silvesterabend. Die ehemalige singende Kommissarin Bergfeld hat Stallwache im Berliner Polizeirevier/ Abschnitt 32. Ein lokaler Rundfunksender strahlt heute von hier seine Live-Sendung "Ohr vor Ort" aus. Der unsichtbare Radiomoderator animiert die Kommissarin, zu singen und zu erzählen. Dafür ist der Raum reichlich mit Mikrofonen ausgestattet worden, was die Protagonistin anfangs ziemlich irritiert: "Erzählen?... Was soll ich Ihnen sagen? Da ist nichts. Um diese Zeit. Da ist es immer eher ruhig, ganz besonders ruhig."

Und es bleibt den ganzen Abend ruhig, bis auf zwei kleinere Störungen durch den "Abschnittsgeschäftsführer", der Probleme mit den "Gleitzeiterfassungsbögen" hat, und einen Betrunkenen. Viel Zeit für die Kommissarin zum Nachdenken über sich, übers Leben. Allmählich geht die Realität über in einen (Alp-)Traum, ihre Lieder von damals tauchen auf... Eher monologisierend beginnt die Kommissarin zu erzählen, auch seltsame Schnurren, mit denen sie wohl kaum die Erwartungen des Radiopublikums erfüllt:

"Was will ich auf dem Land?! Das habe ich mich während der ganzen Rückreise gefragt. Ich liebe das Berliner Abwassersystem, wie ich das Berliner Trinkwassersystem liebe. Ich liebe die Bäume hier, die mir vom Leib bleiben, schön und einsam und hochgewachsen, jeder einzelne mit Namen, hier eine Platane, dort eine Linde, da eine Kastanie, nein, sicher, es war zauberhaft, traumhaft, der See so klar und jugendschön, das Ufer, an das kichernd die Wellen schlugen, herrlich in der Erinnerung, aber entsetzlich, wenn ich daran denke, dorthin zurück zu müssen. Schön, eine Sehnsucht zu haben, aber ich bleibe wirklich lieber hier. Ich liebe die Busse und die Bahnen, die hier verkehren, ich verstehe hier die Sprache des Alltags, manchmal scheint sogar die Sonne, die Straßen sind breit und die Bürgersteige verlässlich, der Mond leuchtet durch die Nächte wie anderswo, die Straßenlaternen sind hell, wir haben elektrischen Strom und Gas, die Krematorien verbrennen rückstandsfrei, die Konditoren backen bißfest - was will ich auf dem Land?! Ich brauche die Stadt, hier ist mir wohl, hier weiß ich, wie ich über die Straßen komme, hier habe ich Bekannte, mit denen ich mich treffe einmal wöchentlich bei unserem Italiener, Franco, dann sitzen wir da, über dem Tisch der Luftabzug für die Küche, es stinkt nach altem Öl, manchmal wird einem von uns schlecht, draußen am Fenster ziehen die Einwanderer vorbei, müde, aber noch ganz... Wir reden über Politik, übers Leben, über Liebe, über Geld, über den Grund aller Dinge, wobei es regelmäßig demjenigen, der das Wort ergreift, mitten im Satz die Rede verschlägt; dann winkt er ab, voller Verachtung, weil er den Gedanken, den er eben noch im Kopf hatte, nicht mehr in Worte fassen kann; wir trinken Wein, Soave oder Valpolicella, sauer und bitter, wunderbar. Manfred ist beim Finanzamt. Er sinkt Abend für Abend in sich zusammen am Tisch, sitzt tief nach vorne gebeugt über dem Teller, wird fahl im Gesicht, die Bartstoppeln über der Lippe glitzern, wunderschön. Er ist dick geworden in letzter Zeit. Wir umarmen uns jeden Abend zur Begrüßung und zum Abschied. Dazu fassen wir uns um die Hüften. Darum weiß ich, wie dick er ist. Ich fasse ihn gern dort an, die Wülste lösen in mir das warme Gefühl von Geborgenheit aus, und er faßt mich auch dort an, und ich erstarre. Es geht das Gerücht, wir seien Versager. Ich hoffe, das ist nichts Schlimmes. Wir sitzen einfach da, halten die entblößten, faltigen Häse ins Neonlicht und warten darauf, daß sie aufgebissen werden. Franco kennt uns. Er bringt unaufgefordert das Übliche. Ein abscheulicher Ort: kleine Mückchen fliegen das ganze Jahr über um den Wein - im Sommer kommen Wespen hinzu. Die Küche ist schändlich. Wenn's geht, esse ich Rührei - das müssen sie frisch machen - aber immer Rührei, das ist widerwärtig. Einige Male machten wir den Versuch, das Lokal zu wechseln - nichts als infame Umstände. Wir kamen immer zurück. Es liegt günstig für uns, und das Publikum, das dort verkehrt, stößt sich nicht daran, wenn wir nachlässig gekleidet sind. Wir haben uns in der Garderobenfrage für die Bequemlichkeit entschieden - das steht nicht jedem. Wir sitzen einfach da, einmal die Woche, trinken und essen - man muß Kontakte pflegen - unbedingt -, manchmal erzählt einer etwas, wir Versuchen zuzuhören oder doch so zu wirken; wir gucken so interessiert wir können, was uns anstrengt; wenn uns die Pausen lang vorkommen, rufen wir: Nein! Sowas! und wir vermeiden es, uns gegenseitig zu lang in die Augen zu schauen. Irmchen ist Schauspielerin. Die mit der Computergeschichte. Letztes Jahr hat sie eine Rolle in Karlsruhe gespielt. Es muß fürchterlich gewesen sein für sie. Lange hat sie überhaupt nicht davon gesprochen. Nur in Andeutungen. Nie mehr Körperkontakt mit Kollegen! sagte sie, oder: Am besten überhaupt keinen Kontakt mit Theaterleuten, keine Proben, nichts! Offenbar hatte man sie gezwungen, sich ein Haarteil zwischen die Augenbrauen zu kleben, damit es so aussah, als seien sie zusammengewachsen, ohne Erklärung, nur weil es dem Direktor so gefiel. Außerdem scheint ihr Partner entsetzlich gestunken zu haben. Angstschweiß, sagten wir. Sie beharrte darauf, er sei ungewaschen gewesen.

Und darum in den Vertrag: Maximalnähe zum Partner neunzig Zentimeter! Bühnenkleidung aus dem Privatbesitz! Darauf bestehen! Dieses modrige, ungewaschene Schmutzzeug - Kostüme, wie sie es nennen - verweigern! Vor jedem Auftritt einen Knaben mit Parfümzerstäuber über die Bühne jagen! In den Vertrag! Parfümmarke festlegen - sie haben keinen Geschmack -, Kostenübernahme durchs Theater! Rein in den Vertrag! Unglaublich, wie das stinkt! Ihr macht euch keine Vorstellung: Schauspielerschweiß aus dritter und vierter Generation in den Schmierlumpen! Sogenannter Bühnengeruch, von verstorbenen Kollegen! Todesschweiß! Leichengeruch! Und sie strengen sich so furchtbar an, sie pressen so, ihr macht euch keine Vorstellung, wie das heute zugeht auf Bühnen! Fratzenreißer! Krampfstöße! Wenn sie sich ruckartig bewegen, werdet ihr vollgespritzt von Schweiß! Sie triefen! Abstand in die Verträge! Bei Proben noch schlimmer, unbeschreiblich! Da kennen sie überhaupt keine Hemmungen mehr, die Kollegen, fallen über dich her, ziehen und zerren an dir rum, spucken und lecken! Ausprobieren nennen sie das! Methode! Alle Scheu abwerfen voreinander! Angstfrei ausloten! Mal sehen, was sich ergibt! Nichts ergibt sich, nichts! Wie im Leben, nichts! Wenn man sich an einen wildfremden Menschen ranschmeißt, ergibt sich nichts, eins aufs Maul ergibt sich. Widerwärtige Schamlosigkeit, als Freiheit deklariert! - Abstand, Ruhe, Freiraum in den Vertrag! Einsamkeit, Unbehelligtsein! Schutz vor den schmierigen Frotteuren, die sich an ihren Kollegen reiben, wenn keiner hinguckt! Überhaupt: Nie mehr Bühne! Es ist unwürdig! Mit zusammengeklebten Augenbrauen! Ich bitte euch! Was sind das für Menschen, die das veranstalten! Sogenannte Intendanten! Verpflichten ein paar Hungerleider, ihnen die Zeit zu vertreiben. Fühlen sich einsam und leisten sich darum persönliche Unterhalter, vom Staat bezahlt! Rein in den Vertrag: Regieanweisungen schriftlich, per Kurier zugestellt! Ausweichen den Schwätzern! Probezeit nur noch für technische Abläufe!... Sie war ganz schmal geworden, eindeutig, und wenn nur das Wort Karlsruhe fällt, kriegt sie heute noch weiße Flecken im Gesicht und Gänsehaut. Es muß grauenvoll gewesen sein für sie, das Inferno..."

Assoziativ & mäandierend fließt der *stream of consciousness*. Nicht selten gefrieren die Erzählungen der Kommissarin zu einer existentiellen Beichte der eigenen erschreckenden Durchschnittlichkeit und des eigenen grausamen Mittelmaßes, was sich durchaus ins Allgemeine verlängern läßt. Und trotzdem schwebt eine seltsame Heiterkeit über allem Elend. Dieses Kunststück gelingt dank der artifiziellen Diskrepanz zwischen einer ungewöhnlich hohen Sprachkultur und der Banalität von Alltäglichkeiten, in deren Dienst sie steht und die sie auf höchst poetische Weise zum Leuchten bringt.

Um Mitternacht dann draußen Feuerwerk & Glockenläuten. Am Fenster schiebt sich, aufgespießt auf einer Stange, ein abgeschlagener Frauenkopf empor, der dem der Kommissarin verblüffend ähnelt: ein rüder Scherz der Kollegen. *Die singende Kommissarin* ist jedoch keine sozialkritische Studie von einem Polizeigewerkschaftsführer, der etwa Franz Xaver Kroetz heißen könnte. Zschokke hat den mikroskopischen Blick aufs Mikrokosmische: hat die selten gewordene Gabe, im Unauffälligen, Unscheinbaren und sonst Übersehenen metaphysisch Elend oder Glück aufblitzen zu lassen- eine Gabe, die nur noch DICHTER besitzen. Und naturgemäß haben diese es immer schwerer in der heutigen Zeit, die verlernt hat, Metaphern zu lesen und einen Subtext raunen zu hören: ABC wird sklavisch-stumpf als ABC buchstabiert und nicht poetisch begriffen als ABZ(schokke).

Zschokke macht kein Hehl daraus, daß er in seinem (Fast-) Monolog (an dem er, mit Unterbrechungen, seit 1998 arbeitete) ausgesuchte Motive & Textpassagen aus eigener Prosa (vor allem aus seinem Roman *Der dicke Dichter*) in einer eigenwilligen Tour d'horizon neu montiert hat. Obendrein grüßt die singende Kommissarin einen englischen Vetter: *The Singing Detective*- so wird der Titelheld genannt in einer britischen TV-Serie (die auch im deutschen Fernsehen lief).

Kann ein solches Mixtum compositum gelingen, kann diese postmoderne Collage einen eigenen künstlerischen Mehrwert gewinnen- eine neue Qualität? Aber ja doch! Denn der Plot ist originär & äußerst originell und bietet eine Bombenrolle für die aussterbende Spezies großer Theaterdiven.

Ein neuer Nachbar

Inhalt: Am Meer – Da Sie gerade vom Sterben reden – Roman und Ramona, der unsichtbare Film – Die unergründbare Elektrik – Das Cello – Dienerbewerbung – Der Besuch – Sommer – Sol – Der weinende Sänger – Balz – Der Professor – Brief eines Katzenfreundes – Der Brief an die Genfer – Brief an einen Verleger – Was ich gern lese – Warum ich Robert Walser mag – Ein neuer Nachbar – Leg dich hin – Reichstag, Berlin – Hinterlassenschaften – Die ewige Vorstadt – Lederträne – Kriegskolumne – Tagespolitische Kolumne – Amateure, Autodidakten, Dilettanten, ich – Diese Momente – Panetone – Mein Freund, mein gußeiserner Ofen

Kunst ist es, das andere zu suchen, sich zu entziehen, das Machbare nicht zu machen, die übriggebliebenen Unmöglichkeiten herauszuschälen und anzugehen in dem allgemeinen Gefohle und Besänfnis, beim ausgebrochenen Kunst-zum-Anfassen-Trubel. Matthias Zschokke

Leseprobe:

Am Meer

Gestern noch saß er auf der Hotelterrasse, schaute der Sonne zu, wie sie im Meer versank, versuchte, etwas dabei zu empfinden, Poetisches, Melodiöses, doch er sah nur die Kugel wegtauchen und war gleichmütig; dann stand er auf, und sie gingen zusammen essen, einen gegrillten Fisch mit Knoblauch und Bratkartoffeln, Salat, dazu tranken sie Wein; dann verließen sie das Restaurant, er schaute in den schwarzen Himmel, sah zwei, drei Sternschnuppen fallen, dachte daran, daß er sich bei der nächsten etwas wünschen sollte, überlegte, was er sich denn wünschen könnte, betrachtete das Gefunkel, sah keine weitere Sternschnuppe fallen; sie schlenderten am Ufer entlang zurück, legten sich ins Bett, hörten dem Meer zu und freuten sich aufs Einschlafen. Am folgenden Morgen war er kalt. So schnell geht das.

Sie war immer ruhig, wenn er draußen auf der Terrasse saß und der Sonne zuschaute oder den Sternen. Er guckte übelgelaunt und langweilte sich; zu Himmelskörpern fiel ihm nichts ein. Eigentlich saß er nur da, weil er nichts anderes mit sich anzufangen wußte. Er wartete auf sie, auf ihre Vorschläge. Und wenn es ihm zu lange dauerte, wurde er plötzlich wütend, sprang auf und rief hinein, er warte nicht mehr länger, er wisse, wie eine Sonne untergehe, er kenne das Meer, sie solle endlich voranmachen. Er trat ungeduldig an die Brüstung, ging auf und ab, drängelte, und sie mußte sich schnell anziehen und mit ihm das Zimmer verlassen. Doch schon im Treppenhaus verlangsamte er seine Schritte und wußte nicht weiter. Dann schaute er sie mißmutig an und erwartete, daß sie die Richtung vorgebe; kaum waren sie draußen ein paar Meter weiter gegangen, verlangte er, daß sie ihm erzähle, was sie tagsüber gedacht hatte. Ihre Sätze kommentierte er kaum. Er ging bloß neben ihr her und starrte mürrisch übers

Meer. Und wenn sich im Gebüsch etwas regte, blieb er stehen, beugte sich vor, hielt den Atem an und versuchte herauszufinden, was da raschelte. Egal, ob sie gerade mitten in einem Satz steckte, er hörte ihr nicht weiter zu, um – wie nicht anders zu erwarten – jeweils eine Eidechse zu entdecken oder einen kleinen, grauen Vogel, irgendein alltägliches Tier halt, das an Straßenrändern, unter Sträuchern seine Zeit verbringt.

Jetzt sitzt er nicht mehr draußen auf der Terrasse, um der Sonne zuzuschauen, wie sie im Meer versinkt; und sie weiß nicht mehr, was die Terrasse soll, was die Sonne soll, das Meer – das kommt ihr alles leer vor, ohne Sinn, denn es muß doch von einem gesehen werden, wenn es etwas sein will.

Sie hat in der Rezeption angerufen und gesagt, ein Toter liege da. Im Nu standen zwei Männer vor der Tür, ihr kam es vor wie in Sekunden, legten ihn auf eine Bahre, zogen das Bett ab, räumten seine Sachen beiseite; sie mußte ein, zwei Formulare unterschreiben, dann trugen die Männer den Leichnam weg, und alles war verschwunden; nicht einmal der helle Fleck blieb zurück, der auf einer Tapete sichtbar wird, wenn man ein Bild entfernt – es war, als sei er nie gewesen.

Seit einiger Zeit hatte sie ihm ihre Gedanken nur noch ungern mitgeteilt; dauernd wurde sie aufgeschreckt vom Empfinden, sich zu wiederholen – das war ihr entsetzlich. Sie wurde heiser beim Sprechen, weil sie sich ärgerte über ihr vermeintlich ewiggleiches Geschwätz. Sie ließ mitten im Satz ein Wort aus, von dem sie überzeugt war, es eben gerade benutzt zu haben; sie brach die Sätze ohne Erklärung ab, weil sie den Eindruck hatte, den gleichen Gedanken vor kurzem erst geäußert zu haben; was sie sagte wurde unverständlich, hingemaulte Brocken, schlecht artikuliert, weil ihr zunehmend auch einzelne Buchstaben und Laute verbraucht vorkamen und sie sie nicht mehr über die Lippen bringen mochte. Ihm war das egal. Er blieb gleichmütig und ging darauf nie ein. Ihm war es einerlei, ob sie dumm, klug oder zweimal dasselbe sprach. Nur schweigen durfte sie nicht.

Jetzt darf sie schweigen, endlich, wird nicht mehr genötigt, ihre Erkenntnisse daherzuleiern, die ihr abgenagt und dürftig vorkommen – aber das erleichtert sie nicht. Es war ein eintöniges Leben mit ihm. Er hockte herum und wartete darauf, daß sie ihn unterhielt, und sie redete notgedrungen. Jetzt ist er weg, und sie sitzt schweigend da. Die Terrasse ist häßlich, eine große Zahnücke, das Meer stinkt zur geöffneten Tür herein, sie hat keine Gedanken, es wird dunkel, sie empfindet nichts, ein Vogelschwarm zieht durch den Himmel, die Bäuche glitzern silbern, ein Schwarm Fische, und sie weiß nicht, ob jetzt die Zeit gekommen ist, essen zu gehen; er hatte den Tagesablauf bestimmt; wenn er unruhig wurde, war die Zeit gekommen aufzubrechen. Jetzt ist schwarze Nacht, sie weiß nicht, ob sie Hunger hat. So schnell geht das.

Ein guter, schonungsloser Freund

Von Matthias Zschokke erscheint dieses Frühjahr ein zauberhafter Geschichtenband. 29 Erzählungen und Kolumnen umfasst er, Beobachtungen eines Flaneurs durch die Randbezirke Berlins.

Von Beat Mazenauer

Wahre Freunde hat man nicht viele, und die wenigen gleichen einem selbst in verräterischer Weise. Deshalb gilt es, sie mit Bedacht zu wählen und ebenso zu behandeln. Dies letztere kann

manchmal auch bedeuten, einen lange vermissten Freund abzuwimmeln, bevor er besuchsweise Zeuge wird, wie die Zeit an einem Spuren hinterlassen hat.

Auch davon handeln die Texte von Matthias Zschokke. Es sind Geschichten, die das Leben schrieb, auch wenn dem Zschokke entgegen hält: «Das Leben kann nicht schreiben, es wetzt bloss ab». Doch schreibe es, wie es der Volksmund will, so täte es dies vielleicht wie er. Seine Geschichten nehmen abstruse Wendungen und verlieren sich gerne im alltäglichen Warten und Dasitzen. Anstatt ihnen ein falsches Ende zuzufügen, verlegt sich der Autor lieber darauf, wirkliche Beiläufigkeiten auszumalen. Dabei erweist er sich gerne als Wohltäter, auch wenn er nicht zu verhindern vermag, dass vom altersgeplagten Körper seiner Figuren ein feiner Moderduft der Vergeblichkeit ausströmt.

«Fortsetzung folgt» - nie

Das Leben zerrinnt und Zschokke hält es mit distanzierter, aber stets gelassener Freundlichkeit fest. Nie verrät er seine literarischen Freunde, höchstens deren Streben nach einer richtigen schönen Lebensgeschichte. Solche gibt es nicht, und wenn, dann zersprengt sie der Erzähler mit Unschuldsmiene ins Leere. Der Erzähler Zschokke ist ein hinterlistiger Verfremdungskünstler. Die Geschichte «Das Cello» bricht er, wo es spannend wird, lakonisch mit «Fortsetzung folgt» ab (was natürlich nie geschieht). Und den Lebensplan von Balz akzeptiert er nur vordergründig. Mit 22 will der seine Existenz auf dreissig Jahre hinaus exakt planen, Frau und Kinder inklusive. Der Autor treibt ihm erst nach Ablauf dieser Frist jegliche Illusionen aus. So boshaft handelt er indes nur selten. Meist ist der Erzähler, der auch seinen gusseisernen Ofen zu den Freunden zählt, allen ein guter Freund. Er reibt ihnen Balsam auf die Wunde der Sinnlosigkeit und lehrt sie den Trost der heiteren Melancholie. «Aber wenn alles Sinn hat, wie fad.»

Matthias Zschokke gibt sich in seinen Geschichten als echter Flaneur in falscher Zeit zu erkennen, ein «wahrer Desillusionist», der sich an die Sprache hält. Robert Walser ist einer, den er gerne mag, weil Walser nie versucht, seinem Leser zu gefallen, «sondern einzig und allein darum ringt, vor sich selbst zu bestehen, sich selbst zu genügen».

Dies fordert Zschokke auch vom Dichter, vom Künstler. Dass sie in «sogenannt historischen Momenten» gerne angerufen werden, empfindet er als üble Mode. Sie erlaubt zwar einen wohlfeilen Verdienst - meist mehr als mit Literatur zu bekommen sei - doch bleibe es meist bei gefallsüchtiger Plapperei. Dem hält er lieber ein launiges Aperçu über die «Lederträne» entgegen oder die Striemen, die zum Beispiel der Fahrradreifen beim Wendemanöver an der Wand im Hausgang hinterlässt. Solch unbescholtene Hinterlassenschaft scheint ihm eher von Dauer als selbst die Totalanierung Berlins zu einer Hauptstadt, die doch stets nur ewige Vorstadt bleibe.

Schwebendes Verfahren

Die Kolumnen und kurzen Essays teilen die ironische Launenhaftigkeit der schrulligen Erzählungen. Sie plädieren mit leiser Vehemenz für das Unscheinbare, die Miniatur am Rande. «Kunst ist das andere» lautet ihr Leitsatz. Besorgt fragt Zschokke, «ob Alltag nicht geschützt werden muss vor dem Zugriff der gleichmachenden Kultur-Inflation».

Der Dichter als neutraler Aussenseiter. Dies mag zuweilen etwas gar eskapistisch klingen, doch steckt gerade darin auch eine leise Provokation, ein Moment des Widerständigen. Zschokkes Prosa ist ein schwebendes Verfahren. Sie verrät eine sorgsam gesetzte Schreibweise, die bewusst mit dem naiven Blick des reinen Tores spielt. Seine Helden üben sich in Illusionslosigkeit und im Gespür für den seltenen Glücksmoment. Klischees sind darin Spielfiguren.

«Das Glück ist nicht leicht in Worte zu fassen, doch ich habe den Eindruck, es sei mir hiermit gelungen», steht am Ende. Dagegen ist hier nichts einzuwenden.

"Bieler Tagblatt", 12.2.2002

Wie ein Rudel losgelassene junge Hunde

Matthias Zschokke kann von den letzten Dingen mit träumerischer Leichtigkeit erzählen. Das zeigt ein neuer Geschichtenband des in Berlin lebenden Schweizer.

Von Benedikt Scherer

Die Freiheit seiner Feder hat etwas Grossartiges und etwas Hinreissendes. Wie weit entfernt ist das vom Murks, mit dem andere Schriftsteller ihren Plot zusammenzimmern! Wer Zschokke liest, begegnet jungen Hunden, die eben von der Leine gelassen worden sind und nun frei herumtollen dürfen. Wenige Autoren wagen es, ihre Texte so ungeniert, so unbekümmert um Kohärenz und logische Stimmigkeit laufen zu lassen. Mit unbändiger Lust an der eigenen Spontaneität spinnen sich diese Sätze fort; mit souveräner Gebärde verweigern sie sich Erzählzielen und Pointen jeder Art. Und doch wird der Anspruch, eine aussersprachliche Wirklichkeit abzubilden, nie aufgegeben.

«So schnell geht das» Das Buch beugt geschickterweise von Anfang an einem Missverständnis vor, dem sich alle Schriftsteller ausgesetzt sehen, deren bevorzugte Stillage das Spöttisch-Leichte ist: dem Missverständnis nämlich, der Leserschaft bloss eine frivole und unverbindliche Plauderei vorsetzen zu wollen. Gleich die zwei ersten Geschichten rücken ein Thema ins Zentrum, das an Ernsthaftigkeit nicht zu überbieten ist.

Es geht darin um die gewiss nicht unbedenkliche Tatsache, dass wir alle diesen schrecklich-schönen Planeten irgendwann und mit unbekanntem Ziel wieder zu verlassen haben, die Jüngeren unter uns erst in sagen wir mal fünfzig Jahren, und alle anderen schon ein bisschen früher. «So schnell geht das», lautet der lakonische Satz, mit dem der Erzähler der Auftaktgeschichte den Umstand kommentiert, dass ein Mann eines Morgens tot im Bett gefunden wird.

Die ersten Seiten demonstrieren, dass es gerade das Luftige und Flockige ist, das diesem Schreiben erlaubt, sich den grossen Fragen zu nähern, ohne in existenzialistisches Pathos zu versinken. Es wäre allerdings falsch, anzunehmen, dass Zschokke sich auf das Eschatologische, auf die letzten Dinge spezialisiert hätte. Seine Erzähler zeichnen sich dadurch aus, dass sie schlechthin alles ihrer Aufmerksamkeit für würdig erachten.

Die Geschichten suggerieren, dass es genauso wichtig sein kann, über einen Grasbüschel im Asphalt von Neapel zu meditieren wie über ein weltpolitisches Ereignis oder ein bedeutendes philosophisches Problem. In dieser erstaunlichen Welt soll nichts übersehen und nichts verdrängt werden - das ist das heimliche Credo in einem Buch, das es selbstverständlich weit von sich weisen würde, ein Credo zu haben.

Walsers Geist

Wie man achtsam durch die Welt geht; wie man seine Liebe ausschliesslich jenen Dingen zuwendet, denen man sie zuwenden will; wie man dort, und nur dort in die soziale Wirklichkeit eintritt, wo sie einen interessiert; und wie man dabei völlig unbeeindruckt von gesellschaftlichen Konventionen bleibt - keine anderen Figuren der Weltliteratur haben das so überzeugend vorgelebt wie die weisen Komödianten und kauzigen Flaneure Robert Walsers. In der Tat geistert Walser von der ersten bis zur letzten Seite durch dieses Buch. Manche Erzählungen stehen ganz unverkennbar unter seinem Einfluss, manche gehen gar das Wagnis ein, seinen Ton zu imitieren. Deutlich etwa hört man den «Spaziergang» heraus, einmal auch den «Jakob von Gunten».

Dass sich Zschokke in einem kleinen Essay ausdrücklich mit Walser beschäftigt, verwundert also nicht. Dass der Aufsatz nicht sonderlich tief greift und auch nicht sonderlich originell ausfällt, erstaunt da schon mehr. Jedenfalls nimmt man ihn mit eher mildem Interesse zur Kenntnis. Überhaupt muss man sagen, dass sich nicht alle der neunundzwanzig Geschichten, von denen knapp die Hälfte im Erstdruck erscheint, auf gleichem Niveau bewegen. Sollte etwa ein Leser zeitlich nicht in der Lage sein, jenes Prosastück zu konsumieren, welches das Klischee vom weltfremden und spiessigen Universitätsprofessor um eine weitere überflüssige Variante bereichert, so muss er nicht befürchten, deswegen etwas Entscheidendes in seinem Leben zu verpassen.

Vom Blitz erschlagen Dass der 47-jährige, in Berlin lebende Matthias Zschokke, der bei uns zuletzt mit dem Roman «Das lose Glück» (2000) auf sich aufmerksam gemacht hat, über einen grandios versponnenen Humor verfügt, belegt die Titelerzählung «Ein fröhlicher Nachbar». In ihr wird nachdrücklich davor gewarnt, sich bei einem Nachbarn vorzustellen, der frisch eingezogen ist. Auch eine Story wie «Die unergründbare Elektrik» wird kaum Gefahr laufen, für konventionell gehalten zu werden. Ein frecher, unheimlich souverän operierender Erzähler treibt darin ein munteres Spiel mit dem Leser. Er berichtet von einem mysteriösen «Freiburger», der gegen grossen inneren Widerstand in die Gesellschaft hineinwächst und dann vom Blitz erschlagen wird. Die krude Sozialisationsgeschichte zieht manches Merkwürdige, Geheimnisvolle und Sperrige an, bevor sie in ein dreistes Finale mündet. «Eine Feder redet lieber etwas Unstatthaftes, als dass sie auch nur einen Moment lang ausruht», heisst es im «Räuber»-Roman von Robert Walser. Das ist der Satz, der als Motto über dieser Geschichte wie über dem ganzen Erzählband stehen könnte.

"Tagesanzeiger", Zürich, 15.2.2002

Impfstoff gegen die Banalität

Von Christian Bertram

[...] «Ein neuer Nachbar». Unmerklich wird der Leser von der Stimme eines ungenannten Erzähler-Ichs an die Hand genommen und durch ein nach rhythmischen und melodischen Gesichtspunkten zusammengestelltes Mosaik von Prosastücken geführt. Lebenszeugnisse und Selbstparodien des Schreibenden sind eingewoben in eine Folge von Alltagsbeobachtungen. Manchmal wirkt das wie ein literarisches Tagebuch, zumeist handelt es sich um ein fortlaufendes Selbstgespräch, an dem der Leser vergnüglich teilhaben kann.

Der Autor versteht es, das scheinbar Bedeutungslose in Worte zu binden

Wiederum ist Zschokkes Thema das Aushalten des Alltäglichen, der Wahrheit der grausigen, weil inhaltsleeren Wirklichkeit. Aus ihr steigen verzerrte Blasen, Fantasien und Fantasmagorien auf, aber ebenso ernüchternde Betrachtungen über das Älterwerden, den Tod. «Ich gehe gern umher, zwischen Häusern, über Land, an Küsten entlang», so lautet das Motto. Doch schon auf der nächsten Seite stirbt einer und verschwindet spurlos, als wäre er nie gewesen: «So schnell geht das.»

Werdegänge, Laufbahnen, Durch-schnittskarrieren werden entrollt. Die verkorkste Lebens- und Familienplanung eines Beamten entfaltet sich. Skurrile Figuren erscheinen: ein Schauspieler, ein Sänger, der Dichter selbst. Er sitzt in einem «Büro» genannten Raum jahraus, jahrein an einem Tisch, beheizt ein Öfchen, trinkt «Schwarutee». Wir schauen ihm über die Schulter, wie er an eine Freundin, an seinen Verleger, an die Genfer Briefe schreibt und verwirft, stets angespannt. Mittags wird pausiert, man geht erfolglos Geräuschen, Tönen, Erscheinung nach im Quartier. Der kleine Mensch kehrt ewig wieder. Zum Beispiel der neue Nachbar, der zwischen Tür und Angel haltlos seinen Aufstieg vom Klempnersohn zum Unfallchirurgen, Knochensäger und Herrscher absterbender und zerstörter Gewebe schildert. Rührend-klägliche, erbärmliche Erkenntnisse werden da gezogen, Metaphern schriftstellerischen Geschicks leuchten auf. Das Feld, auf dem dies sich austrägt, ist die Stadt Berlin, die Zschokke voll gegenstandslosem Begehren durchstreift. Seitenblicke werden ins Schweizer Seelenleben geworfen, das, so steht da, sein Glück hinter einer servilen Neigung zum Unglück verbirgt.

Zschokke, im Kampf gegen verkehrte Sätze, Plappermäuler, die Gefallsucht und den Lärm der Zeit, rät an entscheidender Stelle zur Kontemplation: «Schliesse das Fenster beizeiten, lass Ruhe einkehren, leg dich hin.» Zu den Stärken des Autors gehört es, das scheinbar Bedeutungslose und Vergängliche, wozu wir das Alltägliche einrechnen, in Worte und Sätze zu binden, gleichsam als Impfstoff, Tablette, Finte gegen die Unerträglichkeit und Unzulänglichkeit des Realen. Die letzte Zeile des Buches klingt denn auch fast wie ein Sieg: «Das Glück ist nicht leicht in Worte zu fassen, doch habe ich den Eindruck, es sei mir hiermit gelungen.»

"SonntagsZeitung", Zürich, 17.2.2002

Geschichten ohne Kunstdünger

Der Berner Autor Matthias Zschokke erzählt, polemisiert, reflektiert und sinniert: «Ein neuer Nachbar». Alte und neue Texte über Leben und Schreiben, Versanden und Auftauchen, über Hören und Sehen.

Von Susanne Schanda

Provozierend langsam und ereignisarm, durchsetzt mit Sarkasmus, Verrücktheiten und Melancholie: so erzählt Matthias Zschokke in «Ein neuer Nachbar». Und so stellt er Leben, Schreiben und Sterben dar. «Heute kann sich keiner mehr daran erinnern, wie das Sterben vor sich geht. Alle haben längst erledigt, was sie im Leben erledigen wollten, und sitzen nur noch da. (...) Alle Augenblicke schauen sie zur Tür, ob der Tod gerade eintrete; doch das tut er nicht.» Dieses Leben vor dem Tod, das Noch-nicht-tot-Sein leuchtet Zschokke aus wie in einer Vivisektion. Balz plant sein Leben minutiös durch und versucht das Glück in einem schriftlichen Masterplan des Lebens zu bannen: «Das Glück, mit dem ich rechne, ruht fest verankert in mir.» Doch dann wächst das Leben über den Plan hinaus. Und schon ist Balz verloren.

Nach Gold graben

In der Titelgeschichte «Ein neuer Nachbar» will der Erzähler dem neu eingezogenen Mieter nur eben zum Willkommen eine Flasche Wein bringen, und schon wird er hineingezogen in eine weitverzweigte Lebensgeschichte voller Intimitäten. Im Treppenhaus stehend, wo immer wieder das Licht ausgeht, erzählt der neue Nachbar unvermittelt und ungefragt sein Leben, als hätte er schon lange auf diese Gelegenheit gewartet. Wehrlos und schicksalsergeben nimmt ihm der andere die Beichte ab. Hätte er doch nur seine Neugier bezähmt und den Wein selbst getrunken. Und doch. Zschokke unterläuft raffiniert Leserwartungen und selbst aufgestellte Hypothesen. Der 1954 in Bern geborene und seit 1980 in Berlin lebende Autor verweigert sich dem schnelllebigen, lärmigen Literaturmarkt, gegen den er gerne polemisiert - auch in diesem Band. «Kriegskolumne», höhnt er: «eine dieser Kolumnen zu einem dieser schwelenden Konflikte in einer dieser Regionen eben.»

Nicht die öffentlich verhandelte Tagespolitik, nicht das Rampenlicht sei der Ort für Schreibende, die Zschokke mit Heinzelmännchen vergleicht, denen man nicht bei der Arbeit zuschauen darf, oder mit Goldwäschern, die mühselig im Dreck graben, in der Hoffnung, dabei etwas zu finden, - etwa eine «Lederträne, die die ganze Welt mit ihrem einzigartigen Glanz für kurze Zeit in ein besseres Licht zu rücken vermag».

Neben neuen Texten versammelt der Prosaband «Ein neuer Nachbar» auch Essays, Polemiken und Erzählungen der letzten Jahre. So das poetische Bekenntnis «Warum ich Robert Walser mag» oder die 1994 in der Berner Zeitung veröffentlichte Geschichte «Sommer» über eine von Abscheu, Sadismus und Unterwürfigkeit geprägte Bubenfreundschaft.

Der sehende Blinde

«Roman und Ramona, der unsichtbare Film» enthält Zschokkes Lebensphilosophie, die zugleich seine Schreibphilosophie oder Poetik ist. In dieser Erzählung zieht sich das Leben auf die schiere Existenz zurück, ist Warten und Sich-Treiben-Lassen: «Er hatte sich angewöhnt, halbversandet auf Grund zu liegen und nur noch selten, zum Luftschnappen, aufzutauchen.» Schliesslich taub und halb blind geworden, traut Roman sich nicht, die Geliebte Ramona anzuschauen, aus Angst, sie mit seinem Blick zu verscheuchen. Deshalb ist dieser Film ein unsichtbarer: Weil die Figuren aus dem Fokus der Kamera weggelaufen sind, um leben zu können. Denn: «Im Leben muss, was einem wert und wichtig ist, weggepackt, verborgen, ausgespart werden, erst dann erglüht und lockt es in voller Pracht, und alle verzehren sich danach.» Eine gewagte und geradezu altmodisch anmutende Ansicht im Zeitalter des Exhibitionismus und des «Big-Brother»-Fernsehens.

Befreiend unzeitgemäss

Wie in seinem letzten Roman «Das lose Glück» kokettiert Matthias Zschokke auch hier selbstbewusst mit dem Unspektakulären, mit dem leisen Fliesen der Zeit und einer Heinzelmännchen-Philosophie, nach der die wunderbarsten Dinge still und heimlich geschehen. Das ist befreiend unzeitgemäss und beschert uns phantastische Geschichten, die wie Blumen aus dem Asphalt wachsen. Zschokkes Texte brauchen keinen Kunstdünger, denn sie leben von ihrem eigenen Rhythmus aus Musse, Zufall, Glück und Arbeit: «Kunst ist es, das andere zu suchen, sich zu entziehen, das Machbare nicht zu machen, die übriggebliebenen Unmöglichkeiten herauszuschälen und anzugehen in dem allgemeinen Gejohle und Besäufnis, beim ausgebrochenen Kunst-zum-Anfassen-Trubel.»

"Berner Zeitung", 19.2.2002

Von Glück, Zeit und Vergänglichkeit

FEINSINNIG · Wieder diese Stille in Matthias Zschokkes Erzählband «Ein neuer Nachbar»

Von Hannes Schmid

Vom Glücklichen erzählt Matthias Zschokke, nicht nur, aber dies auch. Und wieder finden wir im neuen Buch diese eigenartige Stimmung, wieder lässt uns der Autor an fremden Türen horchen. Der alte, der bewährte Zschokke-Stil, wie wir ihn von seinen Theaterstücken oder früheren Prosawerken kennen. Nach dem Roman «Das lose Glück» jetzt im neuen Erzählband also wieder dieses Gefühl einer mönchischen Vertrautheit zu Zeit und Vergänglichkeit. So zeigt der Autor seine kindlich-verspielte Freude, wenn im Frühling die neuen Bücher «zur Welt kommen», zeigt das keineswegs unangenehme Staunen über die Leere auf den Papieren.

Dasitzen, warten auf das, was geschieht oder nicht geschieht; feststellen, dass die glücklichen Tage kommen und gehen und ein Ich-Erzähler die wunderbare Langeweile eines Sommerabends geniesst. «Das Glück», so sagt er es seinem Freund, dem gusseisernen Ofen, «ist nicht leicht in Worte zu fassen, doch habe ich den Eindruck, es sei hiermit geschehen.» Dem ist nichts entgegenzuhalten, es sei denn, wir würden das Traurige oder Sarkastische nicht heraushören, das sich in Zschokkes Texten auch findet.

Das Hervorragende: Es geschieht wenig oder nichts, und dieses Nichts führt zu einer beglückenden Erfahrung der Sinne. 29 kurze Geschichten sind es diesmal. Episoden, tagebuchartige Aufzeichnungen erschliessen eine enge Welt, wie wir sie aus dem Blickwinkel eines sauberen Mansardezimmers festzuhalten vermögen. Einzelne dieser gesammelten Aufsätze sind bereits in verschiedenen Feuilletons erschienen. Das nachdenkenswert Besinnliche ist ebenso präsent wie das Humoristische. Blättern wir doch gleich zu jener Geschichte, die man nur dann ungeniert im Zugsabteil lesen kann, wenn es uns gleichgültig ist, dass sich Mitreisende über unser lautes Lachen mokieren. Denn das lässt sich in der lustig-tragischen Erzählung vom «Professor» keineswegs vermeiden. Dieser Kauz mit dem Gebiss einer «albanischen Schindmähre», der es nicht lassen kann, sich über andere lustig zu machen, der befürchtet, seine Frau würde «zusammenkrachen», weil sie weiter nichts im Leben erreicht hat als seine Frau zu sein. Dieser Professor ist das bildhafte Objekt einer dichterischen Begierde, wie Zschokke sie glänzend auf uns Lesende überträgt.

Die Geschichten dieses Autors enden kaum je mit glücklichem oder tragischem Ausgang, sie enden überhaupt nicht. «Fortsetzung folgt» heisst es einmal zum Abschluss eines Aufsatzes. Man ist keineswegs erstaunt darüber. Vieles bleibt Fragment. Schwarzweissbilder sind vorgegeben, das Kolorit haben wir mit unseren eigenen Erfahrungen hinzuzufügen. Kaum Anarchie, kaum Chaos - alles bewegt sich wie ein verlorenes Blatt auf den seichten Wellen eines Sees. Das Verführerische daran: Wir möchten mitschaukeln auf den Wellen, den ruhigen, den gleichmässigen. Kaum je kommt Sturm auf. Wir möchten uns tragen lassen dorthin, wo es möglich ist, die eigenen Traumrealitäten zu erkunden. Es sind Geschichten, die sich an den Ordentlichkeiten des Lebens orientieren, Geschichten, als hätte sie Robert Walser diktiert. Jeder baut sich sein Nestchen, polstert es aus, «...und wer in seinem Leben nicht Professor oder sonst etwas Vernünftiges wird, aus dessen Tiefen weht einem an Werktagen der eiskalte Hauch der Sinnlosigkeit entgegen».

Gewiss, Robert Walser, ihm gilt die grosse Verehrung des Autors Zschokke. Auch hier wiederum mit einer sehr schönen Erzählung. 1981 hat Matthias Zschokke den Robert-Walser-Preis der Stadt Biel entgegennehmen dürfen. Auch in diesen neuen Erzählungen ist eine grosse Nähe zu

Walser spürbar. Diese immergültigen Walserschen Worte wie «rechtschaffen», «gottgefällig», «Müssiggang», «Wohlergehen», «Fleiss», «Bescheidenheit» - man findet sie auch bei Zschokke, ganz präzise in der Erzählung «Dienerwerbung», die an Walsers Roman «Geschwister Tanner» erinnern. Die Stimmung ist dieselbe. Beschrieben wird nicht diese Zeit, die Aktivitäten und Höchstleistungen fordert, nichts, was zum kalten Büffet der Prominenz lockt, nichts, das zu Börsenlust oder Olympia-Gold drängen würde. Es ist der Erzählstil, ist die schlichte, die brillante Sprache, die den Autor nahe an Walser heranzuführt. Kein Plagiator, nein, gewiss nicht, aber einer, der mit Anmut in der Beiz, auf der Parkbank, im Treppenhaus, auf dem Arbeitsweg oder in der 2-Zimmer-Wohnung die Dinge verfolgt, die das Leben als geistige Nahrung anbietet.

Dieses Staunen also über eine Welt voller Kontraste finden wir in diesen Zschokke-Geschichten, die alles scheinbar Unwichtige für uns Leser zum Ereignis machen. Da läuft schlicht ein Film ab. Er führt uns mal zum klavierspielenden Nachbarn, dann in die Stadt Berlin, wo Kinder nach dem Fall der Mauer ihren Spielplatz vermissen, mal zum weinenden Sänger, dann wiederum zum Meer, das einer Frau nach dem Tod ihres Mannes das Schweigen zurückgibt.

Wer das Bedächtige, das Stille mag, wer es auch in der Literatur sucht, der findet es in diesen Erzählungen von Matthias Zschokke in unaufdringlicher Schlichtheit und Schönheit.

"Aargauer Zeitung", Aarau, 20.2.2002

[...] Ich brauche im neuen Buch von Matthias Zschokke nur ein wenig zu blättern, und schon kommt mir vor, als hätte er auf mich gewartet, der "Schwierige" Hofmannsthals leibhaftig entgegen. Für diesen nämlich, eine immerhin berühmte Theaterfigur, sei es – schreibt Zschokke – immer noch unmöglich, "in dieser Viermillionenstadt irgendwo eine Bühne zu betreten, ohne sie nicht auch sofort wieder fluchtartig verlassen zu müssen, weil das Publikum ihn in missverstandenen Modernitäts- und Jetztzeitigkeitsgehebe vom ersten Wort an niedermacht und zerkichert".

Seitenlang erhält da eine Figur, die auf dem Theater nicht mehr genehm ist, ihren Auftritt in einem Prosatext. Und eigentlich wäre schon diese zufällig aufgeblätterte Stelle Grund genug, das Buch Zschokkes zu meinem persönlichen "Buch des Monats" – was sage ich: des Jahres!- zu machen!

"Ein neuer Nachbar" – so der Titel – ist eine Sammlung von kurzen, im Umfang zwischen zwei und achtzehn Seiten variierenden Texten (Geschichten, Essayistisches, spielerisch ernste Kolumnen), von denen viele mit Berlin zu tun haben, wo Zschokke seit langem lebt. Dennoch wird er wohl nie den grossen zukunftsweisenden Berlin-Roman verfassen, auf den die Medien (und vermutlich ausser ihnen niemand!) zu warten vorgeben. Um einen solchen zu schreiben, darf man nicht Robert Walser (ihm gilt ein besonders schöner Text) und William Carlos Williams als literarische Schutzgötter nennen, und nicht eine verlorene Komödiengestalt wie den "Schwierigen" lieben.

Dass dieser hier überhaupt auftritt, lässt sich leicht erklären. Denn wenn einer, gehört Zschokke zu den Autoren, die, dem Satz Hofmannsthals entsprechend, "die Tiefe an der Oberfläche verstecken". Das Komische und der Ernst, das Burleske und die Schwermut sind in seinen Büchern und gerade in den neuen Prosatexten so fein vermengt, dass es die wachste Aufmerksamkeit braucht, sie zu unterscheiden. Das Wort Tiefe gehört freilich nicht zum Vokabular dieses Autors, dennoch ist es brauchbar. Die "Tiefe" wird, beispielsweise, angedeutet durch einen Celloton, dem einer seitenlang nachrennt, bis er begreift, dass er den Spieler gar nicht

finden will, um nicht enttäuscht zu werden. In der Tiefe, die sich mit der Oberfläche vermischt, ist aber auch das Gefühl der Leere enthalten, das, so gut wie die Sehnsucht, durch das Buch geht; und auch der Gedanke an den Tod, einschliesslich des Todes im Leben; die Schwermut, das schale Gefühl des Älterwerdens.

Es gibt, und in nicht geringer Zahl, wahre Trouvailles in diesem Buch. Im Prosastück "Der Reichstag" –entstanden im Jahr 1991, also lange bevor das Gebäude ("dieser Hans Albers der Architektur") wieder Staatssymbol wurde- beschreibt Zschokke das Gelände neben dem Reichstag: ein Stück Brachland, das nur von "überflüssigen Vögeln" benützt wird- und sommers von Menschen, die von "Kansas, Kurdistan, Kalabrien, Kloten" kamen, um hier "in Todesverachtung Würste zu braten, Fussbälle zu treten, Federbälle zu schlagen oder anderswie die Zeit zu verjagen und Sommerfrische zu erlangen". Lauter verlorene Gestalten, die den Zeitgeist, der gerade wieder "hühnchenhaft aufgereggt über dem Gelände flattert", nicht hören und von ihm nicht wahrgenommen werden. Ihnen, diesen Verlorenen, gehört die Sympathie des Autors; er zeichnet auf, was im grossen Berlin-Roman untergehen müsste: das Überflüssige, das Belanglose, das vielleicht das Wichtigste ist. So entsteht eine höchst eigenartige Poesie, die man als eine Poesie des Unaufwendigen, Beiläufigen, ja Schäbigen bezeichnen möchte.

Ein Meistertext ist die Erzählung "Hinterlassenschaften"- auch wenn darin nichts beschrieben wird als die Velofahrt, die den Icherzähler sommers zu seinem Arbeitsplatz führt. Was bei anderen, auch bei Autoren, die nicht dem Spektakulären nachrennen, Begegnungen mit Menschen wären, mit Blumen, Gärten, Gebäuden, das führt bei Zschokke konsequent dem Boden entlang, auf dem das Rad rollt, buchstäblich über die Steine. Eine Kerbe im Randstein, ein Stein, der im Winter entfernt, eine Lücke, die ausgeglichen wurde, dazu die Erleichterung oder Störung, die der Fahrer bei solchen winzigen Veränderungen erlebt, das sind die "grossen" Ereignisse in diesem Text. Die Fahrt endet dort, wo der Icherzähler täglich sein Rad abstellt und wo ihm plötzlich graue Streifen auffallen: die Spuren, die sein Gefährt durch all die Jahre an der Mauer hinterliess. Sie sind seine "Hinterlassenschaft", sind das, was eine Zeitlang bleibt.

Es gibt aber noch eine andere "Hinterlassenschaft" in diesem Text, eine, die schwerer wiegt als die grauen Streifen. Jeden Tag fährt der Icherzähler an ein paar Baucontainern vorbei, die am Rand der Strasse stehen und in denen Hunderte von Arbeitern aus aller Herren Länder hausen, um "zu ausgesprochen burschikosen Bedingungen" an unserer Zukunft zu bauen. Deren Enkel aber werden in fünfzig Jahren von unseren Enkeln eine "entsprechende Lohnnachzahlung fordern". Da nimmt der Autor, sotto voce und beiläufig, unseren Diskurs der Vergangenheitsbewältigung auf, aber auf seine Art. Er denkt ihn resolut in die Zukunft hinein- vor deren Horizont die Gegenwart unversehens zur "Hinterlassenschaft" wird, die wir unseren Nachkommen zur Bewältigung überlassen. [...]

Elsbeth Pulver, Tagebuch mit Büchern. "ZeitSchrift für Kultur, Politik, Kirche (Reformatio)", Bern, 51. Jg., März 2002

Hors-d'œuvre de sagesse

Wilfred Schiltknecht

Trente proses réunies en recueil s'offrent pour surprendre et séduire le lecteur.

Des «histoires superflues» selon leur narrateur, qui pourtant espère, en les contant au lecteur avec une souriante connivence, atteindre «peut-être un jour à une parcelle de sagesse»: voilà ce que

propose le nouveau livre de Matthias Zschokke. Ce recueil de textes rédigés entre 1988 et 2001 présente une trentaine de récits, lettres, gloses et pièces de circonstance. Des proses inégales, inédites pour près de la moitié d'entre elles, qui invitent tels d'alléchants hors-d'œuvre à goûter aux pièces fines d'un talent dont l'attachante singularité peut séduire et à tout le moins surprendre.

Frappe dans cette gerbe la variété des tons. Ici, un insistant persiflage dit l'étroitesse et la petitesse du mode de vie helvétique, empreint malgré la beauté des lieux et l'opulence générale d'une contrition et d'une morosité empêchant toute joie de vivre. Là, une satire grinçante de Berlin se gausse de l'exaspérant spectacle d'une ville obnubilée, après la chute du Mur, par le rêve d'accéder enfin au rang de grande capitale, et qui dans une exubérance aveugle ignore son présent pour se projeter dans un mirobolant avenir. Ou encore, un prétendu essai disserte sur l'art et les artistes, les amateurs, charlatans, autodidactes et dilettantes, et sur les chances de tomber parmi eux sur un bon poète. Des propos que l'auteur ponctue avec une véhémence polémique en exprimant ses convictions personnelles: «L'art, c'est de rechercher ce qui est autre [...], de ne pas faire ce qui est faisable, de délimiter les possibilités qui subsistent et de les mettre en œuvre.»

Une telle ambition conduit à des proses aventureuses. Rien n'y est prévisible, un narrateur ludique peut s'immiscer à tout moment pour se désoler d'une expression malheureuse ou se réjouir d'une image, s'emporter et céder à ses humeurs, faire dériver le cours. Ou couper court: «Et alors?» Sans lésiner sur les péripéties, vives, colorées, sauvages et choquantes çà et là dans leur crudité et leur apparent cynisme, mais rehaussées de jolies touches d'exotisme et d'évocations intenses, il aime à flâner, à s'attarder à la forme changeante d'un nuage, à la moiteur d'une atmosphère d'orage, aux subtiles nuances d'un rapport à autrui. Aux vestiges d'un passé révolu, à une nostalgie, à une disposition intérieure.

Affleure pourtant, dans ces voltes enjouées, la conscience de leur dérision. Mais le pur élan qui, dans une intransigeance walsérienne, porte au-delà «des horreurs de la banalité», ne faiblit pas. Zschokke soutient le rythme et le ton. Et perce aussi, dans la surabondance du vécu, un sentiment inespéré de bonheur. Éphémère et surgi à l'improviste, il s'inscrit dans la plénitude d'une vie au présent, libre dans son bel étonnement et dégagée de toute finalité: «Si tout avait un sens, comme ce serait fade.»

"Le Temps", Genève, 30.3.2002

Himmeltraurig schöne Winzigkeiten

«Ein neuer Nachbar»: Ein prächtiger Sammelband mit Erzählungen, Satiren und Feuilletons von Matthias Zschokke

• CHARLES CORNU

Es gibt Leute, die wirken «wie eingeschneit von innen» (sagt Matthias Zschokke), und wer diese Gattung Mensch betrachtet und zuschaut, mit was für Lappalien sie sich tagaus, tagein beschäftigt, der gerät unwillkürlich in eine Stimmung zwischen Spott und Melancholie, Lächeln und Depression. Und andererseits gibt es Leute, denen gerät sogar der Alltag zum Abenteuer und zu Ausschweifungen, die staunens- und erzählenswert sind. Wenn dann einer sich anschickt, über diese und jene zu schreiben, so treiben seine Gedanken und Vorstellungen bald einmal dahin wie Ballone, einmal frisch mit dem Wind unbekümmerten Daseins, ein andermal träge dem Boden nah und schwer von Ballast.

So ein träumerischer und aufmerksamer Schöpfer von Ideen- und Bilderballonen aller Art und Färbung ist Matthias Zschokke, der 1954 in Bern geborene, seit langem in Berlin lebende Schriftsteller, Filmemacher und Schauspieler. (Man erinnert sich: Vor zwei Jahren ist er mit dem Literaturpreis der Stadt Bern ausgezeichnet worden.)

«Prosastückli»

Gut zwei Dutzend Texte dieses dahinschwebenden Genres, die von Zschokke in den letzten Jahren geschrieben worden sind, zum Teil noch unveröffentlichte, zum Teil verstreut in Zeitungen und Zeitschriften erschienene, finden sich jetzt vereinigt in einem Sammelband mit dem Titel «Ein neuer Nachbar». Texte?

Ein Verlegenheitswort, zugegeben, das man anwendet, wo der Charakter des Geschriebenen schwierig zu fassen ist. Handelt es sich bei Zschokke um Erzählungen? Ja, auch. Beispielsweise, wenn wir einem rätselhaften Cellospieler begegnen («Das Cello»), diesen näher kennen lernen und dabei in eine aberwitzige Gaunerstory hineingezogen werden. Sinds Satiren? In einzelnen Teilen und auf diskrete Weise: sicher. Könnte man sie als «Feuilletons» bezeichnen in jener fast verloren gegangenen kunstvollen und filigranen Qualität, wie sie von einem Polgar, einem Auburtin gepflegt worden ist? Gewiss, jedoch in einem durchaus persönlichen, keineswegs epigonalen Verständnis. Am nächsten kommt man Zschokkes Kreationen vielleicht mit Robert Walsers Wort vom «Prosastückli».

Solche Prosastückchen weisen ja in der Tat ein Vielerlei an Inhalten und Formen auf, und der Begriff trifft für Zschokkes Schreiben zu, weil dieser Autor uns gleichfalls ein besonderes Vergnügen bereitet dank sprachlicher Erfindungsgabe und Spiellust, genauem Beobachtungsvermögen, auch dank der gewitzten Hingabe an die «himmeltraurig schönen Winzigkeiten» des Alltags und der ironischen Sympathie für Menschen, die ein eigenes skurriles oder ein ganz und gar banales Schicksal erfahren und verplempern.

Verspielte Schwermut

Apropos Walser. Mit diesem nicht einzuordnenden, dem Anschein nach anmutigen und liebenswerten, tatsächlich aber abgründigen Dichter ist Zschokke schon öfter und schon früh verglichen worden. Einer der jetzt neu veröffentlichten Texte (um bei diesem Allerweltswort zu bleiben) ist denn auch ausdrücklich Walser gewidmet. Und ein anderer, die Schweiz und die Schweizer mit ihrem «Phantomkummer» kritisch beäugender, umkreist eine Dienerbewerbung, was wiederum auf Walser verweisen dürfte.

Aber daneben erscheinen in Zschokkes Buch Erzählungen, die mit konkreter, anschaulicher und verhältnismässig dramatischer Deutlichkeit andere, «unwalsersche» Themen in Szene setzen. So etwa «Sommer», wo wir es mit einem Beispiel kindlicher Machterprobung und Grausamkeit zu tun bekommen, oder «Sol», wo das Kaputtmachen eines jungen Menschen vorgeführt wird.

Verbrauchtes wirkt neu

Die Mehrzahl der Geschichten aber spürt mit spöttischer Gewissenhaftigkeit und verspielter Schwermut den Leuten nach, die unser aller Nachbarn sind: jenen Glücklichen, denen «krachende Harmlosigkeit» und «knusprige Einfalt» eigen sind, und jenen Geplagten, die sich vom Alltag abwetzen lassen. In jedem Falle wirkt indessen gerade das Verbrauchte, das schon oft Wiederholte des gewöhnlichen Existierens im eigenwilligen Clair-obscur des zschokkeschen Humors wieder ganz neu und erregend und manchmal geradezu beschwingt.

"Der Bund", Bern, 4.5.2002

Dichterleben

«Ein neuer Nachbar»: Erzählungen von Matthias Zschokke

Matthias Zschokkes Texte sind durchdrungen von Ereignislosigkeit. Die erste Erzählung in seinem neuen Band handelt von einem Mann und einer Frau, die gemeinsam Ferien machen. Dann stirbt der Mann: «Gestern noch sass er auf der Hotelterrasse, schaute der Sonne zu, wie sie im Meer versank, versuchte, etwas dabei zu empfinden, Poetisches, Melodiöses, doch er sah nur die Kugel wegtauchen und war gleichmütig.» Am folgenden Morgen «war er kalt». Zschokke lakonisch: «So schnell geht das.» Er ist ein Epikureer der konsequenten Art: Der Tod geht uns nichts an, weil auch das Leben uns nichts angeht. «Am Meer» heisst die Erzählung, was bedeutet: irgendwo, irgendwann, irgendwer. Man wartet auf den Abend, man isst einen Fisch, man sieht eine Sternschnuppe und überlegt sich, was man sich wünschen könnte, man freut sich aufs Einschlafen beim Meeresrauschen. Glückliche Langeweile oder langweiliges Glück, es ist nicht zu entscheiden. Man braucht sich - da braucht man nach der Liebe nicht zu fragen. Die Frau holt zwei Männer, die Leiche wird weggebracht: «Nicht einmal der helle Fleck blieb zurück, der auf einer Tapete sichtbar wird, wenn man ein Bild entfernt - es war, als sei er nie gewesen.» Jetzt aber kommt ihr alles sinnlos vor: die Terrasse, die Sonne, das Meer. Zschokke lakonisch: «So schnell geht das.» Es ist nichts passiert, nur eine Waage ist auf die Gegenseite gekippt.

«Am Meer» ist eine traurige Geschichte, aber das Traurige ist darin nicht traurig, sondern himmeltraurig, das ist mehr und weniger zugleich. Das Traurige ist ins Unsentimentale gesteigert. Das beherrscht er wie kein anderer: Erhitzen durch Abkühlen. Matthias Zschokkes Geschichten sind kalt, aber in ihrem Eis glühen die Gefühle. Seine Lieblingsfiguren sehen aus, als hätten sie in Milch gebadet, blass und hilflos. Im Herzen aber sind sie Goldwäscher und Bärenjäger. Doch wehe ihnen, wenn sie Gold finden und einen Bären töten. Sie wären dem nicht gewachsen. Ihr Glück ist ihre Erfolglosigkeit.

Eine irritierende Nähe von Armut und Reichtum, Unglück und Glück taucht Matthias Zschokkes Texte in ein unheimliches Licht: Sind es Märchen, sind es Utopien? Lehren sie einen das Gruseln oder das hoffnungsvolle Träumen? Es ist so oder so, nur fassbar ist es nicht. Zschokke mag keine gefälligen Eindeutigkeiten. Darin fühlt er sich Robert Walser nahe. Walser sei eine «Missverständnisfalle», sagt er in einem Aufsatz über ihn und meint dies durchaus als Liebeserklärung.

Der Band «Ein neuer Nachbar» versammelt Texte aus den letzten fünfzehn Jahren, gut die Hälfte davon waren bisher unveröffentlicht. Gerade in ihrer Vielfalt lässt sich beobachten, wie Matthias Zschokke literarische Produktion und Reflexion zur Deckung bringt. Jeder Ansatz zu einem Metatext wird ihm von selbst zum Text. Zum Beispiel die «Hinterlassenschaften»: Täglich fährt der Dichter mit dem Rad in die aufgelassene Fabrikhalle, die ihm als Arbeitsraum dient. Niemand grüsst ihn auf dem Weg - er ist derjenige, der wahrnimmt und begrüsst: eine Schwelle, die man mit etwas Beton über Nacht passierbar gemacht hat; einen Randstein, der zum Leidwesen des Radfahrers wieder eingesetzt wurde. An der Wand, wo er sein Rad abstellt, bemerkt er die feinen Spuren, die der Reifen über die Jahre hinterlassen hat. Wie den Häftling die Kreuze an der Zellenwand an die Freiheit, so erinnern sie ihn an den nahenden Tod. Dies sind die «Hinterlassenschaften» eines Dichters.

Das Dichterleben ist Matthias Zschokkes Thema. Das sollte man nicht mit seinem Leben verwechseln. Sich selbst hält er für kaum der Rede wert. Dass er auf dem Land aufgewachsen ist, vernehmen wir in der Titelgeschichte, aber nur gerade in einem Satz. Den ganzen langen Rest des Textes bestreitet der neue Nachbar mit seinem ausufernden Leben. Dazu steht in dem Satz erst

noch, dass er wie sein Nachbar «auch» auf dem Land aufgewachsen sei, was ihm noch mehr Gewicht nimmt. Gerade in der Marginalisierung seiner Person erweist er sich aber als Dichter, zu dessen vornehmsten Aufgaben es bei Matthias Zschokke gehört, gegen sich selber, gegen den Versuch, eine Geschichte für eigene Zwecke zu instrumentalisieren, anzuschreiben.

So weben sich Zschokkes Texte, indem sie ihrem Autor entkommen, und quellen da am muntersten, wo sie sein Ziel verfehlen. Das gibt ihnen etwas zauberhaft Luftiges und Lustiges. Dahinter aber steckt Berührungsangst, eine fast religiöse Scheu. Die Kunst täuscht sich, sagt Zschokke, wenn sie meint, die Dinge durch Zeigen zu erhöhen. In Wirklichkeit profaniert sie sie. Deshalb ist «die Vorstellung von der Erhabenheit der Kunst eine verkehrte». Zschokkes Texte hingegen wollen letztlich verbergen, nicht enthüllen; erhöhen, nicht profanieren. Dass dieser Widerspruch ihn nicht verstummen lässt, sondern beflügelt, ist das Sublime seiner Kunst.

Samuel Moser, "Neue Zürcher Zeitung", 7.5.2002

«Ich bin schizophran und das bin ich auch»

Wunder- und Wundenkammer eines Wahlberliners: «Ein neuer Nachbar» von Matthias Zschokke

Von Hermann Wallmann

Lauter Gelegenheitsarbeiten, bevölkert. Zum Beispiel von einem Sol. Eine andere Figur aus einer Novelle, deren Titel dem Verfasser entfallen sei, heisst Theodor Zertz, eine weitere trägt den «ominösen» Namen Balz, und der neue Nachbar aus der Titelgeschichte ist ein Prof. Dr. Kay Ser. Es gibt den herzwehen «Brief eines Katzenfreundes», den apostolischen «Brief an die Genfer» - und eine Dienerbewerbung. Ansonsten «selbstlebensbeschreibende» Texte, die dem Motto entsprechen: «Ich gehe umher, zwischen Häusern, über Land, an Küsten entlang.» Matthias Zschokke, 1954 in Bern geboren, lebt seit 1980 in einer Stadt, deren Name nichts anderes ist als das Deminutiv seiner Heimatstadt: Berlin. Und tatsächlich kann man «Ein neuer Nachbar» auch lesen als die Wunderkammer oder Wundenkammer oder Verwunderungskammer eines halb hingezogenen, halb hingesunkenen Stadtschreibers.

Als Wahlberliner hat Zschokke auf die Frage antworten können. «Warum ich Robert Walser mag.» In der Schweiz schätze man «seine bis zur Selbstverleugnung durchgehaltene Demutsmimikry», und in Deutschland schmunzle man ihn wohlwollend beiseite, «weil man sich von der Putzigkeitsmaske, hinter der er sich versteckt, ablenken lässt». Matthias Zschokke liefert kaleidoskopartige Splitter zu einer Wunsch-Autobiografie, wenn er Walser - Aussensicht - mit einer Katze vergleicht, «die sich - wenn sie sich angestarrt fühlt - aus Verlegenheit zum hundertsten Mal hintereinander putzt». Oder - Innensicht - mit einem Kind, «das die Augen schliesst und glaubt, dann werde es nicht mehr gesehen». Die «Missverständnisfalle», als die er Walser versteht, wird vielleicht in dem anrührenden Talmiglanz eines Zweizeilers aufgehoben, den der Ich-Erzähler der «Ewigen Vorstadt» in einem verunglückten Film entdeckt haben will: «Rosen sind rot und Veilchen sind blau (blue) / ich bin schizophran und das bin ich auch (too).»

Der Taugenichts

Ebenfalls ein Riss zeigt sich zwischen Zschokkes romantischer Inbrunst und seiner romantischen Ironie. Mal ist er Eichendorff (und auch als Taugenichts wieder «geteilt»), besonders opak vielleicht in dem Text «Diese Momente». Es sind «zwei» Momente, beide im Sommer: tiefster Frieden, «wenn die Sonne auf den Tisch scheint und ich lausche, ob draussen vielleicht eine Tür

geht», schwerste Bangnis, «wenn der Wind aufhört zu wehen (...), wenn sich die Sonne verhüllt - nicht in Wirklichkeit, da scheint sie hell und freundlich wie zuvor, doch um mich ist alles fahl, grau, finster.» Aber dann ist er wieder überdeutlich «beieinander», ein Heine, der seine «Kriegskolumne» liefert, diese mit den Zeilen von der alten und immer neuen Geschichte einleitet und das Zitat obendrein mit den Jahreszahlen 1991 und 2001 entprivatisiert.

Die Lederträne

Dabei hatte der Band begonnen mit einer Prosa-Miniatur «Am Meer», die den Geist des heraufbeschworenen Heine-Gedichts viel besser «verstanden» und sogar noch radikalisiert hat: «Er überlegte, was er sich denn wünschen könnte, betrachtete das Gefunkel, sah keine weitere Sternschnuppe fallen; sie schlenderten am Ufer entlang zurück, legten sich ins Bett, hörten dem Meer zu und freuten sich aufs Einschlafen. Am folgenden Morgen war er kalt. So schnell geht das.» - In «Lederträne» beschwert sich Zschokke über das «Themenunwesen», das etwa die Solothurner Literaturtage des Jahres 1995 auf die Idee gebracht habe, zu dem Thema «50 Jahre nach Kriegsende» Meinungen «abzuernten»; lieber setze er sich mit der Lederträne auseinander, die er in einem Buch von Friederike Mayröcker kennen gelernt habe.

Aber letztlich verfängt er sich - in (seltenen) Texten wie diesem - doch in dem Thema des Themenunwesens. Auch «Leg dich hin» - eine Empfehlung, die er seinen Kollegen gibt, sollten sie in historischen Augenblicken um Stellungnahmen gebeten werden - hält sich nicht heraus, sondern mischt sich ein, zugegeben (von) früh- bis spätrömantisch.

Der Papierheld

Ein Dichter für - und wider - Berliner und Berner Republiken ist Matthias Zschokke weniger dort, wo er sich ostentativ gegen Vereinnahmungen wehrt, sondern wo er sie poetisch unterläuft, wo also seine Verweigerung ganz Gestalt - oder balzender «Papierheld» - geworden ist, ob er nun ein schizophrones Gedicht zitiert oder im «Fall» der Mauer - eine zweigeteilte Stadt muss ihn fasziniert haben - eine anarchische Verlustbilanz aufmacht: «Die Mauersegler flohen nach China.» Oder ob er sich in einer «historischen Postkarte» darüber amüsiert, dass der Reichstag, «dieser Hans Albers der Architektur», wieder Regierungssitz wird...

Die Bäckerblume

Am schönsten ist die Geschichte «Da Sie gerade vom Sterben reden». Hier gibt es einen neuen Nachbarn im Text selbst, einen Textnachbarn. Ein Frühlingslied nämlich, das der Umhergeher ausgerechnet in dem Werbeperiodikum der Bäcker-Innung findet, in der «Bäckerblume». Geschrieben hat es - ein Name, wie mit dem Munde gemalt: - Robert Roberthin (1600-1648). Es besingt den holden Lenz und den Regenbogen, die Lerchen am Tag und die Nachtigallen in schauervollen (!) Nächten - und beklagt «der Schöpfung Haupt», den Menschen, der immer nur «für morgen» lebt:

Ihn weckt Auroras güldner Strahl,

Ihm lacht die Flur vergebens,

Er wird, nach selbstgemachter Qual,

Der Henker seines Lebens.

Die selbstgemachte Qual hört sich heute an wie eine Vorwegnahme der selbstverschuldeten Unmündigkeit. Mit anderen Worten, das «Tauge-nichts!» des Matthias Zschokke hat auch etwas mit Aufklärung - und Lebensrettung - zu tun.

"Basler Zeitung", 17.5.2002; dass. unter dem Titel: Das Salz der Lederträne. "Süddeutsche Zeitung", München, 28.6.2002

Fliederduft über einer Frauenleiche

Matthias Zschokke lässt im seinem neuen Erzählband das Alltägliche geheimnisvoll und das Verstörende banal erscheinen.

Von Sandro Benini

Matthias Zschokke liebt Robert Walser: In vielen der 29 Texte aus dem Erzähl- und Essayband «Ein neuer Nachbar» scheinen Walsersche Motive auf. Da sind diese versponnenen Mansardenzimmer-Existenzen, die vor der Unberechenbarkeit des Lebens in langjährige Gewohnheiten und Vorlieben flüchten und sich in der Hoffnung klein machen, das Unglück werde sie übersehen - wobei gerade dies die Haltung ist, die sie mit einem dumpfen Gefühl der Unzufriedenheit und der Trauer über verpasste Möglichkeiten erfüllt. «Ob mein Leben möglicherweise anders hätte verlaufen können? Eigene Kinder und die Universität verjagen Gedankenwolken, die sich über diesem Was-wäre-wenn-Themenkreis manchmal drohend zusammenbrauen wollen», heisst es in der Erzählung «Der Professor». Da ist das Sensorium für alltägliche Nichtigkeiten, das Auf und Ab des Immergleichen, der mit einer Mischung aus Melancholie und Spott unterlegte Sinn für Vergänglichkeit. Und schliesslich die mit wenigen Strichen geschaffene, zwischen Langeweile und unbestimmter Erwartung schwankende Atmosphäre eines Sommerabends, die Beschreibung des Duftes von Holunder, Flieder und Akazie.

Dennoch wäre es falsch, Zschokke als schlichten Walser-Epigonen zu bezeichnen. Dazu ist die Sprache der Prosastücke, die in den letzten fünfzehn Jahren entstanden und teilweise bereits in Zeitungen und Zeitschriften erschienen sind, zu eigenständig, die Bilder zu souverän und das Aufblitzen von Ironie und Sarkasmus zu radikal und unvermittelt.

Dem seit 1980 in Berlin lebenden 48-jährigen Berner Matthias Zschokke wird immer wieder eine Poetik der Ereignislosigkeit zugeschrieben. Die Erzählungen in «Ein neuer Nachbar» sind wohl unterkühlt und von einer hochartistischen sprachlichen Knappheit, in ihrer Mehrzahl aber alles andere als ereignislos. Vielmehr verleihen sie entweder alltäglichen Vorkommnissen den Anflug rätselhafter Bedeutsamkeit oder Aussergewöhnlichem den Anschein vollkommener Normalität. In «Das Cello» erhält der Ich-Erzähler einen Nachbarn, der irgendwo in einem nahen Wohnblock Cello spielt - dies so virtuos, dass die Musik für den Zuhörenden zu einem Symbol existenzieller Befreiung wird und er alles daransetzt, den geheimnisvollen Nachbarn ausfindig zu machen. «Sobald ich aber zuhören wollte, verstummte es», wie bei Zschokke alle Momente des Glücks genau dann entschwinden, wenn man sie festhalten will. Doch die Nachforschungen nach dem Cellovirtuosen sind erfolglos, und irgendwann gibt der Erzähler die Suche auf. Die Geschichte endet mit der irreführenden Anmerkung «Fortsetzung folgt» - ob dies als Ausdruck von Hoffnung auf künftiges Gelingen oder als die resignierte Erwartung zu verstehen ist, dass sich höchstens das Scheitern wiederholen kann, bleibt offen. Zschokke ist kein Freund von

Eindeutigkeiten, die «Missverständnisfalle», die er im Aufsatz «Warum ich Robert Walser mag» hinter der Literatur des Bieler Schriftstellers ausmacht, stellt er selber häufig auf.

In der Erzählung «Sommer» hingegen erscheint das Abnorme im Licht des Alltäglichen: Es werden sadistische Scheusslichkeiten in kalter Distanziertheit aneinander gereiht, beiläufig eine rätselhafte Frauenleiche unter einem Busch erwähnt und der Sommer verflucht. Überhaupt ist der Tod eines der zentralen Motive des Bandes - verstanden als banaler Schlusspunkt unter die Banalität von Existenzen, die schon zu Lebzeiten eher noch nicht tot als lebendig waren: «Alle haben längst erledigt, was sie im Leben erledigen wollten, und sitzen nur noch da. (...) Alle Augenblicke schauen sie zur Tür, ob der Tod gerade eintrete», heisst es in der Erzählung «Balz», in der die Lebensplanung des Helden auf groteske Weise genau in dem Moment scheitert, in dem sie geglückt scheint.

Im Zentrum von Matthias Zschokkes essayartigen Texten stehen zumeist Reflexionen über die Rolle des Schriftstellers in der Öffentlichkeit und über die Aufgabe von Kunst und Literatur. Mit polemischer Schärfe kritisiert Zschokke in «Leg dich hin» die Neigung vieler Autoren, sich auf die Schnelle zu politischen Themen zu äussern. Mit irritierender Selbstverständlichkeit vertritt er eine Literatur, die sich der Legitimation durch unmittelbare gesellschaftliche und historische Bezüge entzieht und ihren Sinn in sich selber sucht. «Wie ich das Überflüssige liebe», heisst es an einer Stelle. Abstrakt formuliert, mag diese Poetik einen präziösen Beigeschmack haben - in Zschokkes Umsetzung ist davon nichts zu spüren.

"Weltwoche", Zürich, 22/2002

Frischlinge, Frühlinge und ich

Ein neuer Nachbar

Von Ulrike Baureithel

Kein Zweifel: Das ist keiner der "strotzenden Herbstfrischlinge", die uns alljährlich in die Redaktion gelaufen kommen und selbstbewusst unsere Lieblinge vom Vorjahr verdrängen, jene "jungen, unterhaltsamen, entzückenden Kerlchen, die uns sogar auf den Teppich pinkeln dürfen". Eher schon ist es eines jener "märzmageren Teilchen", das irgendwo vergessen im hintersten Regal liegt, "ein schiefes, hinkendes Ding", das wir eines Tages aus dem abgelegenen Quartier erlösen, damit es "seinen Eigensinn und seine Kraft" für "ein paar Stunden Leseglück" entfalte.

Kein Zweifel, dies Buch ist im Frühjahr erschienen, und sein Urheber hat ihm die bescheidene Laudatio gleich mitgegeben. Matthias Zschokkes Erzählungen und Miniaturen haben etwas vom verschämt Betörenden jener Frühjahrspräziosen, die im Herbst vergessen sind, weil zwischen den Saisons ein langer Sommer liegt, während dessen die "Herbstfrischlinge" schon vorwitzig ihre Schnauzen lüften, um ja nicht zu spät zum Trog zu kommen.

Wie auch könnten es die alltäglichen, doch besonderen Beobachtungen - wie eine Tochter ihre Mutter besucht, von der Liebe eines Mannes zu seinem gusseisernen Ofen und was ein beschädigter Bordstein über das Leben verrät - mit sinnwichtigen Traktaten aufnehmen; wie eine dahinschmelzende Erzählung, die von nichts handelt, als dass im Nachbarhaus ein Cello erklingt, konkurrieren mit der breitbrüstigen Präsenz selbsternannter Epochendichtung?

"Der neue Nachbar" steht an der poetischen Schwelle zwischen hingeworfener Skizze und kunstvoll gebauter, absurder Abschweifung, die um so irritierender ist, als einzig dies Zufällige die Erzählung vorantreibt. Wo Zschokke weniger spielerisch, disziplinierter ist, gelingen ihm - wie in der kurzen Erzählung "Sommer" - Stücke von ungewöhnlicher Dichte und Aussagekraft.

"An der Schwelle" steht der gebürtige Berner auch zwischen seiner Herkunft und seiner Wahlheimat Berlin, insbesondere in seinen politischen Essays. Schwerelos schwebt der Schriftsteller durch den urbanen Raum des alten und neuen Berlin, schreibt eine historische Postkarte vom Reichstag, diesem "Hans Albers der Architektur", flanirt mit den russischen Krähen durch die Parks im Osten der Stadt oder schreibt, in umgekehrte Richtung, einen "Brief an die Genfer", der sich darüber Rechenschaft ablegt, was einer überhaupt wissen kann.

Mithin für den "Phantomkummer" seiner Landsleute hat Zschokke Bissiges übrig; doch das schönste Porträt widmet er dem "auf Zukunft spezialisierten" Berlin: "Man steht kurz davor, eine echte Stadt zu sein; man ist die ewige Vorstadt, ein bisschen öd, ein bisschen zu laut, gebläht vom Stolz auf etwas, das zwar nicht genau hier, aber doch immerhin in der Nähe stattfindet."

Am schwächsten wirken die Miniaturen dort, wo sie entweder dem schnellen Tagesgeschäft entsprungen sind oder Programmatisches zu Protokoll geben, wie in den etwas humorlosen Betrachtungen über "Amateure, Autodidakten, Dilettanten, Ich". Doch es gibt genügend andere "schiefe, hinkende Dinger", für die es sich lohnt, den Band auch nächstes Jahr noch aus dem Regal hervor zu kramen. Und gewiss wird uns Zschokke auch irgenwann wieder einen "Herbstfrischling" vor die Türe legen.

"Die Welt", Berlin, 6.7.2002

Die Neugier der Einsamen

Ein sarkastischer Romantiker: Matthias Zschokke macht ängstlichen Stubenhockern Beine

Von Nicole Henneberg

Der Erzähler, Theaterautor und Filmemacher Matthias Zschokke stammt aus der Schweiz. Mit Vorbildern wie Friedrich Dürrenmatt, Max Frisch und Robert Walser im Rücken und Kollegen wie Urs Widmer und Thomas Hürlimann neben sich ist das nicht nur literarisch ein guter Ausgangspunkt, um sich in Berlin wohlfühlen, wo Zschokke seit über 20 Jahren lebt. Denn: „Die Vermessenheit zu glauben, wo sie herkommen, sei es besonders schön, macht sie so ängstlich und unglücklich“ erklärt der Erzähler in der Geschichte „Dienerbewerbung“ seinem verzweifelten Gegenüber. Die verblüffende Dialektik dieses Arguments, setzt die Geschichten in Matthias Zschokkes Erzählungsband „Der neue Nachbar“ unter Spannung. Düstere Erinnerungen an zu schöne Orte treiben seine Figuren: Schriftsteller, Spurenleser, Flaneure und berufliche Randgänger durch die Straßen der großen Städte, in die sie sich geflüchtet haben, um in wohltuender Anonymität endlich ruhig leben zu können.

Als skeptischen Romantiker könnte man den 1954 in Bern geborenen Matthias Zschokke bezeichnen, dessen letzter Roman „Das lose Glück“ (1999) drei erfolgreiche Freunde vorführt, die sich in einer lauen Sommernacht auf einer Jacht inmitten des idyllischen Bieler Sees eingestehen müssen, mit ihrem Leben vollständig gescheitert zu sein. Die Welt erscheint in ihren

Augen desto düsterer, je heller die Natur strahlt, je geordneter der Tag abläuft. In den Geschichten des neuen Buches nun gehen Zschokkes Figuren defensiv in die Offensive: Sie verkriechen sich in düsteren, vernachlässigten Zimmern und hüten sich davor, in geregelte Tagesabläufe eingespannt zu werden, die sich doch nur als Falltüren in die Verzweiflung erweisen würden. Auch ihren Nachbarn, ja jeder Art von Gespräch gehen sie aus dem Weg.

Doch manchmal geschieht es, dass Cello- oder Klavierspiel durch die Wände klingt und die Ruhe stört. Und schon ist es passiert: Die Neugier der Einsamen erwacht, ihre mühsam niedergehaltene Entdeckerlust springt an. Manchmal geht so eine Suche glimpflich aus, wie in der Erzählung „Das Cello“, wo der Protagonist nach einigem Warten doch nicht mehr wissen will, wer da spielt, weil er in dem Café, in dem er seit Tagen auf der Lauer liegt, schon mehr Menschen mit ihren Schicksalen gesehen hat, als ihm im Moment gut tun; die obszön geschminkte Wirtin inbegriffen. In der Titelgeschichte greift diese Notbremse nicht mehr, und das erzählende Ich wird in eine gnadenlos komische Gesprächsszene verwickelt: An der nachbarlichen Wohnungstür, unter der an- und ausgehenden Treppenbeleuchtung, bricht, unaufhaltsam wie ein Sturzbach, binnen Minuten aus dem Hausherrn seine ganze Lebensgeschichte hervor und überschwemmt den hilflos Zuhörenden mit Katastrophen, lange verheimlichten Leidenschaften und tragischen Zufällen.

Alltagsgefühle und Epochenwetter

Wie eine Bühnenszene ist diese Sequenz gebaut: mit Auf- und Abgängen und ausgeklügelten Beleuchtungseffekten, die den absurden Charakter des Dialogs verstärken. Denn der Nachbar gerät in einen Begeisterungstaukel ohnegleichen; Kleines und Großes, Alltagsgefühle und Epochenwetter setzt er umstandslos gleich – eine für Matthias Zschokke typische, ironische Sprachbewegung. So gut wie alle Probleme des menschlichen Lebens ließen sich vermeiden, wenn man nur ruhig zu Hause bliebe, wusste schon Franz Kafka („Einmal dem Läuten der Nachtglocke gefolgt...“). Und Robert Walser, mit dem Matthias Zschokke als Träger des gleichnamigen Preises oft verglichen worden ist, wusste das natürlich auch. So ist das eigene Zimmer, in dem man sich, auch um der schöpferischen Arbeit willen, verbarrikadiert, ein heimeliger, ein freier und selbstbestimmter Ort; aber auch ein unheimlicher: ein idealer Nährboden für die eigenen Ängste genauso wie für das Leiden an sich selbst und die Angst vor dem Tod.

Die Schriftsteller unter Zschokkes Erzählern spielen mit dieser Spannung und testen an ihr die Sujets, die sie finden oder, genauer, diejenigen, von denen sie gefunden werden. Vielleicht haftet deshalb den Figuren Zschokkes, seien sie nun Schriftsteller oder „Freiberufler“ der abenteuerlichen Sorte, etwas Paradigmatisches oder Prototypisches an, das ihrem Versuch entspringt, ein Leben ohne äußere Reibungen zu leben, weil die Turbulenzen ihrer Fantasie schon genug Aufregung bieten. Besonders anrührend werden sie dabei, wenn sie sich und ihre Umgebung über ihre empfindsame Natur zu täuschen versuchen – ein ironischer Erzählansatz par excellence.

Balz zum Beispiel, in der gleichnamigen Erzählung, ist so ein Fall: ein mittlerer Beamter und scheinbar eiskalter Klotz, der seine Lebensstrategie aber so feinsinnig und anrührend weise plant und auszuführen versucht, dass dem Leser um ihn ganz bang wird. Natürlich ist die Katastrophe absehbar, sie schwingt von der ersten Zeile der Novelle an mit. Der Ehevertrag, den der zartbesaitete Hüne Balz demütig den heiratsfähigen Damen seiner Umgebung vorlegt, wird die Grundlage eines glücklich kalkulierten Lebens, das aber so abrupt scheitert, dass es wenigstens als schockgefrorene Erinnerung überdauert.

Matthias Zschokke spannt seinen oberflächlich ruhig und behaglich wirkenden, an der Novellistik des neunzehnten Jahrhunderts geschulten Erzählton über die Abgründe von Sarkasmus und Verzweiflung und lässt manchmal die Szenarien des absurden Theaters dazwischen aufblitzen. Die melancholische Selbst- und Weltverweigerung seiner Figuren kippt dann so unversehens in existenzialistisches Aufbegehren, dass der Leser, verblüfft und begeistert, zum Spielball dieser hochkonzentrierten Erzählkraft wird.

Auf die Kolumnen und tagespolitischen Texte hätte der Band allerdings besser verzichtet – sie sprengen den prägnanten, kunstvollen Rahmen, den die Erzählungen bilden und verstellen den Blick auf solche Kleinodien wie das fünf Seiten kurze, erzählerisch raffiniert tiefstapelnde Capriccio „Leg dich hin“, das allen Schriftstellern und Lesern eindringlich die Gefahr der Falschen, sich zäh behauptenden Sätze vor Augen führt: Im medialen Tagesgeschäft einmal in die Welt gesetzt, krallen sie sich so hartnäckig in den Köpfen fest wie eklige, graue Grasbüschel in Betonritzen.

Dass für den Autor Matthias Zschokke Wörter und Metaphern genauso konsistente Körper wie Bahnsteiggeländer und gusseiserne Öfen („Mein Freund, mein gusseiserner Ofen“) sind, drückt jeder seiner Sätze aus. Und diese sorgfältig und gekonnt hergestellte Körperlichkeit der Sprache bringt seine Geschichten zum Leuchten.

"Der Tagesspiegel", Berlin, 21.7.2002

ERZÄHLUNGEN / Matthias Zschokke haucht einen neuen Band mit Geschichten und Episoden hin

Außenseiters Innenleben

Skurrile Dilettanten, Amateure und Chaoten bevölkern die Welt des extravaganten Schweizer Schriftstellers.

Autor: CORNELIA STAUDACHER

War da was? Könnte man nach manchen der 29 kleinen, leicht hingehauchten und ebenso schnell wieder zerronnenen Geschichten und Aperçus fragen. Aber man täusche sich nicht. Denn Matthias Zschokke versteht, Alltägliches und Banales so zum Changieren zu bringen, dass hinter der vermeintlichen Ereignislosigkeit eine tiefe Einsicht in die Natur menschlichen Lebens aufscheint.

Die literarische Szene betrat der in Bern geborene Zschokke während der Solothurner Literaturtage 1981. Inzwischen ist er mit etlichen Preisen geehrt worden und gehört mit seinen melancholischen Ausschweifungen über des Lebens Unerträglichkeit und des Menschen Unzulänglichkeiten zu den exponierten deutschsprachigen Autoren der achtziger und neunziger Jahre. Selbstverloren dümpeln sie dahin, die Piraten, Chaoten und Outcasts, die freischaffenden Schreiberlinge oder "dicken Dichter", die das Personal seiner Erzählungen und Romane ausmachen. Ihre laszive Schwermut und genüsslich ausgekostete Lethargie macht es ihnen möglich, sich in den prosaischen Niederungen des realen Lebens einzurichten.

"So sitzt er da, der unförmige Dichter, im Käfig des Überdrusses schwitzend, und kümmert sich weder um sein Leben noch um seine Form, da sie beide im Vergleich zu denen seiner papierernen

Helden immer makelhaft bleiben", heißt es in "Amateure, Autodidakten, Dilettanten, ich", einer raffiniert verschlungenen Paraphrase über Kunst und Künstler, die, wie fast die Hälfte der hier zusammengestellten Texte, schon einmal in einem zweckmäßigeren Rahmen veröffentlicht wurde, in diesem Fall zur Eröffnung einer Ausstellung im Kunstgewerbemuseum Zürich. Was das Vergnügen, Zschokke auf seinen verschlungenen Pfaden durch die Labyrinth der Phantomschmerzen und imaginierten Seelenkümernisse seiner Protagonisten zu folgen, um nichts schmälert.

Mit jedem seiner knappen Sätze streift Zschokke die Zerbrechlichkeit und Verwundbarkeit seiner Personen und der Leser aufs Trefflichste. Ohne Schadenfreude, aber mit umso mehr Empathie. Ob es sich dabei um den Pflichtbesuch bei der Mutter handelt oder um einen ebenso lauen wie matten Sommerabend an der Panke. Um Balz, einen Beamten der mittleren Laufbahn, der von solch "krachender Harmlosigkeit", solch "knuspriger Einfalt" geschlagen zu sein scheint, dass er gar nicht merkt, wie auch schon vor seinem 53. Lebensjahr, als das Schicksal mit Macht zupackt, zwar alles nach Plan, nicht aber zum Wohle seiner Seele verlief: "Ihr gefällt es nicht mehr in mir. Zu viel ist schief gelaufen."

Oder um den Professor, dessen Aufgabe darin besteht, seinen Studenten zu erklären, "wie das Leben funktioniert", während er sich täglich vom "eiskalten Hauch der Sinnlosigkeit" umweht fühlt. Wie ein Ertrinkender den Strohalm ergreift der "neue Nachbar" der Titelerzählung die Gelegenheit, endlich einen zu treffen, der ihm zuhört, und berichtet einem Unbekannten, dem Ich-Erzähler, haarklein aus seinem Leben, worin die tiefe Verzweiflung eines vereinsamten Menschen zum Ausdruck kommt. Ein anderes Mal sind es mehr oder weniger alltägliche Gegenstände, die Zschokke als Auslöser für seine poetisch-philosophischen Ausschweifungen dienen: ein Cello, ein Panettone oder der geliebte gusseiserne Ofen in der Berliner Fabriketage, in der Zschokke seit Jahren seine Schreibetage eingerichtet hat.

Der Erklärung, "Warum ich Robert Walser mag", bedarf es da gar nicht: Die Seelen- und Sprachverwandtschaft Zschokkes zu Robert Walser wird mit jeder neuen Veröffentlichung deutlicher. Wie er die kleinen Dinge des Alltags hochhält als Schutzpolster gegen die Trivialität der Wirklichkeit. Wie er die Sätze und Gedanken sich gegenseitig ins Wort fallen lässt und so der phantasmagorischen Rolle des Schreibers und der Schrift huldigt. Wie er den Leser an der Verfertigung seiner Texte teilhaben lässt, beim Durchmessen jener geheimnisvollen Räume zwischen Innen- und Außenwelt, dem "Bleistiftgebiet", wie Robert Walser es nannte.

Zschokkes "Hinterlassenschaften", so der Titel einer Episode, in der er über die Spuren sinniert, die sein Fahrrad auf dem täglichen Weg von seiner Wohn- zur Schreibstätte auf dem sandigen Berliner Untergrund hinterlässt, sind schwerelose, zufällige Botschaften, "in sich so zwingend, so absichtslos wahr wie nichts anderes in unserem ganzen Leben".

"Rheinischer Merkur", Bonn, 5.9.2002/ "Frankfurter Rundschau", 17.10.2002 [Fantasten, Piraten, Poeten]

*

Matthias Zschokke, Schweizer Dichter & Filmemacher, dessen 50. Geburtstag in nicht allzu weiter Ferne liegt, hat in den letzten 20 Jahren sieben Prosabände, sieben Theaterstücke und drei Spielfilme vorgelegt. Er ist vielfach mit Preisen ausgezeichnet worden, und die Brockhaus-Enzyklopädie nennt seinen Namen. Zwar gab es zahlreiche (und bei weitem überwiegend positiv wertende) tagespublizistische Bemühungen um sein Werk (die in der Bibliographie verzeichnet sind), jedoch blieb ihm "breite" Anerkennung bislang versagt. Wie für manch anderen Großen der Literatur in der Vergangenheit gilt immer noch -leider- auch für Zschokke, den Eigenbrötler, den Einzelgänger, den durch nichts und niemanden Vereinnahmbaren, den im heutigen Literaturbetrieb Unzeitgemäßen, den wundersam wunderbaren Fremdling, Ariosts Wort: "Es hat in unserer Mitte Zauberer..., aber niemand weiß sie."



Bibliographie 1981-2002

I. Veröffentlichungen von Matthias Zschokke

1. Prosa

Max. Roman. München: List 1982; 2. Auflage 1982; Frankfurt/M.-Berlin- Wien: Ullstein 1984 (Taschenbuch Nr. 26104); Genève: Zoé 1988; Nîmes: Chambon 1989 (Übersetzung: Gilbert Musy; Nachwort: Heinz F. Schafroth)

Prinz Hans. München: List 1984; Frankfurt/M.-Berlin-Wien: Ullstein 1986 (Taschenbuch Nr. 20797)

ErSieEs. München: List 1986; Hamburg-Zürich: Luchterhand 1992 (SL 1028) [Überarbeitete Ausgabe]

Piraten. Roman. Frankfurt am Main: Luchterhand 1991

Der dicke Dichter. Roman. Köln-Basel: Bruckner & Thünker 1995; 2. Auflage 1995

Das lose Glück. Ammann: Zürich 1999; 2. Auflage 2000 [Broschur]; Le Bonheur flottant. Genève: Zoé 2002

Ein neuer Nachbar. Ammann: Zürich 2002

2. Theater

Elefanten können nicht in die Luft springen, weil sie zu dick sind -oder wollen sie nicht-. Berlin: Kiepenheuer 1983 [Bühnenmanuskript]; [ohne Titel] gedruckt in: Prinz Hans. A.a.O.; Les éléphants ne peuvent pas faire de cabrioles, parce qu'ils sont trop gros- ou n'on auraient ils pas envie? Lausanne: SSA [Société Suisse des Auteurs] 1999 [Bühnenmanuskript. Französische Übersetzung: Gilbert Musy]

Brut. Schauspiel mit Musik. Berlin: Kiepenheuer 1986 [Bühnenmanuskript]; Frankfurt am Main: Luchterhand 1991; L'Heure bleue ou la nuit des pirates. Carouge-Genève: Zoé 1993 [Französische Buchausgabe; Übersetzung: Gilbert Musy]

Die Alphabeten. Berlin: Kiepenheuer 1990 [Bühnenmanuskript]; Literate People [Englische Übersetzung: Tony Meech]; Les Alphabètes [Französische Übersetzung: Gilbert Musy]; Los Alfabetos [Spanische Übersetzung: Victor-L. Oller]; Pismennyja [Belarussische Übersetzung für eine Aufführung in Witebsk: Halina Skakun], München: Goethe-Institut 1996/ Berlin: Kiepenheuer 1996

Der reiche Freund. Berlin: Kiepenheuer 1994 [Bühnenmanuskript]; gedruckt in: Niedersächsische Staatstheater Hannover GmbH/ SCHAUSPIEL Hannover (Hg.), Programmheft Nr.25, Spielzeit 1994/95; auf deutsch und französisch [L'Ami riche; Übersetzung: Gilbert Musy] in: MIMOS, Basel, 49.Jg., Nr.3/ 1997

Die Exzentrischen. Berlin: Kiepenheuer 1997 [Bühnenmanuskript]

Tempi-Bar [Mini-Drama]. "Passagen/ Passages", Zürich, Nr.27/ 1999

Die Einladung. Berlin: Kiepenheuer 2000 [Bühnenmanuskript]

Der Geburtstag des Sängers [Mini-Drama]. In: Stefan Koslowski, Andreas Kotte und Reto Sorg(Hg.), Berner Almanach, Bd.3/ Theater. Bern: Stämpfli 2000

Die singende Kommissarin. Berlin: Kiepenheuer 2001 [Bühnenmanuskript]; La Commissaire chantante. Lausanne: SSA [Société Suisse des Auteurs] 2002 [Bühnenmanuskript. Französische Übersetzung: Patricia Zurcher]

3. Film

Edvige Scimitt. München: Titania Film 1985
Der wilde Mann. Zürich: LOOK NOW! 1988
Erhöhte Waldbrandgefahr. Zürich: Lang AG 1996
Ein Schiff zum Übersetzen. [Kurzfilm-Porträt von Gilbert Musy für das Schweizer Fernsehen]
Zürich: SRG 1999

4. Hörspiel

Brut.[Fremdadaption] "Rias", Berlin, 17.1.1990
Die Exzentrischen. [Fremdadaption] "Saarländischer Rundfunk", Saarbrücken, 22.3.1998; dass.:
"DeutschlandRadio", Köln; "Deutschlandfunk", Berlin, 15.12.1998
L'Ami riche. "RSR" ["Radio Suisse Romande"], Lausanne, 19.4.1998

5. Veröffentlichungen in Zeitungen, Zeitschriften und Anthologien

Max auf der Suche nach sich selbst. "Bieler Tagblatt/ Seeländer Bote", 14.11.1981 [Auszug aus
"Max"]
Max. "Der Bund", Bern, Nr.297/ 19.12.1981 - Nr.13/ 18.1.1982 [Abdruck in Fortsetzungen]
Ansprache Matthias Zschokkes anlässlich der Preisübergabe. In: "Neues Bieler Jahrbuch 1981",
Biel 1982
In: Gabi Kohwagner (Hg.), Kopfstand. Haunshofen: Semikolon 1982 [Auszug aus "Prinz Hans"]
Prinz Hans. In: Beatrice Steiner und E.Y. Meyer (Hg.), Geräusche. Karlsruhe: Literarische
Gesellschaft 1982 [Auszug aus "Prinz Hans"]
Halle. In: Bodo Morshäuser (Hg.), Thank You Good Night. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1985
(edition suhrkamp Nr.1227)
Edvige Scimitt. "Filmpodium-Programm", Zürich, April 1986
XI Matthias Zschokke. "Basler Zeitung", 15.5.1986 [Antwort auf die Umfrage: Max Frisch wird
75: Was bedeutet er jungen Autoren?]
Die Erdbeertorte. In: Texte aus dem Aargau. Aarau: Argauische Kantonalbank 1987
75o Jahre Theatertreffen Berlin. In: Peter von Becker, Michael Merschmeier und Henning
Rischbieter (Hg.), Theater 1987 [Jahrbuch der Zeitschrift "Theater heute"]. Zürich: Orell Füssli +
Friedrich 1987
In: Stefan Hösl, Bonndorf/ Schwarzsw.: Landkreis Waldshut 1987 [Vorwort zum Katalog]
Amateure Autodidakten Dilettanten Ich. In: Herzblut. Zürich: Museum für Gestaltung 1987
[Vorwort zum Katalog]; Auszug u.d.T.: Der Dichter. Programmheft zur Uraufführung von
"Brut", Bonn 1988
Vorsatz zu Brut. "Magazin zum Berliner Theatertreffen 1987", Berlin 1987; dass. im
Programmheft zu "Brut"
Der wilde Mann. Xanadu Film: Zürich 1988 [Produktions-Prospekt]; dass. in "Spiel im ZDF",
Mainz, Heft 1/ Januar 1989; dass. u. d. T.: Wie ein Deutscher in der Schweiz eine Nacht lang
nicht schlafen konnte. "Filmpodium", Zürich, Januar 1990
Die Wahrheit über Herrn Nettelbeck. "Basler Zeitung", 28.10.1989 [Auszug aus "Piraten"]
Von Kondomen und Dämonen. "Filmpodium", a.a.O.
Einiges aus dem Leben der Dichter. "Basler Zeitung", 6.1.1990
Die unergründbare Elektrik. In: Christoph Siegrist (Hg.), Schweizer Erzählungen, Bd. 2.

Frankfurt am Main: Suhrkamp 1990
 Zusammenklang nach den dubiosen Regeln der Empfindungswelt. "Basler Zeitung", 12.4.1991
 [Drei Briefe an Pia Reinacher zu "Piraten"]
 La différence entre 1291 et 4711. "Écriture", Lausanne, Nr.37/ 1991
 Arbeitsnotiz zur Programmheftgestaltung. Programmheft zu "Brut", hg. vom Deutschen
 Schauspielhaus, Hamburg 1991
 Neues Deutschland. "Neue Rundschau", Frankfurt am Main, 102.Jg./1991, Heft 3
 Vous nous racontez des histoires?/ Une histoire. "La Licorne" [Écrivains présents], Poitiers 1991
 Reichstag, Berlin. "NZZ- Folio", Zürich, Nr.12/ 1991
 Vom Glück des Mitlaufens. "NZZ-Folio", Zürich, Nr.7/ 1992
 Rede bei der Verleihung des Gerhart-Hauptmann-Preises. Freie Volksbühne/ Berlin, 8.11.1992
 [Typoskript]
 Der weinende Sänger. "Neue Zürcher Zeitung", 5./6.12.1992
 Sommer. "Berner Zeitung", 24.9.1994
 In Programmheft: Journées Littéraires de Soleure - Solothurner Literaturtage - Giornate
 Letterarie di Soletta- Sentupada Litterara a Soloturn 26.-28.Mai 1995
 Am Meer. "ausdruck". Eine Verlags-Rundschau. [Ohne Ort] 1.Jg./ Nr.2, Juni 1995
 Leg dich hin. "drehpunkt", 27.Jg., Nr.93/ November 1995
 Der Besuch. "Neue Zürcher Zeitung", 16.4.1996
 Höhepunkt im Leben eines Dramatikers. "Magazin zum Berliner Theatertreffen 1996", Berlin
 1996
 Sich einen Namen machen [Rede bei der Verleihung des Aargauer Literaturpreises. Aarau,
 9.11.1996; Typoskript]
 Balz. In: Texte aus dem Aargau 7. Aarau: Aargauische Kantonalbank 1997
 Hier und jetzt ist alles möglich; Schlusswort "Aargauer Zukunftsrat", 8. August 1998. Lenzburg:
 Stapferhaus 1998 [Stapferhaus-Texte, Ausgabe 9]
 Warum ich in Berlin lebe. In: Beatrice von Matt und Michael Wirth (Hrsg.), >ABENDS UM
 ACHT<. Zürich-Hamburg: Arche 1998, S. 175ff.
 Roman und Ramona, der unsichtbare Film. In: Adrian Mettauer, Wolfgang Pross und Reto Sorg
 (Hg.), Berner Almanach, Bd.2/ Literatur. Bern: Stämpfli 1998
 Nichts Erreichtes, etwas Ersehntes. [Reisebericht über Weimar] "Tages-Anzeiger", Zürich,
 18.3.1999
 Matthias Zschokke. "Le Culturactif Suisse"
 [<http://www.culturactif.ch/ecrivains/zschokke.htm>], Lausanne, 9.5.1999 [Interview mit Patricia
 Zurcher]
 Schau die Sternschn...schon vorbei. [Berlin-Tips] "Tages-Anzeiger", Zürich, 9.9.1999
 Raum und Ruhe in Baden-Baden. "Tages-Anzeiger", Zürich, 3.2.2000
 Das Cello. "Frankfurter Allgemeine Zeitung", 4.3.2000 [Berlin-Ausgabe]
 Lettre aux Lémaniques. "Le Passe-Muraille", Lausanne, Nr.47-48, Juillet 2000
 Baeckeoffe, Wunderfitzel und Knepfas. "Tages-Anzeiger", Zürich, 28.9.2000
 Die Ewige Vorstadt/ The Eternal Suburb. In: Kathrin Becker, Urs Stahel [Fotomuseum
 Winterthur] (Hrsg.), "Remake Berlin". Göttingen: Steidl 2000
 "Ich werde als schwieriger Fall behandelt". "Berner Zeitung", 7.12.2000 [Interview mit Michael
 Angele]
 "Gegen alle Vernunft sterben die Walsers ja nicht aus...". "Der Bund", Bern, 7.12.2000 [Interview
 mit Charles Linsmayer] ; Der Anzug . Ebd.
 Entwaffnende Sätze oder Von der Geduld, auf sie zu warten. "Basler Zeitung", 29.1.2001
 [Briefwechsel mit Heinz Schafroth über Robert Walser]
 Zwei Hauptstädte - zwei Kulturen. "Tages-Anzeiger", Zürich, 24.3.2001
 Selbstauskunft. "Programmheft Theater St. Gallen" zu "Der reiche Freund", Spielzeit
 2000/2001, Mai 2001
 Der Professor. "Aargauer Zeitung", Aarau, 20.10.2001

In Hüttenfinken zum Nachtessen. „Tagesanzeiger“, Zürich, 7.11.2001; Seelenruhe finden im Kurgelbiet von Baden. Ebd., 21.11.2001; Behagliche Ruhe und dem Körper schmeichelnde Wäsche. Ebd., 12.12.2001; Der grosse, eisige Hauch am See. Ebd., 16.1.2002; Weg wird für einmal zum Ziel. Ebd., 13.2.2002; Dort, wo das Lied spielt. Ebd., 20.3.2002; Wo einst Tim und Struppi abstiegen. Ebd., 10.4.2002; Grenchen oder die Crux mit der dritten Tüte. Ebd., 15.5.2002; Der Alpenkranz für dich allein. Ebd., 12.6.2002; Mitspielen auf der Klaviatur des Luxus. Ebd., 16.9.2002; Himmlische Hinfälligkeit in Schaffhausen. Ebd., 9.10.2002 [Hotelgeschichten; Titel von der Redaktion]
 In *NZZ Folio*, Zürich, März 2002 [Texte zu Fotos von Jules Spinatsch]
 Heimat. In: Reto Sorg/ Yeboaa Ofori (Hg.), *Natürlich die Schweizer!*. Berlin: Aufbau Taschenbuch Verlag 2002
 Aus lauter nichts. "NZZ-Folio", Zürich, Nr.10/ Oktober 2002

II. Veröffentlichungen über Matthias Zschokke

1. Porträt- und Werkskizzen

Achermann, Erika: Die Weite von Berlin. "züri-tip", Zürich, 22.12.1989
 Beutler, Maja: Kleine Wörter - grosse Piraten [Laudatio zur Verleihung des Aargauer Literaturpreises; Typoskript]
 Busch, Frank: Z- wie Zauberer. "Die Zeit", Hamburg, 44.Jg./ Nr.48, 24.11.1989
 Dubois, Ursula: Mit Phantasie der Wirklichkeit trotzen. "Berner Zeitung", 20.6.1986
 Eichenlaub, Hans M.: "Ich möchte, dass das, was ich mache, verstanden wird". "Der Bund", Bern, 9.1.1990; dass. u.verschied. T. in: "Aargauer Tagblatt", Aarau, 6.1.1990; "Bündner Zeitung", Chur, 8.1.1990; "Der Landbote", Winterthur, 6.1.1990; "Luzerner Tagblatt", 8.1.1990
 Fabbri, Sandrine: Matthias Zschokke - "Je suis parti à Berlin dans l'idée de jouer". "Le Temps", Genève, 23.10.1999
 Guglielmetti, Thomas: Dramaturgie des Stillstands. Universität Basel, April 1996 [Typoskript]
 Habicht, Werner u.a. (Hg.): Zschokke, Matthias. In: *Der Literatur-Brockhaus*, Bd.3. Mannheim: Brockhaus 1988 [Falscher Geburtstag]
 Hadorn, Werner: Matthias Zschokke. "Biel-Bienne", 12.11.1981
 Höpfner, Niels: Ein sanfter Rebell der Literatur. "Radio DRS", Basel, 28.5.1986; 28.7.1987; ders.: Der schüchterne Rebell Matthias Zschokke. "DeutschlandRadio Berlin", 17.2.1995
 Hubler, Rolf: Verweigerung als Stil. Lizentiatsarbeit an der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Bern/ Deutsches Seminar. Bern 1987 [Typoskript]
 Käser, Rudolf: Zschokke, Matthias. In: Walther Killy (Hg.), *LiteraturLexikon*, Bd.12. Gütersloh/ München: Bertelsmann 1992
 Kraft, Thomas: Zschokke, Matthias. In: Dietz-Rüdiger Moser (Hg.), *Neues Handbuch der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur seit 1945*. München: Nymphenberger 1990; dtv 1993
 Matt, Beatrice von: Das Schöne und das Schäßige. Matthias Zschokkes Blick auf Berlin. "Neue Zürcher Zeitung", 9./10.11.1996
 Moser, Samuel: Matthias Zschokke. In: Heinz Ludwig Arnold (Hg.), *Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur* [KLG]. München: edition text + kritik 1992
 Moser, Samuel: "Ich mag keine Knatterwinde". "Bieler Tagblatt/ Seeländer Bote", 20.9.1997 [Interview]
 Munzinger-Archiv: MATTHIAS ZSCHOKKE. Biograph. Archiv 6/90. K o19310-1 Z-WE 1. Ravensburg: Munzinger 1990

Musy, Gilbert u.a.: Matthias Zschokke ou l'ami berlinois: A propos de l'oeuvre littéraire, dramaturgique et cinématographique d'un jeune talent. "RSR", Lausanne, 19.4.1998

Neidhardt, Christoph: Elefanten und ein Clown, der rot wird. "Die Weltwoche", Zürich, 54.Jg./Nr.21, 22.5.1986

Overhoff, Carolin: Dichter oder Schwätzer? Über die Künstler-Figuren in Matthias Zschokkes Theaterstücken. Programmheft zu "Der reiche Freund", Hannover, a.a.O.

Poschmann, Gerda: Matthias Zschokke: *Brut*. In: Der nicht mehr dramatische Theatertext. Tübingen: Max Niemeyer 1997

Renoldner, Klemens: Einsame Menschen, hoch überm See. "Mimos", Basel, 49.Jg./1997, Nr.3

Schanda, Susanne: Als Erzähler immer auch Spieler und Dramatiker. "Berner Zeitung", 24.8.1994

Schmid, Heinz: Nach Laune Buch, Film, Theater. "SonntagsBlick", Zürich, 31.12.1989

Sucher, C. Bernd (Hg.): Zschokke, Matthias. In: Theaterlexikon, München: dtv 1995

Völker, Klaus: Ein Abenteuer gegen die Ödnis des Lebens. "Der Tagesspiegel", Berlin, 28.9.1991; ders.: Scherz, Satire, Melancholie. "Berliner Theater", Heft 10, Dezember 1992 [Auszüge aus der Laudatio zur Verleihung des Gerhart-Hauptmann-Preises]

[an.]: AUTORENPORTRÄT Matthias Zschokke. "Theater-Rundschau", Bonn, Juni 1991

[an.] Zschokke [...] 3) Matthias. In: Brockhaus Enzyklopädie, Bd.24. Mannheim 1994 [Falscher Geburtstag]

2. Einzeldarstellungen

Max

a) Deutsche Ausgabe

Barth, Achim: Wie Heinrich Zschokkes Nachfahre Deutschland heute sieht. "Münchner Merkur", 20./21.2.1982

Beck, Kurt: Lieber auf die Barrikaden. "Die Woche", Zürich, 20.11.1981

Becker, Michael: Ein Balanceakt im Packeis. "Nürnberger Nachrichten", 20.8.1982

Brender, Irmela im "Süddeutschen Rundfunk", Stuttgart, 18.4.1982

Burri, Peter: Ein Max zum Mögen. "Basler Zeitung", 13.3.1982

Deckstein, Dagmar in "Hessische Allgemeine Zeitung", Kassel, 6.11.1982

Eckerle, Ejo: Die gewohnte Sicht der Dinge aufbrechen. "Münchner Buch-Magazin", Nr.14, August 1982

Goetz, Rainald im "Deutschlandfunk", Köln, 22.8.1982

Grebe, Ellen: Max- wie ein Chamäleon. "tz", München, 26.2.1982

Hippler, Christiane: Der widerwillige Schweizer. "Acher- und Bühler Bote", Bühl, 7.10.1982

Höchli, Stefan: Matthias Zschokke: Max. "Aargauer Volksblatt", Aarau, 24.4.1982

Höpfner, Niels im "Norddeutschen Rundfunk", Hannover, 22.7.1982; Teilabdruck (Matthias Zschokke- ein sanfter Rebell): "Deutsches Ärzteblatt", Köln, 83.Jg./ Heft 20, 14.5.1986

Hrabe, B.: Auf der Suche nach Max. "Salzburger Nachrichten", 10./11.7.1982

Krüger, Michael: Max bleibt. Die Welt muß sich ändern. "Die Zeit", Hamburg, 37.Jg./Nr.14, 2.4.1982. Auch in: Volker Hage (Hg., in Zusammenarbeit mit Adolf Fink), Deutsche Literatur 1982. Ein Jahresüberblick, Stuttgart: Reclam 1983 (Universal-Bibliothek Nr. 7915); ders. im "ZDF" ("aspekte"), Mainz, 7.5.1982

Kuhn, Christoph: "Ich nenne ihn Max. Aber wer ist schon Max?" "Tages-Anzeiger", Zürich, 10.3.1982

Lettau, Annette: "Wir sind gerne etwas speziell". "Westermanns Monatshefte", Braunschweig", Nr.9/ 1982

Marckwald, Ernst: Mit Originalität auf der Suche nach innen. "Der neue Tag", Weiden, 22.9.1982

Melchinger, Christa im "Südwestfunk", Baden-Baden, 16.9.1982

Meucelin, Marianne: Sich selber suchen. "St. Galler Tagblatt", 2.4.1982; dies.: Ein Individualist wider Willen. "Der Landbote", Winterthur, 31.7.1982; dies.: Max als Selbstportrait. "Aargauer Tagblatt", Aarau, 11.9.1982

Michaelis, Tatjana im "Bayerischen Rundfunk", München, 8.9.1982

Minwegen: Ein junger Mann geht aus der Schweiz fort, um in Berlin als Schauspieler zu leben. "Das neue Buch- Buchprofile für Katholische Büchereiarbeit", Bonn, 27.Jg./Nr.5, 1982

Moser, Samuel: Max oder das Holzapfelverlangen. "Süddeutsche Zeitung", München, 1.4.1982; ders. in "Radio DRS", Zürich, 25.8.1982

Nawe, Günter: Mann ohne Eigenschaften. "Kölnische Rundschau", 30.9.1983

Pulver, Elsbeth: Max. "Bücherpick", Urtenen, Nr.1/ 1982

Renz, Peter im "Hessischen Rundfunk", Frankfurt, 22.4.1982; dass. u.d.T.: Die Verweigerung von Geschichte. In: "Neues Bieler Jahrbuch 1981", Biel 1982

Schachtsiek-Freitag, Norbert: Traurige Wahrheiten. "Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt", Hamburg, 22.8.1982

Schafroth, Heinz F.: Von der Schwierigkeit sich sich vom Leib zu halten. In: "Neues Bieler Jahrbuch 1981", a.a.O. [Laudatio zur Verleihung des Robert-Walser-Preises]; ders.: Widerpart und Kompagnon. "Evangelische Kommentare", Stuttgart, Nr.12/1982; ders.: Von Ioioio zu Oioioi. Ohne Ort und Datum [Typoskript]; ders.: Verweigerung als "Stil". In: "Aspekte der Verweigerung in der neueren Literatur aus der Schweiz" (Sigriswiler Kolloquium der Schweizerischen Akademie der Geisteswissenschaften). Zürich: Ammann 1988

Schmitz, Klaus in der "Deutschen Welle", Köln, 12.7.1982

Schnitzler, Alexander: Rückblick auf 23 Jahre "Max". "Generalanzeiger für Bonn", 15.7.1982

Schulze, Hartmut: Ein Schweizer Prinz in West-Berlin. "Der Spiegel", Hamburg, 38.Jg., Nr.34/1984

Schütte, Wolfram: Mann Max mit & ohne Eigenschaften. "Frankfurter Rundschau", 22.5.1982

Stänner, Paul im "Sender Freies Berlin", 12.5.1982; ders.: Nicht zuständig. "Der Tagesspiegel", Berlin, 13.6.1982; dass.in: Volker Hage, a.a.O.

Stenger, Michael: Eine vergebliche Suche. "Westdeutsche Allgemeine Zeitung", Essen, 30.3.1982

Stierli, Heinz: Matthias Zschokkes erster Roman "Max". "Vaterland", Luzern, 14.4.1982

Stumm, Reinhardt: Preise kannte er nur vom Gemüsemarkt. "Tages-Anzeiger", Zürich, 25.11.1981; dass. in: "Neues Bieler Jahrbuch 1981", a.a.O.

Ueding, Gert: Zwang zur Belanglosigkeit. "Frankfurter Allgemeine Zeitung", 20.4.1982

Weiss, Christina im "Saarländischen Rundfunk", Saarbrücken, 8.8.1982

Winkels, Hubert: Der wackelnde Charakterkopf. "Überblick", Düsseldorf, Nr.42/Mai 1985

Wolff, Uwe: Schwanengesang auf den Zeitgeist. "Rheinischer Merkur"/ Christ und Welt", Bonn, 2.4.1982

Zacharias, Carna: Sehen, wie Sätze entstehen. "Abendzeitung", München, 15./16.5.1982

[an.]: Interview mit Matthias Zschokke. Voller Leidenschaft. "Bieler Tagblatt", 14.11.1981

[an.]: Preisgekröntes Erstlingswerk. "Femina", Zürich, Nr.8, 14.4.1982

[an.] in "Wirtschaftswoche", Düsseldorf, Nr.19, 7.5.1982

[an.]: Gegen die Sprachlosigkeit. "Zofinger Tagblatt", 29.5.1982

[an.]: Freiheit als Zwang. "Badisches Tagblatt", Baden-Baden, 3.9.1982

[an.]: Bücherkiste. Matthias Zschokke- Max. "Der Schweizerische Beobachter", Glattbrugg, Nr.18, 30.9.1982

[an.]: Die Romanernte. "Arbeiter-Zeitung", Wien, 21.1.1983

[C.C.] (=Cornu,Charles): Traumtänzer und Eulenspiegel. "Der Bund", Bern, 3.4.1982

[duf.]: Max von Matthias Zschokke. "Thuner Tagblatt", 2.4.1982

[eka]: Max mag nur Max und sonst nichts. "Welt am Sonntag", Hamburg, 14.3.1982

[EvS] (=van Stein, Emmanuel): Zschokke las aus "Max". "Kölner Stadt-Anzeiger", 16.9.1983

[GRS.]: Enttäuschender Erstling. "Solithurner Zeitung", 4.5.1982

[gwk]: Das Buch von Max. "Reutlinger General-Anzeiger", 29.9.1982

[J.W.]: Person und Erzähler. "Wiesbadener Kurier", 26.3.1983
[K.B.]: Sprachbällchen. "Esslinger Zeitung", 7.3.1983
[m.v.] (=Zelger-Vogt, Marianne): Vexierspiel mit einer Romanfigur. "Neue Zürcher Zeitung", 20./21.3.1982
[Phi.]: Matthias Zschokke, Schriftsteller, Berlin. "Der Bund", Bern, 14.11.1981; dass. in.: "Neues Bieler Jahrbuch 1981", a.a.O.

b) Französische Ausgaben

Faure, Gabrielle: Deux images du 20e siècle: 1919: DEMIAN, de Hermann Hesse -1982: MAX, de Matthias Zschokke. "Service de Presse Suisse", ohne Ort und Datum [Typoskript]
Giauque-Gagnebin, Dominique: Max. "La Vie Protestante", Genève, 3.3.1989
Lucas, Gérald: Max. "GHI- Genève Home Informations", 5.1.1989
Prat, Y.: "Max". "Calades", November 1989
Rüf, Isabelle: Matthias Zschokke, génie familial. "L'Hebdo", Lausanne, 22.12.1988
Schiltknecht, Wilfred: Max? Un stratège de l'imaginaire. "Journal de Genève", 10.12.1988
[an.]: Aimez-vous Max? "Gazette de Lausanne", 3.9.1988
[an.]: Max. "L'Est Vaudois", Montreux, 7.3.1989
[an.]: La Suisse en livres. "Construire (MIGROS)", Zürich, 19.4.1989 [Sammelartikel]
[an.]: Vient de Paraitre. "Libération", Paris, 26.10.1989
[an.]: MATTHIAS ZSCHOKKE, ECRIVAIN ET CINEASTE. "Lyon Figaro", 9.5.1990
[B.,Bernadette]: <<Max>> ou les états d'âme d'un auteur suisse-allemand de Berlin-Ouest. "Le Monde", Paris, 9.5.1990
[F.K.]: Max. "Journal du Jura", Bienne, 21.12.1988
[J.P.M.]: <<Max>> ou le comédien du paradoxe. "Le Progrès", Lyon, 11.5.1990
[M.S.]: <<Max>> de Matthias Zschokke - Esquisse pour un non-conformiste. "Journal et Feuille d'Avis de Vevey Riviera", 23.12.1988
[Qg-T]: Max et son double. "Libération", Paris, 11.5.1990
[S.Pr]: Ecrivains de Berlin. "24 Heures", Lausanne, 18.5.1989
[V.E.]: Max. "Fémina", Lausanne, 3.2.1989
[Y.-M.R.]: <<Max>> de Matthias Zschokke. "Dossiers Publics", Genève, Nr.64/ März 1989

Prinz Hans

Barth, Achim: Prinz Hans gegen den Rest der zubetonierten Welt. "Münchener Merkur", 10./11.3.1984
Becker, Michael: Ein schöner Jux. "Nürnberger Nachrichten", 3.9.1984
Bugmann, Urs: Erzählen wird Selbstzweck. "Luzerner Neuste Nachrichten", 25.7.1984
Burri, Peter: Aus Max wurde jetzt Hans. "Berner Zeitung", 4.6.1984
Giesler: Parabel städtischer Existenz. "Das neue Buch-Buchprofile für Katholische Büchereiarbeit", Bonn, 29.Jg./ Nr.5, 1984
Hahn, Friedrich: Die Welt des Erzählers ist in ihre Einzelteile zersprungen. "Kurier/ Freizeitwoche", Wien, 16.-22.6.1984
Höpfner, Niels: Spiel ums Leben. "Frankfurter Rundschau", 5.5.1984; gekürzter Nachdruck (Matthias Zschokke- ein sanfter Rebell): "Deutsches Ärzteblatt", a.a.O.
Huber, Rupert: Die Abenteuer eines Antihelden. "Augsburger Allgemeine", 8./9.9.1984
Krättli, Arnold: Werden und Wollen. "Schweizer Monatshefte", Zürich, Nr.9/ September 1984 [Sammelartikel]
Kuhn, Christoph: Dem Hans steht der Max vor der Sonne. "Tages-Anzeiger", Zürich, 2.6.1984

Marthaler, Peter: Im Banne Robert Walsers. "Solothurner Zeitung", 30.5.1984
Mings, Ute im "Bayerischen Rundfunk", München, 5.9.1984
Moser, Samuel: Einer, dem die Welt nicht gehört. "Süddeutsche Zeitung", München, 12.4.1984
Neunzig, Hans A.: Rotzbub mit Kassandrawissen. "Sender Freies Berlin", 19.4.1985
Quack, Josef: Von Witzworten spärlich erleuchtet. "Frankfurter Allgemeine Zeitung", 19.4.1984
Sachße, Tilman im "Norddeutschen Rundfunk", Hannover, 19.7.1984
Schafroth, Heinz F.: Matthias Zschokke: Prinz Hans. "Aargauer Tagblatt", Aarau, 8.12.1984
Scheuzger, Jürg: O wie gut, dass niemand weiss... . "Neue Zürcher Zeitung", 16./17.9.1984
Schlodder, Holger: Prinz Hans- doppelt. "Wiesbadener Kurier", 16.6.1984; dass. u.d.T.:
Wundersame Geschichten um Prinz Hans. "Mannheimer Morgen", 4.9.1984; dass. u.d.T.:
Wiederholung eines Geniestreiches. "Darmstädter Echo", 6.10.1984
Schneider, Helmut: Reizvolle Erzählanläufe. "Salzburger Nachrichten", 25./26.8.1984
Schulze, Hartmut: Ein Schweizer Prinz in West-Berlin. A.a.O.
Stierli, Heinz: Lauter Scherben, die kein Bild ergeben. "Der Landbote", Winterthur, 30.6.1984;
ders.: Scherben, die kein Bild ergeben. "Vaterland", Luzern, 21.8.1984
Thomas, Arnfried: Prinz Hans. "Deutsche Tagespost", Würzburg, 27./28.7.1984
Thurnher, Harald: "Der strukturierte Märchenprinz". "Vorarlberger Nachrichten", Bregenz,
31.3.1984
Vogler, Heini in "Radio DRS", Basel, 30.5.1984
Winkels, Hubert: Der wackelnde Charakterkopf. A.a.O.
Witte, Axel: Wie alle- und wie viele den Wunsch, ganz anders zu sein. "Volksblatt Berlin",
7.7.1984
[C.C.] (=Cornu, Charles): Eulenspiegel in der Großstadt. "Der Bund", Bern, 26.5.1986
[lg]: Die Welt als Puppenspiel. "Kreiszeitung für die Landkreise Diepholz und Nienburg/ Hoyaer
Wochenblatt", 2.3.1985
[lg]: Matthias Zschokke: Prinz Hans. "Donau-Kurier", Ingolstadt, 8.6.1984
[W.P.]: Amüsante Prosa über blasierten Kioskverkäufer. "Berliner Morgenpost", 4.10.1984

ErSieEs

Bielefeld, Claus-Ulrich: Azoren in allen Poren. "Frankfurter Allgemeine Zeitung", 9.5.1986
Burri, Peter: Matthias Zschokke oder <<Ersiës>> de Glych>>. "St. Galler Tagblatt", 24.6.1986
Chiquet, Pierre: Von einer frappanten Nichtigkeit. "Nordschweiz-Basler Volksblatt", 10.6.1986
Falcke, Eberhard: Poesie und Pose. "Süddeutsche Zeitung", München, 28./29.6.1986
Fleck im "ORF", Wien, 17.8.1986
Heering, Andreas: Krummgehaune Sätze. "Stuttgarter Zeitung", 13.9.1986
Höpfner, Niels: Froh um krummgehauene Sätze. "Der Spiegel", Hamburg, 40.Jg., Nr.20/1986
Isermann, Ingrid: Surrealismus des Bewußtseins. "Neue Zürcher Nachrichten", 16.4.1986
Krauber, Helmut: Mythisches. "Stadtzeitung", München, 30.5.1986
Krause, Werner: Der zarteste und letzte von allen. "Kleine Zeitung/ TV-Illustrierte", Graz,
3.5.1986
Meier, Peter: Ein Schatzkästlein des Zeitgeists. "Tages-Anzeiger", Zürich, 27.5.1986
Pulver, Elsbeth: Mit Freundlichkeit der eigenen Erstarrung beiwohnen. "Neue Zürcher Zeitung",
9.5.1986
Schafroth, Heinz F.: Ersies, der in der Abendsonne Sitzende. "Basler Zeitung", 9.11.1985; ders.:
Der Einfalt und die Wolfshunde. "Basler Zeitung", 12.6.1986
Schaub, Hanns: Für immer ausruhen von allem Bösen. "Die Welt", Hamburg, 5./6.1986
Schulze-Reimpell, Werner im "Norddeutschen Rundfunk", Hannover, 18.7.1986; ders.: Beifall für

ein Plaudergenie. "Der Tagesspiegel", Berlin, 17.8.1986; ders.: Plaudergenie auf dem Kanapee. "Rheinischer Merkur/ Christ und Welt", Bonn, 22.8.1986
Wilmes, Hartmut in der "Deutschen Welle", Köln, 22.9.1986
Winkels, Hubert im "Südwestfunk", Baden-Baden, 28.5.1986
[C.C.] (=Cornu, Charles): Von Kanapees aus die Welt betrachtend. "Der Bund", Bern, 26.4.1986
[-jek-]: Urlaubszeit-Bücherzeit. "Kurzeitung des Nordseeheil- und Schwefelbades St. Peter-Ording", 1.8.1986

Elefanten können nicht in die Luft springen, weil sie zu dick sind- oder wollen sie nicht-

Brenner, Wolfgang: Von Elefanten und Hirschen. "tip", Berlin, Nr.10/1986
Burri, Peter: Stadtneurotiker werden Stadthirschen. "Frankfurter Allgemeine Zeitung", 5.7.1986
Eberhard, Erika: Die schönen Königskinder. "Magma", Zürich, Juni 1986
Frederiksen, Jens: Von Theatermachern, Imkern und antiken Helden am Reck. "Allgemeine Zeitung", Mainz, 17.5.1986 [Sammelartikel]
Ganz, Rudolph im "Sender Freies Berlin", 12.5.1986; ders.: Spaziergang in den Orient. "tip", Berlin, Nr.12/1986
Gerber, Werner und Sudars, Dieter: Gespräch mit Matthias Zschokke. Programmheft zur Aufführung Elefanten..., hg. vom "Theater zum westlichen Stadthirschen", Berlin 1986; dass. in: "Zeitmitschrift. Journal für Ästhetik", Düsseldorf, Nr.2/1986
Höpfner, Niels: Siehe Prinz Hans
Jenke, Eva: So einfach ist das also (doch nicht). "Volksblatt Berlin", 13.5.1986
Keck, Thomas in "Siegessäule", Berlin, Nr.6/1986
Qpferdach: Elefantitis. "die tageszeitung", Berlin, 21.5.1986
Rhode, Carla im "Sender Freies Berlin", 11.5.1986
Ritter, Heinz im "Deutschlandfunk", Köln, 12.5.1986; dass. u.d.T.: Leonce in der Fabrik. "Saarbrücker Zeitung", 22.5.1986
Roßmann, Andreas: Seume in Kreuzberg. "Der Tagesspiegel", Berlin, 14.5.1986
Rutkowski, Sabine: Orient now. "zitty", Berlin, Nr.11/1986
Sudars, Dieter: Siehe Gerber, Werner
Teuwsen, Isabell: Mit zügelloser Phantasie gegen Mäusefürze. "Tages-Anzeiger", Zürich, 27.6.1986
Völker, Klaus: Stücke-Markt. "Berliner Festspiele Magazin 1/86", Mai 1986 [Sammelartikel]
Wiegenstein, Roland H.: Es war einmal. "Frankfurter Rundschau", 23.5.1986 [Sammelartikel]
[an.]: Theater zum westlichen Stadthirschen (Berlin)/ Elefanten können nicht in die Luft springen, weil sie zu dick sind- oder wollen sie nicht? von Matthias Zschokke. "Sonderheft zum ,3. Heidelberger Stückemarkt", Mai 1986
[an.]: Orientalischer Traum. "Südost-Express", Berlin, 9.Jg./Nr.6, Juni 1986
[A.R.] (=Roßmann, Andreas): Hirsch-Sprung. "Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt", Hamburg, Nr.22, 1.6.1986
[Krys]: Elefanten zu Gast im Stadthirschen. "Berliner Morgenpost", 14.5.1986
[nyb]: Stadthirsch kommt mit dem Stück von den Elefanten. "BZ", Berlin, 12.5.1986
[pl]: Café Oriental. "Rhein-Neckar-Zeitung", Heidelberg, 24.5.1986
[veg.] (=Egli, Viviane): Orientalisches Klagelied. "Neue Zürcher Zeitung", 1.7.1986

Edvige Scimitt

- Boebers, Jürgen: Suche nach Geborgenheit. "Westdeutsche Allgemeine Zeitung", Essen, 18.1.1986
- Brenner, Wolfgang: KNALLIG."Edvige Scimitt" von Matthias Zschokke. "tip", Berlin, Nr.8/1986
- Brüne, Klaus (Red.): Lexikon des Internationalen Films, Bd.2. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 1987
- Chiquet, Pierre: Ein irrwitzig gewöhnliches Leben."Nordschweiz-Basler Volksblatt", 9.5.1986
- Eichenlaub, Hans M.: Matthias Zschokkes erstaunlicher Erstling. "Bündner Zeitung", Chur, 22.4.1986
- Geldner, Wilfried: Weit entfernt. "Süddeutsche Zeitung", München, 17.5.1986
- Höpfner, Niels: Wie ein Jungfilmer entsteht. "Deutschlandfunk", Köln, 12.8.1985; Kurzfassung: "Sender Freies Berlin", 8.9.1985; Teilabdruck (Jungfilmer Zschokke in Hof: Leben filmen): "Basler Zeitung", 30.10.1985 und "Spiel im ZDF", Mainz, Heft 5/ Mai 1986
- Jacobsen, Wolfgang: Edvige Scimitt. "epd-Film", Frankfurt, Nr.4/1986
- Jansen, Peter W. im "ZDF" ("aspekte"), Mainz, 10.1.1986
- Just, Lothar R. (Hg.): FILM-Jahrbuch 1987. München: Heyne 1987 (Nr.32/105)
- Kaps, Angelika: Edvige Scimitt. "Der Tagesspiegel", Berlin, 9.4.1986
- Kilb, Andreas: Verhuschte Frau. "Frankfurter Allgemeine Zeitung", 17.5.1986
- Lampert, Thomas: Lebenschronik eines Dienstmädchens. "Der Rheintaler", Heerbrugg, 17.5.1986
- Lange, Hellmuth A.: Edvige Scimitt (ZDF). "Wiesbadener Kurier", 17.5.1986
- Langholz, Rainer: Keine Moral. "Kieler Nachrichten", 17.5.1986
- Leuthold, Beatrice: Kino der Emotion: Die eigene Haut zu Markte tragen, braucht Mut. "Tages-Anzeiger", Zürich, 21.1.1986 [Sammelartikel]
- Loher, Bruno: Phantasie und Realität im Leben. "Neue Zürcher Nachrichten", 10.4.1986
- Meier, Peter: Multimedial aktiv- und das mit viel Erfolg. "Tages-Anzeiger", Zürich, 12.4.1986
- Schäfer, Horst: Siehe Schobert, Walter
- Schneider, Hape: Edvige war ein Frauenzimmer. "Züri-Woche", Glattbrugg, 10.4.1986
- Schobert, Walter und Schäfer, Horst (Hg.): Fischer Film Almanach 1987. Frankfurt a. Main: Fischer Taschenbuch 1987 (Nr.4470)
- Schödel, Helmut: Schrottintensive Zeiten. "Die Zeit", Hamburg, 40.Jg./Nr.46, 8.11.1985 [Sammelartikel]; ders.: Filmwolke. A.a.O., 41.Jg./Nr.22, 23.5.1986
- Waeger, Gerhart: Edvige Scimitt- Ein Leben zwischen Liebe und Wahnsinn. "zoom", Bern, Nr.3/1986
- Wehrli, Peter K. in "DRS", Zürich, Frühjahr 1986 [TV-Interview]
- Zimmermann, Verena: Stadtkino: "Edvige Scimitt". "Basler Zeitung", 9.5.1986
- [amü.] (=Müller, Adrian): Von Mythen und dramatischer Software. "Neue Zürcher Zeitung", 9.5.1989 [Sammelartikel]
- [an.]: Film-Cocktail "Egg seul" hatte Premiere. "Nordbayerische Nachrichten", Forchheim, 28.10.1985
- [an.]: Edvige Scimitt. "Cinema", Zürich, Nr.12/ 1985
- [bel.]: Requiem auf eine Dienstbotin. "Züritip", Zürich, 11.4.1986
- [bel.]: "Edvige Scimitt", Saaltochter. "Tages-Anzeiger", Zürich, 15.5.1986
- [B.Z.]: Edvige Scimitt. "Stuttgarter Zeitung", 17.5.1986
- [dlw] (=Weber, Daniel): Ein tragikomisches Stationendrama. "Neue Zürcher Zeitung", 10.4.1986
- [Holl.] (=Holloway, Ronald): Edvige Scimitt. "Variety", New York, 13.11.1985
- [K.W.]: Weg in den Wahnsinn. "Frankfurter Rundschau", 15.5.1986; dass. u.d.T.: Weg aus der Provinz. "Kölner Stadt-Anzeiger", 15.5.1986
- [ml]: 22.05, ZDF: "Edvige Scimitt". "Der Bund", Bern, 15.5.1986
- [Sd]: Edvige Scimitt. "Frankfurter Neue Presse", 17.5.1986

[St.R]: Journal surréaliste. "Le Matin", Lausanne, 19.1.1986
[wg]: Leben im Hotel. "TR 7", Basel, Mai 1986

Brut

a) Bonner Uraufführung

Bruck, Werner im "Westdeutschen Rundfunk", Köln, 21.11.1988
Busch, Frank: Meuterei auf dem Unterhaltungsdampfer. "Süddeutsche Zeitung", München, 6.12.1988; ders.: Düsseldorf/ Bonn: Piranhas und Piratinnen. "Theater heute", Zürich, Nr.2/1989
Draeger, Wolfhart: Wenn die Schiffskapelle nicht mehr üben will. "Die Welt", Hamburg, 23.11.1988
Edinger, Elisabeth E.: Piraten segeln im Kreis. "Express", Köln, 21.11.1988
Gerber, Dieter: Von Einer, die mehr will als "nur" leben. "Generalanzeiger für die Bundeshauptstadt Bonn", 21.11.1988
Hennecke, Günther: Phantastik am Rhein. "Neue Zürcher Zeitung", 24.11.1988; ders.: Piraten-Ironie auf den Mast getrieben. "Passauer Neue Presse", 22.11.1988
Kanthak, Dietmar: Sinn über Bord. "Hannoversche Allgemeine Zeitung", 7.12.1988
Kill, Reinhard: Im Seichten dümpeln. "Rheinische Post", Düsseldorf, 26.11.1988
Lackmann, Thomas: Die Piraten fahren im Kreis. "Westdeutsche Allgemeine Zeitung", Essen, 26.11.1988
Oehlen, Martin: Es konnte noch nie so weitergehen. "Kölner Stadt-Anzeiger", 21.11.1988
Pffister, Eva: Piraten, die am Leben leiden. "Mannheimer Morgen", 25.11.1988; dies.: Sehnsüchtige Weise vom Freibeutertum. "Tages-Anzeiger", Zürich, 29.11.1988
Pörtner, Rudolf: Die Welt als Irrenhaus. "Neue Westfälische", Bielefeld, 5.12.1988
Roßmann, Andreas: Seeräuberpistole. "Frankfurter Allgemeine Zeitung", 22.12.1988; ders.: Brut. In: Klaus Völker (Hg.), Bertelsmann SCHAUSPIELFührer. Gütersloh/ München: Bertelsmann 1992
Ruf, W.: Matthias Zschokke: Brut. "Die Deutsche Bühne", Zürich, Nr.2/1995
Schader, Ingeborg: Die Schöne und die See. "Rhein-Zeitung", Koblenz, 22.11.1988
Schmidt, Hannes: Von Literaten und Piraten. "NRZ" ("Neue Ruhr Zeitung/ Neue Rhein Zeitung"), Essen, 23.11.1988
Schödel, Helmut: Mein Pferd für eine Hose. "Die Zeit", Hamburg, 43.Jg./Nr.48, 25.11.1988
Schulze-Reimpell, Werner: Grüße vom Klabauteermann. "Rheinischer Merkur/ Christ und Welt", Bonn, 25.11.1988; ders.: Der geheimnisvolle Matrose. "Der Tagesspiegel", Berlin, 25.11.1988
Stilett, Hans: Piratenschiff auf sinnloser Beutefahrt. "Gießener Anzeiger", 22.11.1988; ders.: Wort-Witz und Piraten-Logik. "Saarbrücker Zeitung", 25.11.1988
Stumm, Reinhardt: Tod im Traumboot der Sehnsucht. "Basler Zeitung", 25.11.1988
Terschüren, H.D.: Gestrandete Seeräuber. "Bonner Rundschau", Köln, 21.11.1988
Thierner, Horst im "Deutschlandfunk", Köln, 19.11.1988
[an.]: V. 37 Kritiker nennen Höhepunkte der Spielzeit 1988/89. In: Peter von Becker, Michael Merschmeier und Henning Rischbieter (Hg.), Theater 1989 [Jahrbuch der Zeitschrift "Theater heute"]. Zürich: Orell Füssli + Friedrich 1989 [Wahl zum besten Nachwuchskünstler 1989 als Autor]
[aro] (=Roßmann, Andreas) im "Frankfurter Allgemeine Magazin", Nr.455, 18.11.1988
[epf.]: "Filigranes" über Seeräuberei. "Der Bund", Bern, 23.11.1988
[lnw]: Die Schöne bei den Seeräubern. "WZ -Westdeutsche Zeitung/ Düsseldorfer Nachrichten", 22.11.1988
[T.]: "Brut". "Theater-Rundschau", Bonn, Dezember 1988

[U.Sch.] (=Schreiber, Ulrich) in "Frankfurter Rundschau", 23.11.1988

b) Göttinger Aufführung

Griebler, Annelis: Vergebliches Träumen. "Kölner Stadt-Anzeiger", 22./23.11.1989

Sattler, Juliane: Das sirrende Sehnen. "Hessische Allgemeine", Kassel, 4.10.1989

Winters, Hans-Christian: Schlaglichter, Blackouts... "Göttinger Tageblatt", 2.10.1989

Zerull, Ludwig: Göttingen: Kein Abenteuer mit den Piraten. "Theater heute", Zürich, Nr.11/1989

[an.]: JT: Wieder mal gegen den Wind. "Blick", Göttingen, 27.9.1989

[an.]: ...auf Reisen gegangen, Neues zu (er)finden. "Extra Tip", Göttingen, 27.9.1989

[an.]: JT: Prima "Brut"- jetzt kommt Else. "Blick", Göttingen, 4.10.1989

[lni]: Junges Theater zeitnah mit "Brut". "Bergische Landeszeitung", Bergisch Gladbach,

3.10.1989; ders.: Zeitnah mit "Brut". "Oldenburgische Volkszeitung", Vechta, 3.10.1989

[ters] (=Winters, Hans-Christian): Aufbruch unterm Totenkopf. "Göttinger Tageblatt", 30.9.1989

[-tina-] (=Fibinger, Tina): Brut- Ein Piratenstück. "Hier und Jetzt", Duderstadt, Nr.10/ 1989;

dies.: Brut. A.a.O., Nr.11/ 1989

[V.K.]: BRUT. "charakter", Göttingen, Nr.5/ 1989

[WL]: Spielzeitauftakt mit >>Brut<< des jungen Autors Zschokke. "Freizeitmagazin", Göttingen, 28.9.1989

c) Zürcher Aufführung

Achermann, Erika: Piratenleben, wie es scheint. "Tages-Anzeiger", Zürich, 3.1.1990

Augustin, Sonja: Buntes Seemannsgarn mit wenig Tiefgang. "Neue Zürcher Nachrichten", 6.1.1990

Bischof, Hugo: <<Ach, wir zerschellen an uns >>. "Luzerner Tagblatt", 6.1.1990

Caduff, Corina: Eine harmlose Piraten-Metapher. "Der Zürcher Oberländer", Wetzikon, 3.1.1990

Fässler, Günther: Ein einziger hat das Zeug zur Piraterie. "Luzerner Neuste Nachrichten",

3.1.1990; ders.: Im Schwamm über ein Meer von Sehnsucht. "Oberländer Tagblatt", Sargans, 3.1.1990

Grieder, Walter: Wenn Träume und Illusionen bersten. "Zürcher Unterländer", Bülach, 4.1.1990

Kraft, Martin: Eine absurde Seeräuber-Geschichte. "Der Landbote", Winterthur, 3.1.1990; ders.:

Welträtsel im karibischen Sumpf. "Zürichsee-Zeitung", Stäfa, 3.1.1990

Lang, Guy: Piraten dümpeln vor sich hin. "Tagblatt der Stadt Zürich", 6.1.1990

Loepfe, Koni: Vor allem ein Augenschmaus. "Volksrecht", Zürich, 3.1.1990

Mattenberger, Urs: Märchenhafte Abenteuer ohne Perspektive. "Badener Tagblatt", 3.1.1990

Peter, Charlotte: Die Morde kommen leichtfüßig einher. "Züri-Woche", Glattbrugg, 4.1.1990

Plessing, Irene von: Konturenlose Figuren in <<Brut>> am Neumarkt-Theater. "Aargauer Volksblatt", Aarau, 5.1.1990

Stierli, Heinz: Per Schiff voller Sehnsucht Richtung Sehnsucht. "Basler Volksblatt", 3.1.1990; "Vaterland", Luzern, 3.1.1990

Terry, Thomas: Auf den Flügeln der Phantasie. "St. Galler Tagblatt", 9.1.1990

Tresch, Christine: Absurd? Absurd! "Die Wochenzeitung", Zürich, 26.1.1990

Weber, Lilo: Zahme Piraten, weich gepolstert. "Berner Zeitung", 6.1.1990

Willmann, Birgitta: <<Brut>>- Piraten zwischen Leere und Langeweile. "Sonntagszeitung", Zürich, 31.12.1989

[amü.] (=Müller, Adrian): Nachdenkliche Piraten. "Neue Zürcher Zeitung", 3.1.1990

[rst] (=Stumm, Reinhardt): Leuchtendes Meer und Piratenliebe: Zschokkes "Brut" in Zürich. "Basler Zeitung", 2.1.1990

d) Hamburg-Berliner Aufführung

- Barz, Paul: Ein Autor als Regisseur. "Welt am Sonntag", Hamburg, 21./22.9.1991; ders.: Piratenbrut und Heidentänze. "Trierischer Volksfreund", 8.10.1991
- Bohn, Ulla: Piratenschiff voller Neurosen. "BZ", Berlin, 10.10.1991
- Bombeck, Nataly: Piratenstück mit viel Poesie. "Bild" [Hamburg-Ausgabe], Hamburg, 30.9.1991
- Burkhardt, Werner: Von Inseln und Meeren. "Süddeutsche Zeitung", München, 1.10.1991
- Goldberg, Henryk: Dümpeln im Flachwasser, und alle grübeln mit. "Spandauer Volksblatt", Berlin, 10.10.1991
- Hablützel, Niklaus: Ein Autor ohne Regisseur. "die tageszeitung", Berlin, 30.9.1991
- Hofmann, Isabelle: Bizarres Werk aus Witz und Wahn. "Hamburger Morgenpost", 30.9.1991
- Kleinert, Lore: Was Frauen alles erleben dürfen. "die tageszeitung", Berlin, 2.10.1991
- Kohls, Mareile: Piraten-Brut. "Prinz" [Hamburg-Ausgabe], Hamburg, Nr. 10/ Oktober 1991
- Laages, Michael: Etwas Filigranes über Seeräuberei. "Hamburger Rundschau", 19.9.1991; ders.: Das wilde ferne Bild im Kopf. A.a.O., 2./3.10.1991
- Lange, Mechthild: Poetische Ansprüche- uneingelöst. "Frankfurter Rundschau", 2./3. 10.1991
- Michaelis, Rolf: Grübelnde Piraten, lebende Iren. "Theater heute", Zürich, Nr.11/ 1991
- Nellissen, Monika: Ein Pirat steckt doch in jedem von uns. "Die Welt" [Hamburg-Ausgabe], Hamburg, 25.9.1991
- Oehmsen, Susanne: "Brut"- ein zu langatmiges Piraten-Stück auf Kampnagel. "Elmshorner Nachrichten", 30.9.1991
- Pees, Matthias: Philosophenkahn statt Piratenboot. "Neue Osnabrücker Zeitung", 2.10.1991; dass. u.d.T.: Piraten sind Dünnhäuter. "Mecklenburger Aufbruch", Schwerin, 16.10.1991
- Penzlin, Dagmar: Wenn Piraten Liebe fehlt. "Winsener Anzeiger", 5.10.1991
- Rehder, Mathes: Scheherazades kleiner Bruder. "Hamburger Abendblatt", 29.8.1991; ders.: Sehnen, sehnen- und kein Ausweg. A.a.O., 30.9.1991
- Reich, York: Erst spritzig, dann trocken. "die tageszeitung", Berlin, 11.10.1991
- Schmidt-Missner, Jürgen: Mit Piraten im Kreisverkehr. "Nürnberger Nachrichten", 1.10.1991
- Tomerius, Lorenz: Hebbel-Theater: Wieder einmal ist ein Fliegender Holländer gestrandet. "Berliner Morgenpost", 10.10.1991
- Warnecke, Kläre: Piraten auf einer Hühnerleiter. "Die Welt", Hamburg, 30.9.1991
- Wirsing, Sibylle: Piraterie zwischen Sein und Nichtsein. "Der Tagesspiegel", Berlin, 10.10.1991
- Witzeling, Klaus: "Ich will das Brenzlige". "Hamburger Morgenpost", 26.9.1991
- [aro] (=Roßmann, Andreas) im "Frankfurter Allgemeine Magazin", Nr.604, 27.9.1991
- [m.v.] in "Frankfurter Allgemeine Zeitung", 8.10.1991

e) Genfer Aufführung

- Collet, Francine: Des pirates désenchantés partent à l'abordage avec beaucoup de souffle. "Le Courrier", Genf, 20.1.1993
- Fabbri, Sandrine: Quand les pirates noient le poisson. "Journal de Genève et Gazette de Lausanne", 18.1.1993
- Fabrycy, Isabelle: Les naufragés du plaisir. "Le Matin", Lausanne, 13.1.1993
- Musy, Gilbert: Matthias Zschokke/ Le spécialiste des <<délicatesses rares>>. "Journal de Genève et Gazette de Lausanne", 16./17.1.1993
- Olivier, Jean-Michel: Le Poche prend le large. "La Suisse", Genf, 19.1.1993
- Pralong, Michèle: Un théâtre grave et comique. "Journal de Genève et Gazette de Lausanne", 16./17.1.1993
- Savioz, Chantal: Un écrivain suisse aborde les pirates des mers du sud. "Tribune de Genève", 15.1.1993; dies.: Le Théâtre de Poche rêve de grande aventure et de piraterie. "Tribune de Genève", 18.1.1993; Le Théâtre de Poche donne dans la grande aventure et la piraterie. "24 Heures", Lausanne, 18.1.1993

[an.]: Ein Deutschschweizer in Genf. "Stehplatz", Bern, Nr.9/ Februar 1993
[F.CT] (= Collet, Francine): Dans le sillage des pirates. "Le Courrier", Genf, 15.1.1993

f) Dortmunder Aufführung

Berke, Bernd: Piraten bei Windstille. "Westfälische Rundschau", Dortmund, 15.4.1996
Heitmann, Christoph in "Radio 91,2", Dortmund, 15.4.1996
Keim, Stefan: Piratenbrut bei flauer Brise. "Westfalenpost", Hagen, 15.4.1996
Kentrup, Roland: Brut. "Theater-Magazin", Dortmund, April 1996
Link, Günter: Zur Theaterkritik von "Brut" im Schauspielhaus -Ohne Herztropfen und Magentabletten! "Stadtanzeiger", Dortmund, 15. Mai 1996
Peiseler, Christian: DORTMUND: Alle begehren Pippi Langstrumpf. "Theater heute", Seelze, Nr.6/1996
Schnettler, Silke: Leben in der Konservendose. "theater pur", Essen, Nr.5/ Mai 1996
Schrahn, Martin: "Brut"-Piraten im Redestreib. "Ruhr-Nachrichten", Dortmund, 15.4.1996
Stiftel, Ralf: Die Piraten sind müde. "Westfälischer Anzeiger", Hamm, 16.4.1996
Widow, Anke: Piraten ohne Zukunft schippern im Kreis. "Stadtanzeiger", Dortmund, 17.4. 1996
Wieggers, Annegret: Wunschträume auf hoher See. "Westdeutsche Allgemeine Zeitung", Essen, 16.4.1996
[an.]: Meuterei im Schauspielhaus. "Theater-Zeitung", Dortmund, Nr.4/1996
[an.]: "Brut" erzählt von zerronnenen Träumen. "Ruhr-Nachrichten", Dortmund, 10.4.1996
[JG]: Piraten erobern Schauspielhaus. "Westfälische Rundschau", Dortmund, 1.4.1996
[sk] (=Keim, Stefan): Das triste Alltagsleben der Piratinnen. "Westfalenpost", Hagen, 11.4.1996
[wi] (= Wieggers, Annegret): Vom langweiligen Piratenalltag. "Westdeutsche Allgemeine Zeitung", Essen, 11.4.1996

Der wilde Mann

Acklin, Claudia: Kleine Leute, kühl und distanziert beobachtet. "Tages-Anzeiger", Zürich, 20.1.1989 [Sammelartikel]; dies. und Furler, Andreas: <<Die Darstellungskunst ist eine schwebende Angelegenheit>>. A.a.O., 9.8.1989 [Sammelartikel]
Badan, Marco: La tournée del cinema svizzero. "Quotidiano", Bioggio, 8.2.1989 [Sammelartikel]
Blöchinger, Brigitte: Schlafmangel mit Stilüberfluß. "Der Zürcher Oberländer", Wetzikon, 9.1.1990
Charlot: Zürcher Filmstenogramm - Der wilde Mann. "Zürichsee-Zeitung", Stäfa, 12.1.1990
Dättwyler, Tommy: Rückblick auf die 24. Solothurner Filmtage. "Aargauer Volksblatt", Aarau, 27.1.1989 [Sammelartikel]
Dusek, Barbara: Wahnsinn und Normalität. "Ostschweizer AZ", St. Gallen; "Schaffhauser AZ"; "Volksrecht", Zürich; "Winterthurer AZ", 4.1.1990
Eichenlaub, Hans M.: Gute Filme und aufdringliche, fragwürdige Sponsorenpolitik. "Aargauer Tagblatt", Aarau; "Brugger Tagblatt"; "Freiämter Tagblatt", Wohlen, 20.8.1988 [Sammelartikel]; ders.: Eine Torte mit doppeltem Boden. "Bündner Zeitung", Chur, 8.1.1990
Gächter, Christoph: Keine Krise beim Dokumentarfilm. "Vorwärts", Basel, 2.2.1989 [Sammelartikel]
Glur, Beat: Die Zukunft des Schweizer Spielfilms hat begonnen. "Berner Zeitung", 19.1.1990 [Sammelartikel]
Guardo, Alfio di: Place au cinéma suisse. "La Liberté", Fribourg; "Le Courrier", Genève, 27.4.1989 [Sammelartikel]
Hermann, Ludwig: Der wilde Mann. "Biel-Bienne", 16.11.1989

Hickethier, Knut: Schweizer Realismus. "epd/ Kirche und Rundfunk", Frankfurt/ Main, Nr.6/ 25.1.1989

Horstmann, Ulrich: Kopf einziehen. "Kölner Stadt-Anzeiger", 19.1.1989

Isler, Thomas: Zeitgeist- vielzitiertes Gast in Solothurn. "Badener Tagblatt", 28.1.1989 [Sammelartikel]

Kalberer, Guido: Einbruch der Dunkelheit. "Limmat Zeitung", Dietlikon, 26.1.1989 [Sammelartikel]; ders.: Der unheimlich Ungeborgene. A.a.O., 4.1.1990

Katz, Anne-Rose: Älper-Alptraum. "Süddeutsche Zeitung", München, 19.1.1989

Kessler, Mark: Der Mensch braucht eine Notwendigkeit. "Freiburger Nachrichten", Freiburg/ Schweiz, 20.8.1988 [Sammelartikel]

Koll, Hans Peter (Hg.): Lexikon des Internationalen Films 1989/90. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 1991

Kopka, Christiane: Das grauenvolle Dorf. "Westfälische Rundschau", Dortmund, 19.1.1989

Kradolfer, Edi: Vorsichtiges Aufspüren von Wirklichkeit. "zoom", Bern, 17/1988 [Sammelartikel]

Malach, Viera: Ein [!] Hommage an den <<Wilden Mann>> ins [!] Ins. "Bieler Tagblatt", 25.11.1989

Morace, Mariano: Il cinema svizzero alle Giornate cinematografiche di Soletta. "Azione", Lugano, 26.1.1989 [Sammelartikel]

Münzel, Guido: Von Gewohnheiten und Galanteriewaren. "Berner Zeitung", 1.3.1989; ders., Dramatisch-schelmisches Lustspiel, ebd.; ders.: Im Schweizer Film gibt es wieder Inhalte. A.a.O., ?1.1.1989 [Sammelartikel]

Oberholzer, Niklaus: Ein altes Häuschen in Emmenbrücke. "Vaterland", Luzern, 20.1.1989 [Sammelartikel]

Perret, Jean: Dernière nuit à l'auberge. "Journal de Genève"; "Gazette de Lausanne", 28.1.1989

Prisi, Elisabeth: Der wilde Mann. "zoom", Bern, Nr.6/1989

Ramer, Angelika: Nur ein Schweizer Regisseur erhielt eine Auszeichnung. "Ostschweizer AZ", St.Gallen; "Schaffhauser AZ"; "Volksrecht", Zürich; "Winterthurer AZ", 16.8.1988 [Sammelartikel]

Rauber, Reto: Vom Theaterbesucher zum Filmstar. "Zofinger Tagblatt", 14.1.1989

Rederlechner, Hp.: Kleine Fluchten und grosse Reisen. "Grenchner Tagblatt", 16.8.1988 [Sammelartikel]

Richter, Robert: Auf Distanz zur Schweiz? "Tele", Zürich, 30.1.1989 [Sammelartikel]; ders.: Verspielte, skurrile und spannende Spielfilme. "Bieler Tagblatt", ?1.1.1989 [Sammelartikel]

Rohrbach, Stefan: Sonderbares geschieht in Ins. "Bieler Tagblatt", 18.11.1989

Schelbert, Corinne: Eine <<Erfolgsgeschichte>> mit einigen Knicks. "Tages-Anzeiger", Zürich, 15.8.1988 [Sammelartikel]

Schertenleib, Christof: Wo Schmetterlinge zu Leoparden werden. "Die Presse", Wien, 20./ 21.8.1988 [Sammelartikel]

Schödel, Helmut: Schön war die Zeit. "Die Zeit", Hamburg, 43.Jg./Nr.45, 4.11.1988 [Sammelartikel]; ders.: Mann im Moos. A.a.O., 44.Jg./Nr.3, 13.1.1989

Simon-Zülch, Sybille: Absurde Wirklichkeit. "die tageszeitung", Berlin, 19.1.1989

Volonterio, Guglielmo: <<Grand Hotel>> svizzero-tedesco. "Corriere del Ticino", Lugano, 20.1.1989

Wiegand, Wilfried: Das Ende einer Dienstreise. "Frankfurter Allgemeine Zeitung", 19.1.1989

Zaugg, Fred: Bedenkliches und Heiteres. "Der Bund", Bern, 20.1.1989 [Sammelartikel]

[ar.] (=Ramer, Angelika): Man erlebt fast absurdes Theater. "Schaffhauser AZ", 7.12.1988

[Boe.] (=Boesiger, Johannes): Die Zeit der Konsolidierung. "Neue Zürcher Zeitung", 19.8.1988 [Sammelartikel]

[bre.] (=Brehm, Walter): <<Till>> (k)ein Baby-Film und der <<Wilde Mann>> ist (nur) ein Hotel. "Thurgauer Zeitung", Frauenfeld; "Bischofszeller Zeitung", 17.8.1988 [Sammelartikel]

[dlw.] (=Weber, Daniel): Die wilde Nacht im <<Wilden Mann>>. "Neue Zürcher Zeitung",

21.1.1989; ders.: <<Der Wilde Mann>> im Zürcher Filmpodium. A.a.O., 5.1.1990
 [Edna.]: Der Wilde Mann. "Variety", New York, 31.8.1988
 [gim.]: <<Der wilde Mann>> - Eigenwillig. "züri-tip", Zürich, 5.1.1990
 [lr]: <<Der Wilde Mann>>. "Zürcher Student", 8.1.1990
 [ml]: Preise für Berner Filmschaffende. "Der Bund", Bern, 23.10.1989
 [mü.]: Matthias Zschokke - Meister der Ironie. "Basellandschaftliche Zeitung", Liestal, 12.1.1990
 [mün]: Schelmische Parodie menschlichen Verhaltens. "Berner Zeitung", 15.11.1989
 [nic.]: Ein eher kompliziertes Landleben. "Zofinger Tagblatt", 21.1.1989
 [pm]: Telekritik - Der wilde Mann. "Badisches Tagblatt", 19.1.1989

Piraten

Fässler, Günther: Brut über einem Eulenspiegel im Piratennest. "Der Landbote", Winterthur, 23.3.1991; dass. u. d. T.: Ein Kuckucksei im Piratennest. "Bündner Zeitung", Chur, 1.5.1991
 Geisel, Sieglinde: Windstille Prosa. "Die Wochenzeitung", Zürich, 12.7.1991
 Grunder, Hans-Ulrich: Der lustvolle Drang in die Ferne", "Bieler Tagblatt", 13.4.1991
 [Sammelartikel]
 Helbig, Carmen: Matthias Zschokke/ Piraten. "Journal Frankfurt", 25.10.1991
 Höpfner, Niels im "Deutschlandfunk", Köln, 1.4.1991 [Interview]; Teilabdruck (Der melancholische Pirat): "tip", Berlin, Nr.15/ 1991; ders.: Am Abend vorgestellt: Matthias Zschokke- Piraten. "Westdeutscher Rundfunk", Köln, 9.9.1991
 Huber, Christine: So lustig und spannend war Literatur noch selten. "Berner Zeitung", 17.4.1991
 Jokostra, Peter im "Rias", Berlin, 30.4.1991
 Kalberer, Guido: Alles findet auf der Bühne statt. "Tages-Anzeiger", Zürich, 7.8.1991
 Kraft, Martin: Erinnerungen an ein Theaterstück. "Schweizer Feuilletondienst", Zürich, 28.5.1991
 [Typoskript]; "Rheintalische Volkszeitung", Altstetten, 26.6.1991
 Mack, Gerhard: In der Werkelwelt. "Stuttgarter Zeitung", 3.5.1991
 Mazenauer, Beat: Lethargische Piraten dümpeln über Pappmeere. "Nidwaldner Volksblatt", 20.6.1991; ders.: Kaperfahrten auf den grossen Gefühlen. "Zürichsee-Zeitung", Stäfa, 2.1.1992
 Mittag, Susanne: Lese-Abenteuer. "BuchJournal", Frankfurt/ Main, Nr. 1/1991
 Mohr, Peter: Lächerliches vom Kulturbetrieb. "Spandauer Volksblatt", Berlin, 16.6.1991
 Pulver, Elsbeth: Ernsthafte Unernst. "Neue Zürcher Zeitung", 13.6.1991
 Quirchmayr, Erwin: Chaos aus Prinzip. "AZ- Unabhängige Tageszeitung", Wien, 21./22.9.1991
 Reinacher, Pia/ Vogler, Heini in "Radio DRS", Basel, 13.3.1991; dies./ Zschokke, Matthias: Zusammenklang nach den dubiosen Regeln der Empfindungswelt [Briefwechsel mit Autoren III: Über Matthias Zschokkes <<Piraten>>]. "Basler Zeitung", 12.4.1991
 Ruhnu, Uwe-Jens: Ein Piratenstück. "Westdeutsche Zeitung", Düsseldorf, September 1991
 [Beilage: Literatur-Zeitung]
 Schafroth, Heinz F.: Dass einem ganz metaphorisch zumute wird... . "Basler Zeitung", 28.10.1989
 Schattenhofer, Monika: Ein stilles Durcheinander. "Frankfurter Rundschau", 30.3.1991
 Schlodder, Holger: Auf trüben Gewässern dahingedümpelt. "Hannoversche Allgemeine Zeitung", 25.5.1991
 Schödel, Helmut: Gestern Pirat, heute privat- Zschokke über das Ende der Abenteuer. "Die Presse", Wien, 16./17.3.1991; ders. im "Norddeutschen Rundfunk", Hannover, 5.5.1991
 Schulze, Karin: Die Räuberpistole geht nach hinten los. "Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt", Hamburg, 9.8.1991
 Schulze-Reimpell, Werner: Witz und Witzchen. "Nürnberger Nachrichten", 18.4.1991
 Staudacher, Cornelia: Berliner Blau im wilden Norden. "Der Tagesspiegel", Berlin, 17.3.1991
 Ueding, Gert: Schrott am Plötzensee oder Wie komme ich auf den Ararat? "Die Welt" Hamburg, 24.4.1991 [Sammelartikel]

Vogler, Heini: Siehe Reinacher, Pia
 Wahlster, Barbara im "Süddeutschen Rundfunk", Stuttgart, 25.7.1991 [Interview]
 Wiesner, Herbert: Lebensläufe kapern. "Süddeutsche Zeitung", München, 11./12.5.1991
 Winkels, Hubert: Piraten und Seifenblasen. "Die Zeit", Hamburg, 46.Jg./Nr.18, 26.4.1991
 Wördemann, Raimund in der "Deutschen Welle", Köln, 19.11.1991
 Zulauf, Jochen im "Sender Freies Berlin", 24.4.1991
 [an.]: Katz- und Maus-Spiel mit der Leseerwartung. "Berner Tagwacht", 6.4.1991; dass. [gl]:
 "Bündner Tagblatt", Chur, 13.5.1991
 [an.]: Die rosaroten Korsaren. "Sibylle", Leipzig, Nr.6/1991
 [C.C.] (=Cornu, Charles): Das Leben schreibt nicht, es wetzt ab. "Der Bund", Bern, 16.3.1991
 [np]: "Hochgespülte Sonderlinge". "Der Schweizer Beobachter", Glattbrugg, 27.9.1991

Die Alphabeten

a) Berner Uraufführung

Achermann, Erika: <<Lieber falsch leben als richtig sterben>>, "Tages-Anzeiger", Zürich, 27.9.1994
 Bergen, Stefan von: Die <<Alphabeten>> finden vor lauter Gerede keine Worte. "Berner Zeitung", 22.9.1994; ders.: Verspielte Vertonung einer Wortpartitur. A.a.O., 27.9.1994
 Dubois, Ursula: Macher und Gemachte. "Stehplatz", Bern, September 1994
 Eichmann-Leutenegger, Beatrice: Gefährdung des Künstlers. "Luzerner Zeitung", 27.9.1994
 Fässler, Günther: Verschwindende Pfütze im Wörtermeer. "Bündner Zeitung", Chur, 28.9.1994; ders.: Die Pfütze im Wörtermeer. "Luzerner Neuste Nachrichten", 27.9.1994
 Fellenberg, Walo von: Eine Frau wehrt sich! "Blick", Zürich, 27.9.1994
 Genre, Heide in "next/ SRG", Zürich, 25.9.1994 [TV-Bericht]
 Halter, Martin: Ohne Preis keine Kunst. "Frankfurter Allgemeine Zeitung", 28.9.1994
 Höpfner, Niels: Aus dem Buch des (Kultur-) Lebens. "Theater der Zeit", Berlin, 49. Jg./Nr.6, November/ Dezember 1994
 Inan, Cihan: Bewundernswerte Allerweltsweisheiten. "Berner Tagwacht", 29.9.1994
 Linsmayer, Charles: Das Theater als Riesenspielzeug. "Der Bund", Bern, 24.9.1994 [Interview mit Matthias Zschokke]; ders.: <<Wir leben nicht, wir spielen lebendig>>. A.a.O., 27.9.1994
 Maurer, Roland: Alles komisch, alles tragisch, alles egal. "Berner Woche" Nr.221/ 1994 [Beilage des "Bund"]; ders.: Ein skurril-hintergründiges Stück. "Solothurner Zeitung"; "Grenchner Tagblatt"; "Langenthaler Tagblatt"; "Berner Rundschau", Langenthal; "Der Zürcher Oberländer", Wetzikon, 27.9.1994
 Mack, Gerhard: Aufbruch und Erstarrung. Neue Schweizer Dramatik. "Die Deutsche Bühne", Zürich, 63. Jg., Nr.1/1992 [Sammelartikel]
 May, Nicola in Programmheft Heft 51 Die Alphabeten. "StadtTheater Bern" 1994/95
 Moser, Samuel: Preisverleihung im Himmel: Ein Schurke- herrlich! "Süddeutsche Zeitung", München, 29.9.1984
 Peternell, Svend: Ohne traumwandlerische Sicherheit. "Berner Oberländer", 27.9.1994
 Reich, Richard: Das Ich in der Flasche. "Neue Zürcher Zeitung", 28.9.1994
 Richard, Christine: Der Dichter als Ausdenker. "Theater heute", Velber, Nr.1/ 1995
 Schanda, Susanne: <<Ich denke beim Schreiben an Bühnenrealität>>. "Berner Zeitung", 22.9.1994 [Interview mit Matthias Zschokke]
 Stebler, Beatrice in "1o vor 1o/ SRG", Zürich, 23.9.1994 [TV-Interview]
 Stumm, Reinhardt: Nur Darstellung, Lebensdarstellung. "Basler Zeitung", 27.9.1994
 Tresch, Christine: Gefallene Engel. "Die Wochenzeitung", Zürich, 30.9.1994
 Wenner, Hildegard im "DeutschlandRadio", Köln, 26.9.1994
 Zimmermann, Marie-Louise: Kultur ist kein Zuckerschlecken. "Cash", Zürich, Nr.39/30.9.1994

[an.]: Die Alphabeten. "Prolog", Bern, Nr.1/ September 1994
[an.]: <<Die Alphabeten>> von Matthias Zschokke. "Berner Woche" Nr.219/ 1994 [Beilage des "Bund"]
[hel.]: Eine Inszenierung ohne Biss. "Aargauer Tagblatt", Aarau; "Brugger Tagblatt"; "Freiämter Tagblatt", 27.9.1994
[svb]: Nur ein Theater. "Berner Zeitung", 22.9.1994

b) Berliner Aufführung

Baschleben, Klaus: Hinter der Rede herrscht Sprachlosigkeit. "Berliner Zeitung", 18.10.1994
Ebert, Gerhard: Wenn Talent sich nicht anpaßt. "Neues Deutschland", Berlin, 24.10.1994
Göpfert, Peter Hans: Lorbeer für die Kommissarin. "Die Welt", Berlin, 18.10.1994
Grack, Günther: Seiltanz auf Spinnfäden. "Der Tagesspiegel", Berlin, 18.10.1994
Hackenberg, Dorothee: Die Alphabeten. "Die Woche", Hamburg, 27.10.1994
Höpfner, Niels: Siehe Berner Uraufführung
Huser, Karin: Viel Lob für Zschokkes deutsche Erstaufführung. "Berner Zeitung", 19.10.1994
Kohse, Petra: In Komik verschieden. "die tageszeitung", Berlin, 20.10.1994
Kroekel, H.: Die Sprechblasen der "Alphabeten": Selbst der Regisseur hatte Probleme. "Berliner Kurier", 18.10.1994
Löffler, Sigrid: ...wir leben nicht, wir spielen lebendig... . In: STÜCKE '95. Hg. vom Kulturamt der Stadt Mülheim an der Ruhr, 1995
Nümann, Dirk: Mhm, ja, mhm. "Junge Welt", Berlin, 19.10.1994
Oesterreich, Volker: Von A bis Z perfekt: "Die Alphabeten". "Berliner Morgenpost", 18.10.1994
Paul, Gerold: Wenn es nur gut unterhält. "Märkische Allgemeine", Berlin, 26.10.1994
Ritter, Heinz im "Sender Freies Berlin", 17.10.1994
Rhode, Carola im "Sender Freies Berlin", 23.10.1994
Tomerius, Lorenz: Eine Breitseite gegen den Kulturbetrieb. "Berliner Morgenpost", 16.10.1994
[Interview mit Matthias Zschokke]
Wengierek, Reinhard: Wenn der dicke Hintern alles erstickt. "Hannoversche Allgemeine Zeitung", 20.10.1994
Wiegenstein, Roland H.: Randständige Begabung. "Frankfurter Rundschau", 27.10.1994
Wille, Franz: Schreiben, wählen, sehen. "Frankfurter Allgemeine Zeitung", 18.10.1994
[an.]: Die hochgebildeten Furzer. "Der Tagesspiegel", Berlin, 22.9.1994
[A.R.] (=Reber, Annette): Die Alphabeten. Programmheft des "Deutschen Theaters", Berlin, 112. Spielzeit 1994/95
[sam]: Wir leben nicht, wir spielen lebendig. "BZ", Berlin, 18.10.1994
[F.W.] (= Wille, Franz): Der Dichter als Ausdenker. "Theater heute", Velber, Nr.1/1995

c) Genfer Aufführung

Adamo, Ghania: Ennemis de la logique, "Les Alphabètes" déclenchent l'incongruité et le rire. "Le Temps", Genève, 24.1.2000
Ceretelli, Claudia: théâtre à la comédie de Genève - Les alphabètes. "Scènes Magazine", Genève, Février 2000
Chantre, Pierre-Louis: Les infortunes de Matthias Zschokke. "L'Hebdo", Lausanne, 21.10.1999
Genecand, Marie-Pierre. Un brouillage existentiel dans la jungle des villes. "Le Courrier", Genève, 26.1.2000
Gerber, Yves: Selon Matthias Zschokke, dire l'amour est une épreuve. "Dimanche", Genève, 23.1.2000
Mertenat, Thierry: Le théâtre de Zschokke se joue la vie aux trousseaux. "Tribune de Genève", 25.1.2000

Paschoud, Martine: Zschokke, toujours là où on ne l'attend pas. "Le Journal de la Comédie". Genève, Nr.3, Decembre 1999/ Janvier 2000; dies.: Matthias Zschokke, Sphinx des temps modernes. "Programme Les Alphabètes", Genève, 18.1.2000
 Prélaz, Catherine: Le mots contre la médiocrité. "Le Matin", Lausanne, 17.1.2000; dies.: Le théâtre a la parole. A.a.O., 18.1.2000
 Villiger Heilig, Barbara: Susanna im Bade. "Neue Zürcher Zeitung", 21.1.2000
 [hpg.]: Geschicktes Zschokke-Kreuzworträtsel. "Der Bund", Bern, 20.1.2000
 [V.B.]: Les Alphabètes. "Fémina", Lausanne, Nr.4, 23.1.2000

Der reiche Freund

a) Berliner Stückemarkt

Funke, Christoph: Heiteres Scheitern. "Der Tagesspiegel", Berlin, 14.5.1994
 Gwalter, Maja E.: Lebensarchitektur, Traumerfüllung? "Neue Zürcher Zeitung", 20.5.1994
 Nayhauß, Dirk von: "Der reiche Freund" beim Stückemarkt. "Berliner Morgenpost", 14.5.1994
 Schmidt-Mühlisch, L.: "Der reiche Freund" und die "Brennende Finsternis". "Die Welt", Berlin, 14.5.1994 [Sammelartikel]

b) Hannoversche Uraufführung

App, Volkhard im "Norddeutschen Rundfunk", Hannover, 19.3.1995
 Barth, Siegfried: Die starke Sprache geht mit dem "Reichen Freund" im Pool baden. "Neue Presse Hannover", 20.3.1995
 Berndt, Hans: Eine anämische Gesellschaft. "Handelsblatt", Düsseldorf, 24./25.3.1995; ders. : Ein abgestorbener Held: Kein Platz für Tasso? "Main-Echo", Aschaffenburg, 30.3.1995
 Corinth, Ernst: Die große Langeweile im Feuchtbiotop. "Hannoversche Allgemeine Zeitung", 20.3.1995; ders.: Panoptikum der Dekadenz. "Weser-Kurier", Bremen, 21.3.1995
 Fischer, Ulrich: Zu lang und zu lyrisch. "Südkurier", Konstanz, 22.3.1995
 Hammerthaler, Ralph: Szenen rund um ein Bassin. "Süddeutsche Zeitung", München, 22.3.1995
 Jasper, Martin: Auf Flügeln der Illusion ins Frustschloß. "Braunschweiger Zeitung", 31.3.1995
 Krumbholz, Martin: THEATER I - Der reiche Freund. "Die Woche", Hamburg, 31.3.1995
 Kunitzsch, Michael: Die Beschäftigungen des reichen Mannes. "Neue Zürcher Zeitung", 25./26.3.1995
 Lenze, Sabine: "Der reiche Freund": Dialoge so flach wie der See. "Bild", Hannover, 22.3.1995
 Löffler, Sigrid: Ja, die Armut des Reichen. "Basler Zeitung", 20.3.1995
 Piontek, Peter: Suche nach den Textritzen. "Hannoversche Allgemeine Zeitung", 16.3.1995
 Roßmann, Andreas: Architektur macht nicht glücklich. "Frankfurter Allgemeine Zeitung", 22.3.1995
 Schulze-Reimpell, Werner: Kein Glück im Schloß. "Frankfurter Rundschau", 22.3.1995
 Warnecke, Kläre: Bunker, aus denen kein Schrei nach außen dringt. "Die Welt", Berlin, 20.3.1995 [Sammelartikel]
 Wille, Franz: Flaschenpost im Nirgendwo. "Theater heute", Velber, Nr.5/1995
 Zschau, Mechthild im "Norddeutschen Rundfunk", Hannover, 19.3.1995

c) Moerser Aufführung

Bernrieder, Irmgard: Als wäre der andere gar nicht da. "Rheinische Post", Düsseldorf, 17.6.1995
 Hennrich, Lutz: Geld oder Glück. "theater pur", Essen, Nr.7/8, Juli/ August 1995
 Metzner, Günther: Öde End-Zeit. "NRZ" ("Neue Rhein Zeitung/ Neue Ruhr Zeitung"), Essen, 19.6.1995

Platzeck, Wolfgang: Im Wartesaal der Hoffnung. "Westdeutsche Allgemeine Zeitung", Essen, 26.6.1995

Schulze-Reimpell, Werner: Moers: Hunold, der Unhold? "Theater heute", Velber, Nr.8/1995

d) Lausanner Aufführung

Chantre, Pierre-Louis: Les infortunes de Matthias Zschokke. "L'Hebdo", Lausanne, 21.10.1999

Demidoff, Alexandre: A Renens, Philippe Mentha se frotte à "L'Ami riche" et s'y pique. "Le Temps", Genève, 23.10.1999

Fovanna, Christophe: Un carré d'âmes qui tournent en rond. "Le Matin", Lausanne, 21.10.1999

Kuffer, Jean-Louis: Matthias Zschokke allie la douceur à la réstistance. "24heures", Lausanne, 18.9.1999; ders.: Ce fric dont on risque de crever. A.a.O., 28.10.1999

Rüf, Isabelle u.a.: L'Ami riche de Matthias Zschokke. "RSR", Lausanne, 21.10.1999

[ag]: L'ami riche. "Domaine Public", Lausanne, Nr.1406, 5.11.1999

e) St. Galler Aufführung

Däster, Uli: Matthias Zschokke Der reiche Freund. "Theaterkurier", Baden, November 2001

Fässler, Günther: Warum Unglück immer glückt. "Der Landbote", Winterthur, 19.5.2001

Hellwig, Gerhard: Vom täglichen Versagen. "Thurgauer Zeitung", Frauenfeld, 19.5.2001

Herzog, Madeleine: Vampiristischer Narzissmus. "Terzett", St. Gallen, Mai 2001; dies.: Der reiche Freund. "Programmheft Theater St. Gallen", Spielzeit 2000/2001; dies. und Grunwald, Ralf: Sehnsuchtsbilder des Reichtums. A.a.O.

Hoffmann, Tobias: Die matten Farben des Geldes. "Der Bund", Bern, 19.5.2001; dass., "Aargauer Zeitung", Aarau, 19.5.2001

Surber, Peter: Hamster im Rad. "St. Galler Tagblatt", 17.5.2001; ders.: Eine Hose ist keine Hose. A.a.O., 19.5.2001

[sda] Eine Beziehung in der Schwebel. "Neue Mittelland Zeitung", Solothurn, 19.5.2001

Der dicke Dichter

Allemann, Urs: Irgendwie verloren aufgeräumt. "Basler Zeitung", 26.5.1995

Bättig, Joseph: Dicker Dichter, schlanker Grossstadtröman. "Luzerner Zeitung", 29.7.1995

Bussmann, Rudolf: Abgründiges Lächeln. "drehpunkt", Basel, Nr.92/ August 1995

Cornu, Charles: Glanz und Elend der Grossstadt. "Der Bund", Bern, 29.4.1995

Graf, Hansjörg: Vor dem Ruhestand. "Süddeutsche Zeitung", München, 15./16.7.1995; ders. im "Westdeutschen Rundfunk", Köln, 15.8.1995

Hage, Volker: Zentrum einer neuen Lust. "Spiegel Special", Hamburg, Juni 1997 [Sammelartikel]; dass. u.d.T.: Berlin- Hauptstadt der Literatur? In: Propheten im eigenen Land. München: dtv 1999, S.166f.

Hetzel, Peter M.: Das Leben als ein Provisorium. "Schweizer Illustrierte", Zürich, Nr.64/ 1995

Höpfner, Niels: Gute Nacht, Welt!/ Matthias Zschokke/ Der dicke Dichter. "Laubacher Feuilleton", München-Schwabing, Nr.17/1996

Kleßmann, Eckart: Dicker Dichter. "Frankfurter Allgemeine Zeitung", 7.12.1995

Kraft, Thomas: Konfus und flüchtig. "Der Tagesspiegel", Berlin, 7.3.1996

Luchsinger, Martin: Alte Leiden. "Tages-Anzeiger", Zürich, 31.5.1995

Magenau, Jörg: Chemnitz ist überall. "Freitag", Berlin, Nr.10/ 1.3.1996 [Sammelartikel]

Matt, Beatrice von: Vom Ächzen der umklappenden Jahre. "Neue Zürcher Zeitung", 9.6.1995

Schneider, Peter P.: Marmelenspiel. "Züri-Tip", 25.5.1995

Sitzler, Susann: Berlin in einem reinen Klang. "Stehplatz", Bern, Dezember 1995

Spiegelberg, Sven: Der erschreckende Stumpfsinn des Alltäglichen. "Badener Tagblatt"; "Bremgarter Tagblatt"; "Freiämter Nachrichten"; "Fricktaler Tagblatt", 7.10.1995

Steinert, Hajo: "Döblin, dringend gesucht!". Berlin-Romane der neunziger Jahre [Sammelauflage]. In: Christian Döring (Hg.), Deutschsprachige Gegenwartsliteratur. Wider ihre Verächter. Frankfurt: Suhrkamp 1995

Voith, Helmut: Mit Literaturlibretto an Bord. "Schwäbische Zeitung", Leutkirch, 22.5.1995 [Sammelartikel]

Wallmann, Hermann: Betrachtungen aus der Weltereignisstadt. "Frankfurter Rundschau", 11.10.1995

Zimmermann, Curt: Die Entdeckung des Nichts-Tuns. "Blick", Zürich, 5.8.1995

[an.]: Unterm Sprachmikroskop: Matthias Zschokke. DER DICKE DICHTER. "Focus", München, Nr.11 /1996

[eva]: Den Geruchssinn verloren. "Badische Neueste Nachrichten", Karlsruhe, 18.12.1995

[E.W.]: Die Oberfläche des Gewöhnlichen - Lebensprotokolle eines dicken Dichters. "Bücherpick", Urtenen, Nr.9/1995

[opi]: Noch nie ein Buch geschrieben. "Südkurier", Konstanz, 23.5.1995 [Sammelartikel]

Erhöhte Waldbrandgefahr

Allenbach, Thomas: Der Traum vom grossen Kino. "Der Bund", Bern, 15.8.1996 [Sammelartikel]

Egger, Christoph: Solothurn, wie es singt und lacht. "Neue Zürcher Zeitung", 23.1.1997 [Sammelartikel]

Eichenlaub, Hans M.: "Mit wenig Licht kann man viel verstecken". "Der Bund", Bern, 10.8.1996; das. u.d.T.: Jeder, der mitmacht, verwirklicht einen Teil seiner Träume. "Schaffhauser Nachrichten", 12.8.1996; ders.: Über Träume, Ideale und ihre Einmaligkeit. "Aargauer Tagblatt", Aarau, 8.8.1996; ders.: Eintauchen in eine künstliche Welt. "Aargauer Zeitung", Aarau, 21.2.1997

Helbling, Gianfranco: Amori ironici e malinconici. "La Regione Ticino", Locarno, 13.8.1996

Hess, Ewa: Ein Schwelbrand im Unterholz der Gefühle. "Berner Zeitung", 12.4.1997

Heybrock, Mathias: Condition humaine- postmodern. "Tages-Anzeiger", Zürich, 14.8.1996; ders.: Barometer/ "Erhöhte Waldbrandgefahr". "Züri-Tip", 27.3.1997

Mehlin, Rosmarie: Aargauer machen die Nacht zum Tag. "Badener Tagblatt/ Bremgartner Tagblatt", 13.4.1996

Rederlechner, Hanspeter: Aspekte zu "Literatur und Film". "Solothurner Zeitung", 15.8.1996 [Sammelartikel]

Schneider, Christoph: Fakten, Skurrilitäten und poetisches Schweben. "Basler Zeitung", 17.8.1996 [Sammelartikel]

Sitzler, Susann: Schwüle Gefühle, kühle Bilder. "Coop-Zeitung", Basel, 9.4.1997

Sommer, Margret: Geschichten aus einer versunkenen Welt. "Tessiner Zeitung", Locarno, 14.8.1996

Stecher, Thorsten: Acht Filme und ein Unikum. "Wochen-Zeitung", Zürich, 23.8.96 [Sammelartikel]

Waldner, Judith: Zärtlich besungenes Wetterleuchten. "Filmpodium", Zürich, Nr.4/1997; dies.: Erhöhte Waldbrandgefahr. "zoom", Bern, Nr.4/97

Zaugg, Fred: "Alles kehrt wieder, Herzen zersplittern". "Der Bund", Bern, 5.4.1997

Zimmermann, Verena: Reisen in die Ferne und im Kopf. "Der Landbote", Winterthur, 15.8.1996 [Sammelartikel]

[fm]: Danger d'incendie imminent. "Pardo News", Locarno, 12.8.1996

Die Exzentrischen

a) Berliner Stückemarkt

- Detje, Robin: Im Ohrensessel irgendwann. "Berliner Zeitung", 13.5.1997 [Sammelartikel]
Dietschreit, Frank: Zum Leben erweckt. "Märkische Allgemeine/ Brandenburger Stadtkurier", Potsdam, 12.5.1997 [Sammelartikel]
Gerberding, Christine: Exzentriker und Kopfgeburten beim Stückemarkt. "Morgenpost", Berlin, 6.5.1997 [Sammelartikel]
Klimke, Christoph: Sein Herz zum Himmel halten. "Der Tagesspiegel", Berlin, 6.5.1997 [Sammelartikel]
Koberg, Roland: Partnervermittlung. "Berliner Zeitung", 6.5.1997 [Sammelartikel]
Völker, Klaus: Wer zuletzt lacht, hat's nicht eher begriffen. "Stückemarkt", Berlin 1997 [Sammelartikel]
Wengierek, Reinhard: Weiche Würmer, strenge Könige. "Die Welt", Berlin, 26.8.1997 [Sammelartikel]

b) Hörspielfassung

- Höpfner, Niels: Kein Intercity rast vorbei im Ohrenkino [Typoskript]
Olbert, Frank: Leben und Tod. "Die Exzentrischen" (SR 2). "Frankfurter Allgemeine Zeitung", 21.03.1998

Das lose Glück

a) Deutsche Ausgabe

- Bartmann, Christoph: Das Gackern des Nichts. "Frankfurter Allgemeine Zeitung", 12.10.1999
Bugmann, Urs: Schwebend im Glücklosen. "Neue Luzerner Zeitung", "Neue Urner Zeitung", "Neue Schwyzer Zeitung", "Neue Obwaldner Zeitung", "Neue Nidwaldner Zeitung", "Neue Zuger Zeitung", 9.12.1999
Cornu, Charles: Schmerzfrei ja- aber was sonst? "Der Bund", Bern, 27.11.1999
Hillgruber, Kathrin: Plaudereien auf schwankenden Planken. "Süddeutsche Zeitung", München, 9.12.1999; dass. im "DeutschlandRadio", Köln, 19.1.2000
Holliger, Lukas: Nichts werden, nur sein. "Programmzeitung", Basel, Januar 2001
Hueck, Carsten: Matthias Zschokke - DAS LOSE GLÜCK. "dramaheft" Nr.4, Stuttgart 1999
Karg, Julia: Rastloses Reden. "Badische Zeitung", Freiburg, 27.10.1999
Kübler, Gunhild: Dämpfen und Dösen. "Die Weltwoche", Zürich, 14.10.1999
Magenau, Jörg: Lebensstoffe. "Frankfurter Allgemeine Zeitung [Berlin-Ausgabe], 23.9.1999
Matt, Beatrice von: Bemerkenswerter Zeitvertreib. "Neue Zürcher Zeitung", 26.8.1999
Mazenauer, Beat: Der grosse schwarze Vogel Schwermut. "Solothurner Zeitung", 31.8.1999; ders.: Fünf Figuren und der ekstatische Sog in die Apathie. "Schaffhauser Nachrichten", 9.10.1999; ders.: Feiglinge im Glück. "Zürichsee-Zeitung", Stäfa, 30.10.1999
Mohr, Peter: Der Rest ist Geschwätz. "Rheinischer Merkur", Bonn, Nr.43, Oktober 1999; ders.: Anmutige Schwermut. "Stadtspiegel Wattenscheid", 25.9.1999
Pulver, Elsbeth: Die Litanei vom schäbigen Alltag. "Berner Zeitung", 10.9.1999; dies.: Kantate für sechs Stimmen. "drehpunkt", Basel, Nr.105/1999
Schafroth, Heinz: Von der schönen Zumutung der endlosen Monologe. "Basler Zeitung", 9.11.1999
Scheck, Denis: Ins Hirn gekrochen, ins Herz gespäht? "Tages-Anzeiger", Zürich, 18.8.1999
Schiltknecht, Wilfred: Le Bonheur du détachement. "Le Temps", Genève, 25.9.1999
Schmid, Hannes: Wenn die Wellen die Worte an Land spülen. "Aargauer Zeitung", Aarau, 25.8.1999

Schmidt, Sabine: Vier Menschen segeln... "Bücherpick", Urtenen, Dezember 1999
 Schorno, Paul: Chronik verlaufender Ereignisse. "Basellandschaftliche Zeitung", Liestal, 20.8.1999
 Schorr, Stefan: Die Krisen des Alltags. "Wochen-Magazin", ?, 23.10.1999
 Schulze-Reimpell, Werner: Im Netz unserer Wirklichkeit. "Stuttgarter Zeitung", 12.10.1999
 Tresch, Christine: Nur noch sein. "Freitag", Berlin, 8.10.1999
 Urban-Halle, Peter: Gehe nie über Los. "Die Welt", Berlin, 14./15.10.2000
 Völker, Klaus in "Theater heute", Berlin, Nr.12/1999
 Wieczorek, Stefan: In Büchern ist die Welt etwas Wunderbares. "wortlaut", Göttingen, Nr.3/2000
 Zurcher, Patricia: Huis clos sur l'eau. "24heures", Lausanne, 6./7.11.1999
 [rz] Leicht und luftig: "Das lose Glück", Riehener Zeitung, 5.11.1999

b) Französisch-schweizerische Ausgabe

Kuffer, Jean-Louis: Naufragés de la solitude. "24 Heures", Lausanne, 2.4.2002
 Rüf, Isabelle: Le doux clapotis de la «soupe aux mots». "Le Temps", Genève, 30.3.2002
 Zurcher, Patricia: Larguez les amarres! <http://www.culturactif.ch/ecrivains/zschokke.htm>; dies.: Traduire Zschokke, c'est où, c'est quoi? <http://www.culturactif.ch/livredumois/livredumoismai2002zschokke.htm>
 [JS](=Sterchi, Jacques): Matthias Zschokke définit ce qu'est le bonheur flottant. "La Liberté", Fribourg, 27.4.2002

Die singende Kommissarin

a) Berliner Stückemarkt

Borowczyk, Ulrike: An die Stücke, Dramaturgen! "Berliner Morgenpost", 21.5.2001
 Dietschreit, Frank: Die Kommissarin singt. "Der Tagesspiegel", Berlin, 22.5.2001
 Slevogt, Esther: In den Wüsten der Provinz. "taz", Berlin, 29.5.2001 [Sammelartikel]

b) Berliner Uraufführung

Banda, Kim: Spiel kontra Geschwätzigkeit. "Neues Deutschland", Berlin, 5.2.2002
 Bazinger, Irene: Papageien sind im Grunde nur Spatzen. [Vorbericht] "Frankfurter Allgemeine Zeitung" [Berliner Seiten], 15.1.2002 [Archiv]
 Busch, Frank: Poetin im Polizeidienst. "tip", Berlin, Nr.3/2002
 Castell, Petra in "Galerie des Theaters", "Sender Freies Berlin", 20.1.2002 [Archiv]
 Dermutz, Klaus: Blaulichtmilieu. "Süddeutsche Zeitung", München, 22.1.2002 [Archiv]
 Dietschreit, Frank: Exil mit Stil.[Vorbericht] "Der Tagesspiegel", Berlin, 15.1.2002 [Archiv]; ders.: Karikatur der Karikatur. "Märkische Allgemeine", Potsdam, 19.1.2002 [Archiv]
 Ehlert, Matthias: Radio Vopo. "Frankfurter Allgemeine Zeitung", 19.1.2002
 Funke, Christoph: Exekution einer Taube. "Neue Zürcher Zeitung", 19.1.2002 [Archiv]
 Göpfert, Peter Hans im "SFB" und "ORB" ("RADIOkultur"), 18.1.2002; ders.: Tote Hose auf dem Revier. "Berliner Morgenpost", 19.1.2002; ders.: Selbst gekochte Marmelade. "Rhein-Neckar-Zeitung", Heidelberg, 23.1.2002

Hunziker, Christian: Silvester der einsamen Herzen. "Der Bund", Bern, 21.1.2002 [Archiv]
 Kurtz, Andreas: Schlöndorffs Rätsel. "Berliner Zeitung", 19.1.2002 [Archiv]
 Marczynski, Andrea: Banalität des Alltäglichen. "ZDFtheaterkanal"
 [http://www.theaterkanal.de/], 18.1.2002 [Archiv]
 Reichelt, Esther: Ein Abend bei Judy Winter- ich sah Liebe ohne Worte. "Berliner Kurier",
 21.1.2002
 Schäfer, Andreas: Verzweifelter Hund in Grünanlage. "Berliner Zeitung", 19.1.2002 [Archiv]
 Schindler, Christian: Müder Fluss der Langeweile. "Oranienburger Generalanzeiger", 1.2.2002
 Seidler, Ulrich: Hälmlchen des Alltags. "Berliner Zeitung", 17.1.2002
 Tomerius, Lorenz: Vom Dauerbrenner Marlene zur singenden Kommissarin. "Märkische
 Oderzeitung", Frankfurt/ Oder, 19.1.2002
 Wengierek, Reinhard: Kein Verlass aufs Zwischenhoch. "Die Welt", Berlin, 22.01.2002 [Archiv]
 Zelt, Manfred: Blitzlichter - Stürme, Trahs[], seltsamer Mord. "Schweriner Volkszeitung",
 1.2.2002
 [chris]: Fahndung mit Gesang. "Ruhr Nachrichten", Dortmund, 5.2.2002
 [an.] in "Ossietzky", Hannover, 02/2002
 [kam]: Ohne Swing. "BZ", Berlin, 18.1.2002
 [kam]: Winters Reinfall. "BZ", Berlin, 19.1.2002
 [LT]: Kommissarin - Neues von Matthias Zschokke. "Augsburger Allgemeine", 23.1.2002

c) Genfer Aufführung

Demidoff, Alexandre: Le doux clapotis de la «soupe aux mots» Quand un auteur fait chanter la
 police au théâtre. "Le Temps", Genève, 30.3.2002 [Archiv]
 Félix, Jean-Marie: Scène ouverte - Matthias Zschokke ou le gai désespoir. "RSR", Lausanne,
 27.4.2002
 Hoffmann, Tobias: Präventiös und bescheiden. "Neue Zürcher Zeitung",
 16.4.2002[Sammelartikel]
 Koutchoumoff, Lisbeth: CULTURE : Une commissaire chantante trinque aux mensonges de la
 vie qui la rendent si belle. "Le Temps", Genève, 12.4.2002 [Archiv]
 Marin, François: rencontre MATTHIAS ZSCHOKKE. Programmzettel Théâtre Le Poche,
 Genève, März 2002 [Interview][Archiv]
 Mertenat, Thierry: La commissaire Paschoud chante et ravit le théâtre. "Tribune de Genève",
 12.4.2002 [Archiv]
 Rüt, Isabelle: SAMEDI CULTUREL: «Etre Suisse à Berlin me permet de rester à l'écart». "Le
 Temps", Genève, 30.3.2002 [Archiv]
 Vinciguerra, Sandra: Confessions en direct d'un commissariat berlinois. "Le Courrier", Genève,
 25.4.2002 [Archiv]
 [hpg]: Kommissarin, eiskalt. "Der Bund", Bern, 15.4.2002

Ein neuer Nachbar

Baureithel, Ulrike: Frischlinge, Frühlinge und ich. "Die Welt", Berlin, 6.7.2002
 Beckmann, Gerhard: Essays - Kulturkritik von Matthias Zschokke. "Das Buch/ Bücherpick",
 Urtenen, März 2002
 Benini, Sandro: Fliederduft über einer Frauenleiche. "Weltwoche", Zürich, 22/ 2002
 Bertram, Christian: Impfstoff gegen die Banalität. "SonntagsZeitung", Zürich, 17.2.2002
 Bühler Winiger, Sanna: Ode an den neuen Nachbarn. "Schaffhauser Nachrichten", 30.5.2002
 Cornu, Charles: Himmeltraurig schöne Winzigkeiten. "Der Bund", Bern, 4.5.2002
 Grzimek, Martin im "SWR/ Buchtip", Baden-Baden, ?.?.2002

Gutschke, Irmtraud: Tanz im Kopf - Matthias Zschokke lauscht den Augenblicken nach. "Neues Deutschland", Berlin, 20.9.2002

Henneberg, Nicole: Die Neugier der Einsamen. "Der Tagesspiegel", Berlin, 21.7.2002

Huser, Sabine: Zschokke, Matthias: Ein neuer Nachbar. "ekz-informationsdienst" ID 12/o2-BA5/o2 510.699.7, Reutlingen, Mai 2002

Mazenauer, Beat: Ein guter, schonungsloser Freund. "Bieler Tagblatt", 12.2.2002; ders.: Flaneur in falscher Zeit. "Der Landbote", Winterthur, 12.2.2002

Moser, Samuel: Dichterleben. "Neue Zürcher Zeitung", 7.5.2002

Oetter, Barbara: Ein poetischer Desillusionist. "Frankfurter Allgemeine Zeitung [Berliner Seiten], 28.2.2002

Probst, Hans Ulrich - Ruoss, Hardy - Tresch, Christine in "Reflexe", Schweizer Radio DRS 2, 4.7.2002

Pulver, Elsbeth: Tagebuch mit Büchern. "ZeitSchrift für Kultur, Politik, Kirche (Reformatio)", Bern, 51. Jg., März 2002 [Sammelartikel]

Rauh, Inge: Im Geheimbund. "Nürnberger Nachrichten", 16.4.2002

Schanda, Susanne: Geschichten ohne Kunstdünger. "Berner Zeitung", 19.2.2002; dass.: "Solothurner Tagblatt", 19.2.2002

Scherer, Benedikt: Wie ein Rudel losgelassene junge Hunde. "Tagesanzeiger", Zürich, 15.2.2002

Schiltknecht, Wilfred: Hors-d'œuvre de sagesse. "Le Temps", Genève, 30.3.2002

Schmid, Hannes: Von Glück, Zeit und Vergänglichkeit. "Aargauer Zeitung", Aarau, 20.2.2002

Schulze-Reimpell, Werner im "NDR", Hannover, 7.8.2002

Staudacher, Cornelia: Außenseiters Innenleben. "Rheinischer Merkur", Bonn, 5.9.2002; (fast) dass.: Fantasten, Piraten, Poeten. "Frankfurter Rundschau", 17.10.2002

Wallmann, Hermann: «Ich bin schizophran und das bin ich auch». "Basler Zeitung", 17.5.2002; ders. und dass. u.d. Titel: Das Salz der Lederträne. "Süddeutsche Zeitung", München, 28.6.2002

Zimmermann, Philipp: Die Menschen von nebenan. "Blick", Zürich, 1.3.2002

[gl]: Poetische Sprachbilder. "Facts", Zürich, Nr.22/ 30.5.2002

[hla] = Arnold, Heinz Ludwig: *Matthias Zschokke: Ein neuer Nachbar*. DIE SIEBEN GÖTTINGER LITERATURTIPPS der Text+Kritik-Redaktion. Göttingen, Oktober 2002 [http://www.etk-muenchen.de/g7/tipps2002-10.html]

Anmerkung: Keine Bibliographie ist vollständig. Die vorliegende dürfte immerhin mehr als 95% aller bisherigen Veröffentlichungen über Matthias Zschokke umfassen. Die Kritiksammlung, deren Ausführlichkeit hypertroph erscheinen mag, will auch Glanz & Elend der gegenwärtigen publizistischen Rezeption aufzeigen. Selbst die unzulänglichste Kritik stellt einen Mosaikstein dar für die Genese von Künstlertum in der Öffentlichkeit, was so umfassend wie hier bislang kaum jemals rekonstruiert wurde oder werden konnte. Stand: 1. November 2002 NH

Zeittafel

1954

29. Oktober: Matthias Zschokke als Sohn des Diplom-Ingenieurs Wolf Zschokke (1921-1986) und seiner Ehefrau Margrit, geb. Hirsig (*1916) in Bern geboren; 1955 ff.: aufgewachsen in Umiken (Kanton Aargau), Brugg und (ab 1966) Ins

1961-1969

Grundschulbesuch

1970-74

Gymnasium in Biel; Abitur; Militärdienst in Frauenfeld

1974-1977

Schauspielschule in Zürich

1977-1980

Engagement als Schauspieler am Schauspielhaus Bochum; Intendanz: Peter Zadek; Lew Bogdan

1980

August: Übersiedelung nach Berlin (damals: Westberlin)

1981

14. November: Erstes Zeitungsinterview ("Bieler Tagblatt") und erstes Porträt als Autor ("Der Bund"/ Bern); 22. November: Robert-Walser-Preis der Stadt Biel und des Kantons Bern für *Max*

1982

Februar: *Max*, Paul List Verlag; 20. Juli: Beginn eines Briefwechsels mit Niels Höpfner

1983

Stipendium des Deutschen Literaturfonds

1984

Februar: *Prinz Hans*, Paul List Verlag; Dezember: Taschenbuchausgabe *Max*, Ullstein

1985

Dreharbeiten *Edvige Scimitt*

1986

März: *ErSieEs*, Paul List Verlag; 10. Mai: Uraufführung *Elefanten können nicht in die Luft springen, weil sie zu dick sind -oder wollen sie nicht-* im "Theater zum westlichen Stadthirschen"/ Berlin, Regie: Werner Gerber; 15. Mai: *Edvige Scimitt* im ZDF/ Kleines Fernsehspiel; September: Preis der deutschen Filmkritik für *Edvige Scimitt*

1987

August: Taschenbuchausgabe *Prinz Hans*, Ullstein

1988

Dreharbeiten *Der wilde Mann*; schweizerisch-französische Buchausgabe von *Max*, Éditions Zoé; 18. November: Uraufführung *Brut* am Theater der Stadt Bonn, Regie: Kazuko Watanabe

1989

17. Januar: *Der wilde Mann* im ZDF/ Kleines Fernsehspiel; Wahl der Zeitschrift "Theater heute" zum besten Nachwuchstheaterautor des Jahres 1989; 21. Oktober: Berner Filmpreis für *Der wilde Mann*; französische Buchausgabe von *Max*, Éditions Chambon

1990

Fortsetzung der Arbeit an *Piraten*

1991

Frühjahr: *Piraten* und *Brut*, Luchterhand; August/ September: Eigeninszenierung von *Brut* in Hamburg (Premiere: 26. September); 29. September: Förderpreis des Hans-Erich-Nossack-Preises

1992

Februar: Taschenbuchausgabe *ErSieEs*, Luchterhand; 8. November: Gerhart-Hauptmann-Preis für *Die Alphabeten*

1993

Januar: Schweizerisch-französische Buchausgabe von *Brut (L'Heure bleue ou la nuit des pirates)*, Éditions Zoé; Drehbuch *Die 3 schönen Müller* (unveröffentlicht und unrealisiert)

1994

24. August: Emil-Welti-Preis für *Der reiche Freund*; 25. September: Uraufführung *Die Alphabeten* am Berner Stadttheater, Regie: Oswald Lipfert; 1. Oktober: Deutsche Erstaufführung am "Deutschen Theater"/ Berlin, Regie: Rolf Winkelgrund/ Thomas Langhoff

1995

18. März: Uraufführung *Der reiche Freund* am Niedersächsischen Staatstheater Hannover, Regie: Hansjörg Betschart; Mai: *Der dicke Dichter*, Verlag Bruckner & Thünker; 7. Juni: STÜCKE-Förderpreis des Goethe-Instituts für *Die Alphabeten*

1996

April-Juli: Dreharbeiten und Schnitt *Erböhte Waldbrandgefahr*; 12. August: Uraufführung beim Filmfestival in Locarno; 9. November: Aargauer Literaturpreis

1997

Die Exzentrischen
Arbeit an *Das lose Glück*

1998

Arbeit an *Das lose Glück*

1999

Les éléphants ne peuvent pas faire de cabrioles, parce qu'ils sont trop gros- ou n'on auraient ils pas envie?, Société Suisse des Auteurs
August: *Das lose Glück*, Ammann Verlag

2000

Die Einladung

7. Dezember: Großer Literaturpreis der Stadt Bern für das Gesamtwerk

2001

Die singende Kommissarin

2002

17. Januar: Uraufführung *Die singende Kommissarin*, Renaissance-Theater/ Berlin, Regie: Kay Neumann

Februar: *Ein neuer Nachbar*, Ammann Verlag

März: *La Commissaire chantante*, Société Suisse des Auteurs; *Le Bonheur flottant*, Éditions Zoé

10. April: Schweizerisch-französische Erstaufführung *La Commissaire chantante*, Théâtre Le Poche/ Genève, Regie: Matthias Zschokke

Drei Interviews

Matthias Zschokke, fidèle à ses habitudes, persiste à surprendre les lecteurs en se jouant de leurs attentes. Depuis *Max* (1982), qui lui valut jadis le Prix Robert-Walser, le temps a passé, laissant des traces bien visibles sur les corps et dans la tête des personnages. *Das lose Glück*, la dernière mosaïque inachevée de l'auteur, dissèque avec humour et précision les doutes et les désillusions d'une génération.

Interview: Patricia Zurcher. "Le Culturactif Suisse"
(Lausanne, 9.5.1999)

P. Z. - Vos trois premiers livres, Max, Prinz Hans et ErSieEs se passaient tous à Berlin, où vous êtes vous-même établi depuis longtemps. Dans Das lose Glück par contre, Berlin n'occupe plus le devant de la scène...

M. Z. - Disons que la moitié du livre se passe quand même à Berlin... C'est là, ma foi, que je vis depuis vingt ans et comme je parle de ce qui m'est proche, Berlin figure toujours dans ce que j'écris. Je ne suis pas le genre d'auteur qui emmène ses personnages à Mexico; chez moi, le voyage conduit plutôt à l'intérieur, parce qu'il y a plein de choses autour de moi que je n'ai pas encore élucidées. J'ai l'impression que tout est là et qu'il suffit de bien regarder. Berlin suffirait donc amplement à remplir encore des livres entiers. Ce qui m'agace, c'est l'aspect mode de cette ville, je trouve cela sans intérêt. Mais il y a quelque chose dessous qui détermine réellement un lieu et les gens qui y vivent. Ce qui m'intéresse à Berlin, c'est la lumière par exemple, c'est une ville sombre en hiver, alors qu'en été, il y fait jour plus longtemps... Mais tout ce côté capitale, métropole européenne et tout cela, c'est du ramdam superflu et j'essaie de ne pas le faire entrer dans mes livres, ou alors cela n'apparaît que dans la marge, vite fait. C'est peut-être de là que vient cette impression que dans mon nouveau livre, Berlin occupe une place moins importante que dans les précédents. Et du fait aussi que dans ce livre, il y a un autre monde que j'oppose à

P. Z. - Ihre drei ersten Bücher, Max, Prinz Hans und ErSieEs spielten alle in Berlin, wo Sie ja auch selber leben. In Das lose Glück kommt Berlin aber eher am Rand vor: Welche Rolle spielt diese Stadt in Ihrem letzten Buch und in Ihrer eigenen Schriftstellerexistenz?

M. Z. - Ja, also die Hälfte des Buchs ist trotzdem Berlin! Es ist halt der Ort, in dem ich lebe seit 20 Jahren und da ich sehr nahe an mir dranschreibe, ist natürlich Berlin auch immer ein Bestandteil von dem, was ich schreibe. Ich bin ja nicht in dem Sinn ein Fiktional-Autor, der nach Mexiko reist mit seinen Figuren. Die Reise geht eigentlich mehr nach Innen, weil ich das Gefühl habe, dass ich noch genug nicht geklärt habe in meiner näheren Umgebung, dass da nach wie vor ein unheimliches Kosmos ist und man nur genau hinschauen muss. Berlin würde eigentlich also durchaus reichen, um ganze Bücher zu füllen. Den modischen Aspekt, also den Zeitaspekt an der Stadt, finde ich uninteressant, es ist eben so eine Mode und vergeht auch wieder. Aber da gibt es unten drunter etwas, was einen Ort wirklich bestimmt und was dann auch den Menschen, der darin lebt, auch mitbestimmt. Es interessiert mich in Berlin eben weiterhin das Licht zum Beispiel: Es ist eine dunkle Stadt im Winter und im Sommer ist es dort länger hell.

Berlin, le monde dont je viens; il ne se limite pas exclusivement à la Suisse, il s'étend jusqu'en Italie. C'est plutôt un monde rêvé, désiré, et ce désir s'accroît de plus en plus chez moi, je me sens de plus en plus attiré par le sud, son atmosphère, la manière dont les gens interagissent, leur attitude face à la vie...

P. Z. - Dans Max déjà, votre premier livre, vous avez passablement malmené et remis en question le roman en tant que genre littéraire. Qu'a-t-il donc qui vous déplaît tant?

M. Z. - Il ne me déplaît pas, mais je suis incapable d'écrire un roman, je n'en possède pas les moyens techniques, et quand on n'y arrive pas, on ne le désire pas. J'aime bien les romans, j'ai du plaisir à lire *Madame Bovary* qui, soit dit en passant, ne respecte pas non plus la forme du roman. Mais je m'aperçois que je m'ennuie de plus en plus quand je lis des romans achevés, peaufinés; lorsqu'il s'agit de romans contemporains, j'ai l'impression que je sais déjà comment l'histoire va se poursuivre. L'histoire ne m'importe pas, car il n'en existe qu'un nombre limité en ce bas monde et nous les connaissons à peu près; leur structure, leur déroulement ne peuvent pas nous réserver de grandes surprises. Il n'y a que dans le détail que des sauts peuvent soudain se produire et irriter le lecteur; c'est cela que j'essaie de faire. Je ne veux pas démolir le roman, ni formuler une contre-proposition, ce qui m'intéresse vraiment, c'est le fait de raconter en soi. Tout auteur voudrait que son livre se mette à vivre, on voudrait créer quelque chose qui ne soit pas mort, or l'écriture consiste à tuer sans cesse. Quand on met quelque chose par écrit, on le fige à tout jamais. On produit des cadavres à la chaîne et ce faisant, on désespère...

D. Z. - C'est donc dans l'irrégularité que se cache

P. Z. - Sie haben von Anfang an die literarische Gattung des Romans misshandelt und sehr in Frage gestellt. Was missfällt Ihnen denn so sehr bei ihr?

M. Z. - Sie missfällt mir nicht, ich kann sie nicht und wenn man es nicht kann, dann will man es auch nicht. Aber an sich mag ich durchaus gern Romane. *Madame Bovary* lese ich sehr gerne. Obwohl der in sich ja auch ein völlig schiefer Roman ist, also die Romanform ist da auch nicht geglückt. Aber es fällt mir auf, dass ich mich zunehmend langweile an gebauten, fertigen, schönen, runden Romanen, wenn sie von heute sind. Ich habe das Gefühl, ich weiss ja, wie es weitergeht. Die Geschichte ist mir eigentlich egal, weil es ja so und soviel Geschichten auf der Welt gibt und wir sie ungefähr kennen. Es kann nicht sehr viel Neues passieren im Ablauf, sondern nur im Detail können plötzlich Sprünge stattfinden, die einen irritieren und genau das versuche ich dann auch. Ich will nicht einen Roman zertrümmern und möchte auch keinen Gegenentwurf hinstellen, sondern mich interessiert wirklich das Erzählen an sich. Jeder Autor möchte eigentlich, dass sein Buch zum Leben kommt, dass sein Buch ein lebendes Objekt wird; man möchte gern etwas schaffen, was nicht tot ist und schreiben ist unter anderem ein permanentes Töten. Wenn man etwas niederschreibt, dann ist es tot und kann nicht mehr anders werden als so, wie es da steht. Man produziert also dauernd eine Leiche und verzweifelt dabei. Irgendwie sollte das Leben da wieder reinkommen.

D. Z. - Es braucht also etwas unregelmässiges

la vie...

M. Z. - Oui, ou dans la régularité, cela existe aussi, quand soudain le texte se met à se répéter, à faire du sur-place, et que l'on se demande ce qui se passe. Je ne peux pas dire à quoi ressemble un livre vivant, je ne fais que constater que le roman "classique", celui qui cherche à remplir les exigences du genre, m'ennuie. Je baille quand j'ai l'impression que quelqu'un a fait cela pour me divertir, c'est un travail artificiel, ce n'est pas de l'art. Pour que cela soit de l'art, il doit y avoir quelque chose de plus, je crois, qui m'inquiète et que je ne peux plus expliquer en tant que lecteur. Je crois que l'art n'est jamais délibéré, l'art, c'est toujours ce que personne ne veut. Dès que l'on se met à l'accepter, l'art commence à mourir.

P. Z. - Et pour le théâtre, votre démarche est la même?

M. Z. - Oui, c'est drôle, ce n'est pas volontaire. Je ne m'en aperçois qu'après coup. En Allemagne par exemple, le théâtre qui se joue en ce moment est très physique et très rapide, plein d'action, d'images, de musique, et voilà que bizarrement, je me mets à écrire des monologues particulièrement longs... Dans ma nouvelle pièce, qui n'a pas encore été montée, il n'y a plus que des personnes assises qui parlent et parlent encore. Je ne veux pas écrire contre le théâtre d'action, je remarque seulement que quand tout s'agite autour de moi, l'envie me prend soudain de ramener le calme et d'observer ce qui se passe. Mais je ne peux le dire qu'après coup, parce que je ne le fais pas délibérément. De toute façon, on se meut toujours dans son époque, on est toujours guidé par la mode, que l'on s'y oppose ou qu'on la suive.

damit das Leben wieder reinkommt...

M. Z. - Ja oder es kann auch regelmässig sein, das gibt es ja auch, also plötzlich ein Leiern, das sich wiederholt und wo man sich plötzlich fragt: Was ist denn jetzt los? Also wie es dann aussieht, das weiss ich auch nicht. Ich langweile mich, wenn ich das Gefühl habe, das macht einer, um mich zu unterhalten. Es ist dann Kunsthandwerk und nicht Kunst. Bei Kunst muss, glaube ich, noch etwas dazukommen, was mich beunruhigt und was ich nicht mehr erklären kann als Rezipient, was ich auch nicht will; ich glaube Kunst wird nie gewollt, Kunst ist immer das, was keiner will. In dem Moment, wo man es akzeptiert, fängt es an, abzusterben. Wir sehen ja, dass das Leben nicht perfekt ist und da fangen wir alle an zu suchen, was man da besser machen könnte, damit es endlich durchbricht, das Leben, damit es endlich anfängt zu atmen.

P. Z. - Und fürs Theater gehen Sie gleich vor?

M. Z. - Ja, es ist komisch, obwohl ich das nicht will. Ich merke es erst nachträglich. In Deutschland herrscht ein sehr körperliches Theater, ein sehr schnelles, aktionsreiches, bilderreiches, musikalisch und körperlich betontes Theater und in der gleichen Zeit schreibe ich komischerweise betont lange Monologe... Das neuste Stück, das noch nicht aufgeführt worden ist, sind nur noch Leute, die sitzen und noch länger reden. Ich will nicht gegen dieses Aktionstheater schreiben, ich merke nur, dass wenn sich alles so um mich bewegt, ich endlich einmal den Wunsch habe, Ruhe einkehren zu lassen und mal zu schauen, was eigentlich los ist. Ich will jetzt Ruhe haben auf der Bühne, weil alles sich bewegt. Und das kann ich eben erst rückwirkend sagen, weil ich das nicht absichtlich mache. Man bewegt sich immer in der Zeit, in seiner Zeit, man ist immer modisch, entweder antizyklisch oder dann mittendrin in der Mode.

P. Z. - *Vos personnages, bien qu'ils refusent toujours un peu de devenir de vrais personnages, ne sont pas non plus de pures créations de l'esprit, ils ne détonnent pas dans cette fin de siècle...*

M. Z. - Non, je trouve que ce sont des personnages parfaitement réels, tangibles, et qu'ils n'ont rien d'expérimental ou de construit. Je pense que les gens autour de moi sont comme eux et que je suis comme eux. J'ai l'impression que je décris notre époque dans les domaines que je vois, la Suisse, l'Allemagne; je décris vraiment une situation sociale précise, un regard sur le monde. On me dit souvent: "ce n'est pas comme cela que je me vois", "je ne trouve pas que nous sommes comme cela", "nous ne sommes pas à bout comme tes personnages"... Mais moi je trouve que nous sommes à bout comme eux. Je trouve que l'agitation actuelle, et pas seulement au théâtre, ressemble à la course vaine du hamster dans sa roue. En réalité, les gens sont complètement au bout du rouleau et ne savent plus quoi faire. Il y a quelque chose d'une ambiance fin de siècle dans tout cela, je crois que nous sommes désarmés, mais que nous ne voulons pas l'admettre.

P. Z. - *Vos personnages ont toujours un peu de peine quand il s'agit de s'adapter à la société dans laquelle ils vivent...*

M. Z. - Oui, justement, parce que je crois que la société ne s'avoue pas la vérité, la société affirme toujours être autre chose que ce qu'elle est. C'est pour cela qu'il y a ces personnages qui disent "désolé, ce n'est pas ma vision des choses, je voudrais sortir un moment de tout cela et pouvoir dire que je me sens plutôt comme cela". En cela, ils ne sont pas des prototypes de notre société, ils vivent plutôt dans la marge, mais ce n'est qu'un pas qu'ils ont franchi consciemment. Ils ne s'opposent pas à la société, ils sont la société; simplement, ils ont effectué ce petit pas supplémentaire qui consiste à dire qu'ils

se sentent un peu bizarres, un peu étrangers dans leur pays, dans leur entourage. Je

P.Z.- *Ihre Figuren, obwohl sie nie so richtig zu echten Figuren werden wollen, sind aber auch keine reinen Hirngespinnste; sie passen eber gut ins zwanzigste Jahrhundert.*

M. Z. - Ja, ich finde, es sind absolut reelle, also handfeste Figuren; das ist überhaupt nichts experimentelles oder ausgedachtes. Ich meine, dass die Leute um mich herum so sind und auch ich so bin. Ich habe das Gefühl, ich beschreibe unsere Zeit in den Bereichen, die ich überhaupt sehe, ich beschreibe da wirklich eine präzise gesellschaftliche, empfindungsmässige Gefühlslage, eine Sicht auf die Welt. Ich höre zwar immer, dass man mir sagt: Wir sind doch nicht so am Ende. Ich finde jedoch, wir sind so am Ende, ich finde dass dieses ungeheuer Bewegte, was jetzt so schäumt, eine Art Hamsterrennen im Rad ist. An sich sind die Leute vollkommen fix und fertig und wissen nicht weiter. Es geht jetzt auf eine Jahrhundertwende zu und wir wissen nicht, was jetzt gut war und was nicht, was wir neu beginnen könnten, was man tun könnte. Alle starren auf diese Zukunft und schauen zurück und sagen: Ich weiss auch nicht.

P. Z. - *Ihre Figuren tun sich aber auch immer wieder schwer, wenn es darum geht, sich der Gesellschaft anzupassen, in der sie leben...*

M. Z. - Ja eben, weil ich meine, die Gesellschaft gibt das nicht zu. Sie behauptet immer etwas anderes zu sein, als das, was sie ist. Und deswegen gibt es jetzt eben diese Figuren, die sagen: Es tut mir leid, mir kommt es nicht so vor, ich möchte einmal kurz austreten und sagen, ich fühle mich eher so... Insofern sind sie keine Prototypen unserer Gesellschaft, sondern eher randständig. Aber das ist nur ein bewusster Schritt; sie tun sich nicht schwer mit der Gesellschaft, sie sind die Gesellschaft und haben einfach den kleinen Schritt, den zusätzlichen getan.

pense qu'on en serait tous là si on avait le courage de se l'avouer. Mais c'est douloureux, bien sûr, de se rendre compte que l'on a perdu la cadence et que l'on n'a plus envie de fonctionner...

P. Z. - Max, autrefois, rêvait de pouvoir être enfin comme tout le monde. Mais dans Das lose Glück, vous n'exaucez toujours pas ce vœu...

M. Z. - Il se peut que Max, à l'époque, se soit senti extérieur à cette société et qu'il s'y soit frotté. Mais les personnages de mon dernier livre font partie de la société, ils y occupent leur place et ne veulent plus devenir comme les autres, parce qu'ils le sont déjà. C'est peut-être pour cela que le conflit se situe encore beaucoup plus à l'intérieur d'eux-mêmes. D'un côté, on devient de plus en plus indépendant, parce que l'on peut se passer d'ennemis, on n'a plus besoin des ennemis extérieurs. Mais à l'intérieur, ces personnages sont de plus en plus désespérés.

*P. Z. - Jadis, dans Max, vous répondiez au lecteur qui demandait: "et alors?": "Cette soif de savoir, je ne l'étancherai pas. Une soif étanchée n'est pas une soif."
La littérature n'a donc pas à fournir des réponses, ni à remplir des attentes?*

M. Z. - Non, je trouve que la plus belle chose qu'un livre puisse déclencher, c'est de désécuriser le lecteur, de le pousser à s'interroger. Un livre est bon quand il me déstabilise et me réveille, bien qu'il dise ce que je pense moi aussi, mais d'une manière simple et incontournable. Un livre doit me pousser à me confronter à mes propres pensées. Je trouve un livre incroyablement riche s'il se sert de moi, s'il m'utilise en tant que lecteur, s'il m'intègre et m'autorise à penser encore quelque chose.

P. Z. - Les fragments semblent avoir plus de valeur à vos yeux que le tout...

M. Z. - Oui, mais il existe de nombreuses théories à ce sujet, je ne les ai pas inventées

P. Z. - Max träumte früher davon, endlich einmal gewöhnlich, so wie alle sein zu dürfen. Diesen Wunsch erfüllen Sie Ihren Figuren aber auch diesmal, in Das lose Glück, nicht?

M. Z. - Es kann sein, dass Max sich noch mehr als Gegenüber gesehen hat und sich an diese Gesellschaft gerieben hat. Doch die Figuren jetzt, die sind ja in der Gesellschaft, die haben ihre Positionen eingenommen innerhalb der Gesellschaft und wollen gar nicht mehr wie die anderen werden, weil sie schon so sind. Deshalb liegt vielleicht der Konflikt noch viel mehr in ihnen drinnen. Einerseits wird man immer souveräner, weil man verzichten auf Feinde kann, weil man die äusseren Feinde nicht mehr braucht und andererseits sind die Figuren immer mehr in sich selbst verloren.

P. Z. - Den Lesern, die fragen: Und was nun?, haben Sie schon damals in Max geantwortet: "Solchen Wissensdurst werde ich nicht löschen. Ein gelöschter Durst ist kein Durst." Literatur soll also keine Antworten liefern und auch keine Erwartungen erfüllen?

M. Z. - Nein, ich finde, das Schönste, was ein Buch auslösen könnte, wäre wirklich, dass es einen beim Lesen plötzlich unruhig macht und weckt, obwohl es das sagt, was man selber auch denkt. Also, ich finde ein Buch unheimlich reich, wenn es mich braucht, wenn es mich als Leser bedient und mich als ein Gleichberechtigter integriert, der praktisch mitsitzt und sich auch erlauben kann, noch etwas zu denken.

P. Z. - Fragmente scheinen in Ihren Augen mehr wert zu haben als das Ganze, weshalb?

M. Z. - Ja, früher gab es ganze Bewegungen und Theorien über Fragmente, auch in der

Ce sont les romantiques qui ont commencé, qui ont créé volontairement des fragments, afin que le spectateur ou le lecteur supplée par l'imagination. Quand j'imagine un nez, il est généralement plus beau que celui que je pourrais voir. Mais dans le fond, on ne peut pas créer des fragments, le résultat est toujours un peu kitsch, bien que ce soit très intéressant. Moi-même, je ne crée pas de fragments, je préfère les morceaux, les morceaux achevés, ceux dont je me dis qu'ils sont justes comme cela, qu'ils peuvent rester ainsi. Mais je n'ai pas de programme. Parfois, je me donne toutes les peines du monde pour raconter vraiment une histoire d'un bout à l'autre, mais il y a toujours un moment où je m'aperçois que ce n'est plus qu'un marathon, que de la discipline, et que je ne le fais plus que parce que j'ai décidé de le faire... Il me semble que ce n'est pas nécessaire.

P. Z. - Est-ce un hasard si après Brut et Piraten, votre nouveau livre se déroule lui aussi sur un bateau, mais sur un yacht cette fois-ci?

M. Z. - Je ne me suis dit qu'après coup que cela commençait à faire un peu beaucoup de bateaux, mais c'est si pratique, un bateau, parce que l'on peut oublier le monde, on peut le laisser derrière soi et se concentrer sur les gens qui sont à bord.

P. Z. - Dans le fond, ce qui vous intéresse, ce sont les relations entre les êtres?

M. Z. - Oui, j'adorerais écrire des histoires d'amour, de véritables histoires de relations; mes histoires traitent toujours d'êtres humains et de la relation que l'on entretient avec quelqu'un, des problèmes que cela pose et de ce désir de pouvoir enfin agir "juste" avec quelqu'un.

Literatur hat man Fragmente geschaffen, Gedichtfragmente, oder in der Architektur. Doch eigentlich kann man Fragmente nicht schaffen, das wird dann immer so ein kitschiges Zeug, aber es ist wahnsinnig interessant. Selber schaffe ich nicht Fragmente; ich habe lieber Stücke, fertige Stücke, von denen ich dann denke, die können so stehenbleiben... Doch ich habe kein Programm. Ich kann einfach nicht eine runde, fertige Geschichte erzählen, weil ich mich dann langweile...

P. Z. - Ist es ein Zufall, dass nach Brut und Piraten wieder eins Ihrer Bücher auf einem Schiff spielt, doch diesmal auf einer Yacht?

M. Z. - Ich weiss nicht, aber es ist so praktisch, so ein Schiff, weil man die Welt draussen vergisst; man kann sie also weglassen und sich wirklich konzentrieren auf die Leute, die da sind...

P. Z. - Die Verhältnisse zwischen den Menschen sind von Anfang an zentral gewesen in Ihrem Werk...

M. Z. - Ja, ich würde weiterhin rasend gern wirkliche Liebesgeschichten erzählen, wirkliche Beziehungsgeschichten. Es geht immer um Menschen und um den Umgang mit einem, um die Schwierigkeiten, miteinander umzugehen und um die Sehnsucht, endlich mit jemandem umgehen zu können.

«Ich werde als schwieriger Fall behandelt»

Heute Abend erhält er einen weiteren Preis: Matthias Zschokke wird mit dem grossen Literaturpreis der Stadt Bern für sein Gesamtwerk geehrt. Der Berner Autor, Dramatiker und Filmer lebt seit 1980 in Berlin.

**Gespräch: Michael Angele, Berlin*

BZ: Matthias Zschokke, bestimmt werden Sie oft auf Robert Walser angesprochen. Es gibt da eine ähnliche poetische Aufmerksamkeit für die kleinen Dinge, eine ähnliche positive Versponnenheit und, natürlich, gemeinsame biografische Bezüge.

Matthias Zschokke: Nein, das passiert merkwürdigerweise eher selten. Die Leute trauen sich nicht. Walser ist ja ein Heiliger. Ich finde natürlich schon, dass er ein ganz grosser Dichter ist. Vielleicht kommt etwas eher allgemein Schweizerisches dazu, dieses Kleinmachen.

Es gibt dieses wunderbare Walser-Motiv in Ihrem letzten Buch «Das lose Glück», wo ein paar Schweizer die deutschen Kellner ...

... darin unterweisen, wie man sich ducken und dienen kann und dabei trotzdem heimlich denkt, dass man der Beste ist. Man muss dazu sagen, dass die Schweizer Schriftsteller hier in Deutschland als Exoten wahrgenommen werden. Walsers Dichtung wird oft als kauzig empfunden. Tatsächlich ist sie präzise. Ich lese Walser peu à peu, und neulich sind mir ganz abgedrehte Dialogszenen aufgefallen. Ich dachte, die muss man sofort auf die Bühne bringen. Leider wird Walser ja nur sehr selten gespielt, stösst auf Widerstände. Da gibt es unglücklicherweise auch eine Parallele zu meinen letzten Stücken ... Was ich sagen will: ich kann herzlich lachen bei Walser.

Kennen Sie diese Anekdote von Kafka, der ...

... seine eigenen Texte liest und fast stirbt vor Lachen. Das ist natürlich ein Lachen aus tiefer Verzweiflung. Man merkt, der geht fast drauf und dann befreit er sich dann noch einmal mit diesem Lachen. Aber, wie gesagt, man sollte die Parallele wirklich nicht zu stark ziehen.

Sie haben doch 1981 den Robert-Walser-Preis der Stadt Biel für «Max» bekommen.

Das ist nur der Name für einen Preis für ein Erstlingswerk. Es gibt ja noch ganz oberflächliche, dumme biografische Bezüge, er hat eine Schauspielschule besucht, ich auch. Berlin ...

«Das lose Glück», das sowohl in Berlin als auch im Seeland angesiedelt ist, nimmt das Motiv der Heimat auf, wie schon Ihr Film «Der wilde Mann» von 1988. Nicht kitschig, eher im Sinne eines «negativen Heimatromans». Finden Sie diese Bezeichnung daneben?

Sehr daneben. Der Film spielt an einem sehr exotischen Ort, und im neuen Buch geht es eher um eine Art Sehnsuchtsort. Die Berliner Figur zieht es ja dorthin. Auch im ersten Werk kommt einer von aussen in dieses Dorf in der Schweiz, aber es ist der befremdliche Blick von innen. Als ich den «wilden Mann» gedreht habe, war ich schon zehn Jahre im Ausland. Man sollte das also nicht zu biografisch sehen.

Nein, aber es wäre eine schöne Klammer im Hinblick auf die Preisverleihung in Ihrem Heimatort. Apropos Heimat: Gut hat mir die lakonische Episode gefallen, wo Biel als nichts Besonderes gezeigt wird, aber - so heisst es -, wenn man sich dort einen schönen Tag machen kann, dann ist das gut so.

Das ist nicht nur Biel, da sind auch La Chaux-de-Fonds und sogar Bergamo in die Beschreibung eingeflossen. Ich sehe schon, es wird schwierig für Sie, das zusammenzufassen.

Stimmt, aber ich denke, man darf ruhig merken, dass unser Gespräch an einem Sonntag-nachmittag in einem Berliner Kaffeehaus geführt wurde. Etwas anderes: Mir ist aufgefallen, dass Sie oft als Aussenseiter oder auch als Unzeitgemässer dargestellt werden. Nerven solche Klischees?

Sicher tun sie das. Ich werde als schwieriger Fall behandelt. Leider. Bin ich überschätzt, werde ich unterschätzt? Es gibt eigentlich nur einen Massstab: den Markt. Daher hat die Sache schon eine konkrete Wahrheit. Hier in Deutschland ist es mit dem Fall der Mauer für die Schweizer Literatur sehr schwer geworden. Fakt ist, dass ich nicht existiere. Auf dem Markt. Das glauben manche Leute nicht, die wissen, dass ich Preise bekommen habe, und meine Bücher ordentlich besprochen wurden. Dabei ist es so: Ich bekomme einen Preis, dann tauche ich wieder ab, dann tauche ich wieder für einen Preis auf. Leider kommt das bei der Leserschaft auch so an. Beim Film gibt es das Wort vom Festivalfilm.

Ihre Situation ist doch bis zu einem gewissen Grad typisch. Die Schweizer Subkamp- und Luchterhandkultur hatte eben ihre Zeit. Erinnern Sie sich an Felix Böni?

Franz. Franz Böni. Der war wirklich ein legitimer Erbe von Robert Walser. Wahrscheinlich lebt der ja noch irgendwo und schreibt immer noch. Man weiss es aber nicht, denn er ist eben nicht präsent.

Sie werden dagegen mindestens von der Kritik stark wahrgenommen, sind geradezu ein Liebling der Kritik. Ich zitiere ein Beispiel: «Das lose Glück' ist ein schwerelos geglücktes Kunststück. Es beschreibt Ereignislosigkeit und lässt daraus eine Welt voller Ereignisse entstehen.»

Auch im Internet gibt es jetzt eine ganze Menge über mich - zu Walsers Zeiten gab es das Internet ja noch nicht... Unlängst druckte auch die Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ) eine ausgezeichnete, sehr eigenständige Kritik, ich habe den Namen des Rezensenten vergessen, es war offenbar jemand, der nicht im Betrieb war, einfach ein Leser, dem das zugeteilt wurde. Leider achten manche Leser primär darauf, wer die Kritik verfasst, es gibt eine A- und eine B-Kritik. Das ist halt so. Apropos Walser: der war auch gar nicht so verkannt, wie es die Legende will, er hatte sogar ein richtiges Netzwerk zu seiner Zeit.

Ein anderer Kritiker Ihres neuen Buchs hat auf Goethes «Märchen der deutschen Ausgewanderten» hingewiesen. Man ist auf der Flucht und hält sich mit dem Erzählen von Geschichten über Wasser. Ihr Buch spielt ja buchstäblich auf dem Wasser und besteht, ebenso buchstäblich, aus Unterhaltung. Mir scheint aber, dass Sie ein gespaltenes Verhältnis zum Erzählen haben. Da ist immer wieder eine Stimme, die sagt: Vorsicht, nicht zu glatt! Es ist Ihnen suspekt, wenn eine Geschichte einen Anfang, eine Mitte und ein Ende hat.

Ja, ich habe Goethes Text tatsächlich gelesen, allerdings erst nachdem ich diese Kritik gelesen hatte ... Nun, ich habe nichts gegen einen Anfang, eine Mitte und ein Ende. «Madame Bovary» von Flaubert zum Beispiel hat all dies, zeigt aber auch die Brüche. Das war eine Vergewaltigung, den Stoff in diese Form zu zwingen. Eine titanische Anstrengung, das zurechtzubiegen. Als Leser selbst brauche ich das geschlossene Erzählen nicht mehr. Ich glaube, wir Schriftsteller unterziehen uns heute manchmal viel zu schnell den Bedürfnissen der Leser. Aber es gibt ja auch

eine moderne Tradition von offenen Formen; im Moment lese ich mit Begeisterung Claude Simon. Das ist so herrlich unfertig. Man wird am Schluss nicht wissen, ob etwas passiert ist. Es zählt nur gerade das, was im momentanen Akt des Lesens geschieht.

Sie sind offensichtlich ein passionierter Leser. Auch Ihre Bücher sind in einem emphatischen Sinn für Leser geschrieben, Ihre Figuren selbst sind ja vor allem Leser. Der Kunst einer solchen Leser- Literatur sind wohl keine Grenzen gesetzt, der Verbreitung schon eher.

Wahrscheinlich. Ich verstehe aber gar nicht, was die so genannten «anderen» Leser tun. Wenn man etwa im Zug beobachtet, wie schnell manche Mitfahrer die Seiten ihres Buches umblättern, fragt man sich doch: Was ist das für ein Vorgang? Es gibt wohl eine Übereinkunft zwischen Autor und Leser, die ich beim Film viel eher verstehe.

Aber Sie pflegen ja auch ein «filmisches» Schreiben, das an den «Nouveau Roman» erinnert. In «Das lose Glück» ist dieses gleichschwebende Registrieren der alltäglichen Dinge sehr schön, manchmal auch ermüdend.

Das ist ja auch nicht ein Buch, das man in einem Zug durchlesen kann. Ich hatte, ehrlich gesagt, auch den Anspruch, dass man es an einer beliebigen Stelle aufschlagen kann und sich nach etwa zehn Sätzen darin einfinden wird. Ich wünschte mir ein Buch, wo der Leser immer wieder einsteigen und aussteigen kann.*

(*"Berner Zeitung", 7.12.2000*)

*

«Gegen alle Vernunft sterben die Walsers ja nicht aus...»

LITERATUR / Was will Literatur heute noch? Was bewirken Literaturpreise? Schreibt es sich in Berlin anders als in Bern? Fragen wie diesen hat sich Matthias Zschokke, Träger des Grossen Berner Literaturpreises 2000, gestellt. Und gleichzeitig lässt er das Publikum in einer eigens verfassten Glosse einen ganz privaten Blick in die Garderobe bzw. den Geldbeutel eines Literaturpreisträgers tun.

• INTERVIEW: CHARLES LINSMAYER

Heute Abend wird dem in Berlin lebenden, aus Bern gebürtigen Erzähler, Dramatiker und Filmemacher Matthias Zschokke im Kornhaus der diesjährige Grosse Berner Literaturpreis

überreicht. Im Gespräch mit dem «Bund» beantwortet er Fragen zu seinem Werk, zu seiner Art zu arbeiten und seinem Verhältnis zu Bern und der Schweiz.

«Bund»: Matthias Zschokke, Sie haben im Juni einen Buchpreis des Kantons Bern erhalten, heute Abend wird Ihnen der Grosse Literaturpreis der Stadt Bern verliehen. Was löst diese öffentliche Anerkennung in Ihrer Geburtsstadt in Ihnen aus? Was bedeutet sie für Sie?

Matthias Zschokke: Eben gerade hat mir jemand erzählt, dass Napoleon nach jeder geschlagenen Schlacht nur eine einzige Frage umgetrieben habe, und zwar: Wie redet man zuhause darüber. Also wurden ihm jeweils auf schnellstmöglichem Weg die Reaktionen aus Paris übermittelt, die er aufmerksam bis ins kleinste Detail registrierte. Was ihn aber noch viel mehr als dieses offizielle Echo interessiert habe, sei gewesen zu erfahren, wie sie in Ajaccio über ihn redeten. - Aber nicht dass Sie jetzt schreiben, der hält sich für Napoleon und vergleicht seine Bücher mit Schlachten!

1994 ist in Bern Ihr Stück «Die Alphabeten» uraufgeführt worden. Da ist dargestellt, wie zwecks Aufrechterhaltung des Kulturbetriebs Preise an Scharlatane und Schönredner vergeben werden, während das einzige wirkliche Talent, die Autorin Susanna Serval, nach einer einmaligen, durch ihren Entdecker bewirkten Berücksichtigung zur Stripperin verkommt. Hat sich die Praxis der Literaturförderung grundlegend geändert, seit Sie jenes Stück schrieben, oder ist die Sache dort einfach überscharf satirisch verfremdet?

In den «Alphabeten» geht es um die grundsätzliche Frage, ob es möglich ist, dass ein Dichter wie zum Beispiel Robert Walser schon zu Lebzeiten erkannt und zugelassen werden kann - und ich meine damit wirklich erkannt und zugelassen, akzeptiert, mit Raum und Mitteln, die es ihm erlauben, seine Existenz so zu leben, wie er das für richtig hält. Oder ob die Walsers vom Tageskulturbetrieb in alle Ewigkeit verkannt und untergepflügt werden. Ich fürchte, das Zweite ist der Fall. Kunst und Gesellschaft scheinen zwei Pole zu sein, die sich abstossen. Ich rede nicht von einzelnen Preisen, Anerkennungen, Zusprüchen. Die hat selbst Walser bekommen - von heute aus gesehen grotesk wenig, sicher, aber er hatte durchaus seine Bekanntheit. Vom Antimagnetismus dieser beiden Pole handelt das Stück - und endet offen, denn gegen alle Vernunft sterben die Walsers ja nicht aus, sondern tauchen immer mal wieder auf, immer genau dort, wo man sie nicht vermutet, und schwimmen da ihren absonderlichen Stil. Um im Stück zu bleiben: Ich denke, Susanna Serval wird hinter dem Schlussvorhang weiterschreiben, und hoffentlich gut.

In Ihrem jüngsten Roman, «Das lose Glück», resignieren Mittvierziger wie Sie an der Möglichkeit von Visionen und finden sich mit dem «würgenden Elend des Gemütlichen» und der «Monstrosität des Gemässigten» ab. Kommt darin irgendwie das Lebensgefühl der Nach-Achtundsechziger-Generation zum Ausdruck?

Die Personen im «Losen Glück» haben Zeit zum Wahrnehmen des Moments und den Mut dazu. Das ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie immer neu.

Im Vorwort zu «ErSieEs» haben Sie 1986 geschrieben: «Im Grunde würde ich mich auf den Barrikaden besonders wohl fühlen.» Wie stehen Sie zu jener Literatur, die direkt oder indirekt auf die Gesellschaft einwirken, sie irgendwie zum Besseren verändern will?

Das könnte man doch fast als eine Definition von Literatur nehmen: dass sie immer alles zum Besseren verändern will. Wer einverstanden ist mit dem, wie es ist, wird kaum anfangen zu schreiben. Das bedeutet natürlich nicht aufzuschreiben «drum links zwei drei» oder «drum rechts zwei drei». Das ist albern und gehört, wenn überhaupt, in die Tagespolitik. Vielleicht eher so etwas wie Freiheit in Köpfe bringen, Sauerstoff, Anstiftung zum eigenen Denken. «Der Mond ist aufgegangen . . .», diese Literatur meine ich, das ist befreiend, das ist politisch.

Sie werden in letzter Zeit gerne mit Beckett verglichen. Sehen Sie sich auch selbst in der Nachfolge seiner absurden, skurrilen, manchmal auch todtraurigen Komik?

Ich habe von Beckett gerade «Molloy» gelesen, ein ungeheuer komisches und tieftrauriges Buch! Herrlich. Ob es mich für die Zukunft geprägt hat, wird sich zeigen.

Sie betätigen sich (erfolgreich) gleichzeitig als Erzähler, Dramatiker und Filmemacher, ja es gelingt Ihnen immer wieder, die verschiedenen Formen einander anzunähern. Wo liegt der Grund für diese Vielseitigkeit?

Angefangen bei Goethe, der Lyriker, Prosaist, Übersetzer, Dramatiker, Regisseur, Intendant, Minister usw. war, bis hin zu unserer Nähe - Frisch, Dürrenmatt oder lebenden Kollegen: Jeder versucht (oder hat versucht), sich auf alle nur erdenkliche Arten auszudrücken. Um noch einmal Napoleon zu bemühen: Es ist wie das Stürmen einer Festung von allen Seiten. Wer sich ganz auf Kunst einlässt, wird unweigerlich mit deren verschiedenen Gattungen konfrontiert. Und je mehr ich mich damit beschäftige, desto mehr fasziniert mich jedes Genre mit seinen eigenen Gesetzen.

Der Krimi ist im Trend, der gegenwärtige Literatur-Boom ist im Wesentlichen ein Boom ihrer Unterhaltsamkeit und ihrer Entertainment-Komponente: Bücher als Freizeitunterhaltung der smarten Art. Wie stehen Sie dazu?

Solche Bücher langweilen mich. Ich werde unleidig und nervös, wenn mich jemand unterhalten will. Wie einer sich selbst unterhält, wie er es aushält mit sich, nur das interessiert mich.

«Das lose Glück» ist auch ein Buch über die Sprache, über ihre Tragfähigkeit, über die Möglichkeit des Erzählens. Würden Sie der Vermutung etwas abgewinnen können, dass Ihre stupend-moderne, aufgebrochene, diskursiv-assoziative Art des literarischen Gestaltens damit zusammenhängt, dass Erzählen im traditionellen, linearen Sinne eigentlich gar nicht mehr möglich ist?

Es ist immer alles möglich. Mein Ziel ist - und wahrscheinlich nicht nur meines - die grösste Einfachheit und Wahrheit. Solange es anders herauskommt, muss ich es halt wieder und wieder versuchen, solange, bis es aufgeht. Alles, was der Wahrheitsfindung dient, soll mir recht sein, ob traditionell, linear oder diskursiv-assoziativ.

Schon Ihr erster Roman, «Max», ist 1980/81 in Berlin entstanden, wo Sie auch heute noch leben. Hängt die Modernität, der experimentelle Charakter Ihres Schreibens irgendwie mit Ihrem Leben in Berlin zusammen?

Ich habe so meine Trampelpfade, die gehe ich entlang. Ob am Horizont die Skyline von Berlin oder die vom Gurten zu sehen ist, das scheint mir für die Art meines Schreibens unwesentlich. Ich zottle halt so hin. Natürlich tauchen in meinen Büchern Kanäle und U-Bahnen auf anstelle von der Aare und den Trams. Aber ich schreibe schliesslich nicht über Kanäle und U-Bahnen, sondern übers Dasein, und das spielt sich überall in unseren Breitengraden ähnlich ab.

Könnten Sie sich vorstellen, in Bern zu leben und zu arbeiten? Wenn nein, was müsste sich ändern, damit Sie es könnten?

Früher konnte ich immer leicht erklären, warum ich in Berlin lebe: Es war billiger als die Schweiz. Inzwischen sind die Preise gestiegen, und das Argument zieht nicht mehr. Doch jetzt habe ich mich daran gewöhnt. Und kann mir immer sagen, es gibt einen Ort, der ist schöner als da, wo ich bin. Das ist tröstlich. Würde ich in Bern leben, würde es schwierig, einen solchen Ort als Ersatz ausfindig zu machen.

(„Der Bund“, Bern, 7.12.2000)

Matthias Zschokke: Der Anzug

In meinem Leben beansprucht Geld geradezu unanständig viel Raum: dauernd denke ich darüber nach, wie ich zu welchem kommen könnte. Wonach man sich sehnt, nimmt in unserer Vorstellung desto schönere Eigenschaften an, je weniger Anstalten es macht, aufzutauchen. Nur was vorhanden ist lässt sich getrost vergessen.

Dass das Schreiben eine brotlose Kunst ist, davon hat jeder schon einmal gehört. Ich will diese Tatsache hier nicht zum elfundneunzigsten Mal aufwärmen. Doch habe ich neulich von einer Ärztin gehört, ihre Eltern hätten ihr nicht nur von einer künstlerischen Laufbahn abgeraten, sondern ihr jeglichen Kontakt, ja selbst das Sprechen mit Schauspielern, Malern oder Schriftstellern strengstens untersagt, so ansteckend sei ihnen deren Armut vorgekommen. Das gab mir dann doch zu denken. Möglicherweise haben sich diese Eltern manchmal insgeheim gefragt, von was solche Hungerkünstler überhaupt leben. Die Antwort ist: unter anderem von Preisen.

Heute werde ich von der Stadt Bern zwanzigtausend Franken bekommen. Wer einen lebenden Autor und dessen Einkommensverhältnisse kennt, wird sich vorstellen können, was für eine Erleichterung diese Nachricht mir verschafft hat. Schauen Sie sich das obenstehende Jugendfoto an - wir leben schliesslich nicht mehr in der Epoche des Worts, sondern in der des Bilds. Nachdem bekannt wurde, dass ich diesen Preis erhalten soll, bat man mich um ein Foto, das man der Dokumentationsmappe beilegen wolle. Ich schaute meine Bilder durch auf der Suche nach einem vertrauenerweckenden, preiswürdigen Portrait - und wurde blass. Auf fast allen Bildern trage ich diesen Anzug! Das war mir bislang nicht bewusst: Da ich immer nur zu offiziellen Anlässen fotografiert werde, und da ich einen Anzug für das einzig wirklich offizielle Kleidungsstück halte, trage ich auf Fotos immer einen Anzug, und da ich nur diesen einen besitze, ist es halt immer derselbe. Nun ist mir aufgefallen, dass er schon dreizehn Jahre alt ist. Als ich ihn kaufte, war er in Mode. Man nannte so etwas oversized. Überdies war er mir von Anfang an eine Nummer zu gross. Es handelte sich um ein herabgesetztes Einzelstück. Heute komme ich mir darin eher sonderbar vor. Wenn ich Ihnen jedoch die Gehaltskurve meiner letzten zwanzig Jahre hier aufzeichnen würde, würden Sie verstehen, dass ich ihn nicht in erster Linie aus einem Hang zur Exzentrík gekauft habe und trage, sondern vor allem aus ökonomischer Vernunft.

Dass er zu dieser Preisverleihung ein letztes Mal ans Licht der Öffentlichkeit darf, verdankt er meiner Sentimentalität. Die Feier soll eine Art Gnadenbrot für ihn darstellen. Die Ränder an seinen Ärmeln und Hosenbeinen sind eingerissen, den Kragen kriege ich nicht mehr sauber, die Nähte sind mürbe und platzen - er fällt auseinander. Ich bin auf dem Land aufgewachsen. Da gab es Bauern, die zu wichtigen Ereignissen wie Hochzeiten, Beerdigungen oder Taufen in immer demselben Anzug erschienen sind, ihr Leben lang, um darin zuletzt auch noch in ihren eigenen Sarg gelegt zu werden. Was für Stoffe! Was für Nähte! Was für zeitlose Farben und Schnitte! Sie werden nachvollziehen können, mit welchem Respekt einer, der froh ist um alles, dessen Anschaffung er ein für allemal hinter sich bringen kann, an diese Anzüge zurückdenkt und wie sehr er sich nach einem solchen sehnt. In England kann man sich vielleicht heute noch so etwas schneidern lassen. Dort haben sich ein paar alte Traditionen halten können. Beispielsweise gibt es dort noch Schuhmacher, die einem Schuhe fürs Leben anpassen. Ich habe einen königlich britischen Schuhmacher namens Lobb kennen gelernt. Für mich sind Massschuhe aus Pferdeleder der Inbegriff von Luxus. Auf meine Frage, ob er auch Schuhe aus Pferdeleder herstelle, antwortete Mister Lobb: «Sicher, doch ja, wenn Sie es wünschen, selbstverständlich. Doch rate ich in der Regel eher ab von Pferdeleder und empfehle unser englisches Boxcalf. Wissen Sie, wenn Pferdeleder nicht wirklich exzellent gegerbt worden ist, kann es nach fünfzehn, zwanzig Jahren anfangen, in den Knickfalten brüchig zu werden. Das sieht dann aus wie Ränder von Briefmarken. Das wollen wir doch alle lieber nicht - ein Schuh soll schliesslich ein paar Jahre

halten, isn't it.» Leider ist mein Englisch sehr bescheiden, weshalb ich Mister Lobb nicht ausdrücken konnte, wie sehr mich seine Antwort begeisterte und überzeugte. Ein Mann, der Schuhe, die nach zwanzig Jahren anfangen zu kränkeln, für schnelllebigen Pfusch hält! Ich versprach ihm, wenn ich jemals zu Geld kommen sollte, mir von ihm ein Paar Boxcalfschuhe herstellen zu lassen.

Zurück zum Anzug: Ich werde ihn heute Abend tragen, und Sie werden mich in dieser schütterten, aus der Mode gefallen Konfektion vor sich stehen sehen können. Das ist das Kostüm, das ich wähle, um Ihnen einen zeitlos aktuellen Preisträger vorzuführen: Dichter verdienen heute wie vor tausend Jahren wenig Geld. Wenn sie nicht aus wohlhabendem Haus kommen oder dem Lehrerberuf nachgehen, sind sie arme Schlucker. Gönnen Sie ihnen jeden Preis und freuen Sie sich mit mir über diesen hier.

Was die Ehre anbelangt, die mit so einem Preis verbunden ist, rückt sie aus der Sicht des Empfängers, wie Sie sich vorstellen können, ziemlich ins Abseits. Man könnte mich mit dem dreifachen goldenen Shakespearekreuz am seidenen Band, der Sophoklesnadel aus Kristall und der Platinfeder sämtlicher Weltliteratur in einem auszeichnen, ich würde den ganzen Bettel leichten Gewissens schultern und mir über die Verantwortung, die ich damit auf mich lade, kein graues Haar wachsen lassen. Ich brauche das Geld. Den Rest halte ich in Ehren.

("Der Bund", Bern, 7.12.2000)

**THE
END** 

© 2002 by the Author
Köln/ Germany
Foto: © 1985 Niels Höpfner
Buchfassung der Website
www.angelfire.com/ms/zschokke
Erstveröffentlichung im Internet:
29. Oktober 1996 (www.alabaster.de/zschokke)
Gedruckt am 5. Mai 2002
in drei Exemplaren für die
Deutsche Bibliothek Frankfurt,
Deutsche Bücherei Leipzig,
Schweizerische Landesbibliothek Bern.
Der Edition ist eine CD-ROM der gesamten Website beigelegt.

ALL RIGHTS RESERVED